

RENTENREFORM

Gelingt Merz
der große Wurf?

SPIEGEL INTERN

Unser Umgang mit der
künstlichen Intelligenz

WM-STAR MUSIALA

Was er von seiner
Mutter gelernt hat



DIE HAUT-HIRN- FORMEL

Warum Stress der Haut zusetzt
und wie **Therapien** helfen können



Benelux € 8,40
Dänemark dkr 102,95
Finnland € 10,40

Frankreich € 8,80
Griechenland € 9,20
Italien € 9,20


Kroatien € 9,50
Norwegen NOK 149,-
Österreich € 7,80

Portugal (cont) € 8,80
Schweiz sfr 10,30
Slowakei € 8,80

Slowenien € 8,80
Spanien € 8,60
Spanien/Kanaren € 8,90

Tschechien Kč 260,-
Ungarn Ft 4190,-
Printed in Germany

 Deutsche Bank | 



Mehr Zeit für das Wesentliche: fundierte Beratung. Tiefergehende Finanzanalysen mit Google AI.

Der intelligente KI-Assistent dbLumina unterstützt Analytinnen und Analysten der Deutschen Bank bei der Recherche relevanter Finanzinformationen. Basierend auf Gemini Enterprise, führt er Daten und Berichte aus verschiedensten Quellen smart zusammen und stellt sie strukturiert bereit. Damit bleibt mehr Zeit für Analyse und Bewertung – die Grundlage für eine individuelle und zukunftsgerichtete Beratung.

So viel Eintracht war selten, und die Frage drängt sich auf: Kann aus der Renteneinigung etwas Größeres entstehen?

Seite 22

Titel

Die Haut ist das größte Organ des Menschen. Sie macht ungefähr 15 Prozent des Körpergewichts aus und hat eine Fläche von anderthalb bis zwei Quadratmetern. Traditionell wurde die Haut als äußere Barriere angesehen, heute gilt sie als ein lange unterschätztes Organ, das mittels körpereigener Botenstoffe mit dem Zentralnervensystem kommunizieren kann. »Die Haut und das Gehirn können gleichsam miteinander reden, es ist ein wechselseitiges Gespräch«, sagt Titelauteur **Jörg Blech**. Stress und Sorgen gehen buchstäblich unter die Haut und können Entzündungen verursachen; nicht wenige Menschen bekommen von Prüfungen verstärkt Ekzeme oder Akne. In einer Klinik für Hautpatienten im fränkischen Hersbruck traf Blech Betroffene, mit **Andrea Eisenberg**, einer Fachärztin für Innere Medizin und Psychotherapeutische Medizin, sprach er darüber, was der neue Blick auf die Körperhülle bedeutet. Wenn man Haut und Psyche parallel behandelt, sind erstaunliche Erfolge gegen Neurodermitis und Schuppenflechte möglich.

Seite 8



Maria Bayer / DER SPIEGEL

Reality-TV



Louisa Strickelbrück / DER SPIEGEL

Mittwochs laufen »Die Bachelors«, donnerstags »Prominent getrennt«, freitags geht es mit »Ex on the Beach« weiter. Längst ist Reality-TV kein Nischenfernsehen mehr, sondern macht bei Sendern wie RTL und Sat.1 einen großen Teil des Programms aus. Das Publikum liebt die Tränen, den Streit und das Drama. Hinter TV-Größen wie Yeliz Koç, Ariel und Serkan Yavuz steckt **Filiz Rose** (r.), einstige Profifußballerin und inzwischen die mächtigste Managerin im Reality-TV. SPIEGEL-Autorin **Laura Backes** und Redakteurin **Julia Kopatzki** haben Rose zu mehreren Branchenveranstaltungen begleitet und mit ihren Klientinnen und Klienten gesprochen. Sie wollten wissen, was Leute dazu antreibt, große Teile ihres Privatlebens vor der Kamera zu verhandeln. »Für die Teilnehmer ist Reality-TV ein Aufstiegsversprechen«, sagt Kopatzki, »sie bekommen mehr Geld und Aufmerksamkeit, als das in ihrem eigentlichen Job je möglich gewesen wäre.«

Seite 66

Jamal Musiala

Nationalspieler **Jamal Musiala** (r.) wird eine große Zukunft vorausgesagt: Er sei ein kommender Weltfußballer, heißt es oft. Mit 23 hat er viel erreicht: sechsmal deutscher Meister, einer der Torschützenkönige bei der EM 2024. Musiala, Spitzname »Bambi«, gilt als freundlich, bescheiden, schüchtern. Vor einem Jahr verletzte er sich schwer. Seither wächst Kritik: Er sei »nicht mehr der Alte«. Aber will er das überhaupt sein? Redakteur **Tobias Scharnagl** traf ihn kurz vor der WM. Im Interview wirkte Musiala – laut Bundestrainer auch mit nur 95 Prozent »immer noch einer der außergewöhnlichsten Spieler auf diesem Planeten« – selbstbewusst und schlagfertig. »»Bambi« ist erwachsen geworden«, sagt Scharnagl. Musiala sprach über Dinge außerhalb des Fußballs, die ihm wichtig sind – und immer wieder über seine Mutter Carolin. Sie zog ihn unter schwierigen Bedingungen auf. Scharnagl hat die beiden in den vergangenen Jahren beobachtet und einige Male getroffen. Er sagt: »Seine Mutter hat ihm seinen Aufstieg zum Superstar ermöglicht.«

Seite 102



Sebastian Lock / DER SPIEGEL

DEIN SPIEGEL



In den großen Ferien können auch die schönsten Sommertage Kindern ziemlich lang vorkommen. Die Extra-Ausgabe von DEIN SPIEGEL, »Alles auf Sommer!«, zeigt, wie man solche Stunden füllen kann: mit Bastel- und Spielideen (Wie wäre es mit wiederverwendbaren Wasserbomben? Oder einer Insekentränke aus Muscheln?), einem großen Sommerrätsel mit vielen Preisen und spannenden Texten. Zum Beispiel über die neue Trendsportart Discgolf, bei der man eine Frisbeescheibe über eine lange Distanz in einen Korb werfen muss – das kann man auch in jedem Park spielen. Oder über das Schreiadlerprojekt des Nabu in Brandenburg, bei dem gerade 26 flauschige Küken aufgezogen werden. Gefüttert werden sie von als Schreiadler verkleideten Pflegenden, damit die Jungtiere den Menschen nicht mit Futter verknüpfen. Und gegen die Hitze gibt es auch etwas in DEIN SPIEGEL – ein Rezept für hausgemachtes Mango-Basilikum-Limette-Eis. DEIN SPIEGEL »Alles auf Sommer!« erscheint am kommenden Donnerstag.

INHALT

TITEL

- 8 Medizin** Neue Forschung zeigt, wie Haut und Gehirn zusammenspielen
- 14 Gesundheit** Dermatologin Esther von Stebut über Schäden durch Sonnenbrand

POLITISCHE BÜHNE

- 16** Regierung verschweigt Kosten für PR-Berater | Hannoveraner Ex-SPD-Ratsfrau klagt gegen Behörden | Die Gegendarstellung

DEUTSCHLAND

- 6 Leitartikel** Deutschland ist miserabel auf Hitzewellen vorbereitet
- 22 Koalition** Wie die Rentenkommision mit guten Ergebnissen verblüfft
- 25 Altersvorsorge** SPIEGEL-Gespräch mit den Kommissionsvorsitzenden Constanze Janda und Frank-Jürgen Weise



Murat Deniz / Getty Images

Spiegel der Seele

Titel Die Haut ist enger mit dem Gehirn verbunden als gedacht. Wer eine gesunde Haut haben möchte, sollte darauf achten, dass es der Psyche gut geht.

Seiten 8, 14

- 29 Linke** Ein Radikaler an der Spitze
- 30 Gesundheitsreform** Ministerin Nina Warken legt sich mit allen an
- 32 Industriepolitik** Warum die Bundesregierung einen Berater des serbischen Autokraten Vučić bezahlt
- 36 Proteste** Vor dem AfD-Parteitag in Erfurt stellt sich die Polizei auf mehr als 50.000 Gegendemonstranten ein
- 38 Grüne** Der baden-württembergische Ministerpräsident Cem Özdemir im SPIEGEL-Gespräch über die Fehler seiner Partei
- 42 Kriminalität** Trotz Warnungen ließ sich ein Rentner von Internetbetrügern um sein Ersparnis bringen
- 44 Demografie** In Sachsen-Anhalt begegnet man der Überalterung mit unkonventionellen Ideen
- 47 Kommunen** Streit um die Farbe von Garagentoren



Jasper Walter Bastian / DER SPIEGEL

Cem Özdemir

Der Grünenpolitiker rät seiner Partei zu einem Kooperationskurs.

Seite 38



Linda Schäffler

Maja Göpel

Die Politökonomin hadert damit, dass Klimaschutz kaum noch interessiert.

Seite 76



Sebastian Lock / DER SPIEGEL

Jamal Musiala

Seit seinem Beinbruch sucht der Nationalspieler nach der Leichtigkeit.

Seite 102

DEBATTE

48 Medien Wie der SPIEGEL künstliche Intelligenz in der Redaktion einsetzt

AUSLAND

52 Venezuela Wer regiert nach Maduros Sturz?

58 Großbritannien Nach dem Rücktritt von Premier Starmer ist Andy Burnham die neue Hoffnung der Labour-Partei

60 Iran Rekonstruktion des fatalen Angriffs auf eine Schule

63 China Im Land der Zensur boomt Stand-up-Comedy

64 Neuer Streit zwischen Rom und Washington | Prämien für umweltbewusste Touristen in Kopenhagen | Korrespondentenkolumne aus Peking

REPORTER

66 Fernsehen Porträt der Reality-TV-Managerin Filiz Rose

71 Kolumne Alles Gutsch

WIRTSCHAFT

72 Handel Nehmen uns künftig KI-Agenten Einkäufe ab?

76 Karrieren Bestsellerautorin Maja Göpel sucht nach neuen Verbündeten

79 Skandale Die bedenkliche Herkunft der Ziegenmilch

80 Grünenminister will Steuer vereinfachen | Preise für Bio könnten steigen | Vormarsch der KI-Krieger

WISSEN

82 Energie Am Rhein entsteht die größte Flusswärmepumpe der Welt



Stefan Boness / Ipon

Ist das der Durchbruch?

Geräuschlos hat sich eine Kommission aus Experten und Politikern auf eine Rentenreform geeinigt.

Seiten 22, 25



Anadolu / picture alliance

Rekonstruktion einer Katastrophe

Bei einem Luftschlag auf eine iranische Schule starben mehr als 100 Kinder. Haben die USA ein Kriegsverbrechen begangen?

Seite 60



Matthias Koch / picture alliance

Die Neuerfindung der Spielerfrau

Früher galten die Partnerinnen von Fußballern als Ablenkung, nun sollen sie den Männern den Rücken freihalten.

Seite 96

86 Loveletter Psychiater Reinhard Haller über das zerstörerische Schweigen in Beziehungen

88 Pharmakologie Tödliche Gefahr durch neue Drogen

90 Besuch der Gänsegeier | Wie nützlich sind Joghurt-tampons?

KULTUR

92 Hip-Hop SPIEGEL-Gespräch mit dem Rapper Apsilon über seinen Zwist mit Lars Klingbeil

96 Fußball-WM Die neue Rolle der Spielerfrauen

98 Gedenken Ein Mahnmal erinnert an die im Nationalsozialismus getöteten Zeugen Jehovas

99 Humor Dieter Nuhr macht geschmacklose Witze über Femizide

100 Kino »Supergirl« von Craig Gillespie

101 Serie »The Bear« | Graphic Novel »Salvator Mundi« | Neues Album von Brutalismus 3000

SPORT

102 Karrieren Die Rückkehr von Jamal Musiala nach seiner schweren Verletzung

109 Randsportart Wingsuit Flying | Haltungsnote: Basketballer Jonas Mattisseck

35 SPIEGEL-TV-Programm

95 Bestseller

110 Impressum, Leserservice

111 Nachrufe

112 Personalien

114 Posteingang

116 Hohlspiegel

117 Familienalbum

118 Niemals geht man so ganz

Massenmörder und Wachstumskiller

Hitze kostet Tausende Leben und schadet der Wirtschaft massiv. Deutschland muss endlich aufhören, sie zu verharmlosen.

Von Susanne Götze

Es ist Juni, und Europa glüht. Auf den Karten der Wetterdienste hat sich ein Hochdruckgebiet ausgebreitet, der Kontinent ist in Rot und Violett getaucht. In rund 1500 Meter Höhe – dort, wo Meteorologen die Wärme einer Luftmasse messen, um lokale Einflüsse auszublenden – liegen die Temperaturen derzeit mehr als zehn Grad über dem langjährigen Mittel. In Städten staut sich heiße Luft zwischen den Asphaltstraßen und Betonfassaden, die Nächte bringen nur wenig Kühle. Das Thermometer könnte in diesen Tagen in Deutschland Hitzerekorde knacken, nicht allein für einen Junitag. Auch der bisher höchste Wert seit Beginn der Wetteraufzeichnungen könnte übertroffen werden: 41,2 Grad Celsius, erreicht im Juli 2019 in Tönisvorst und Duisburg-Baerl.

Die Gefährlichkeit der Hitze wird in Deutschland oft unterschätzt. Gewöhnlich freuen sich alle, wenn es »warm« wird. Das liegt an der deutschen Klimahistorie: Noch in den Fünfzigerjahren gab es im Schnitt dreieinhalb Tage pro Jahr mit mehr als 30 Grad. Mittlerweile sind es – der Klimakrise sei Dank – über 12 Tage, wobei es immer öfter Ausschläge gibt, so waren es 2018 schon 20. Diese neue Klimarealität wird nicht mehr verschwinden, sondern dürfte sich laut Klimaforschenden verschärfen. Es wird künftig normal sein, dass es wochenlang so heiß ist.

Die Wetterlage ist kein Spaß, sondern eine Naturkatastrophe. Bei einem Erdbeben, Wirbelsturm oder einer Überflutung käme niemand auf die Idee, Meldungen mit Bildern glücklicher Kinder am Springbrunnen und dösender Urlauber am Strand zu illustrieren, wie es oft noch der Fall ist. Hitze assoziieren viele Bürger mit Planschvergnügen und dem letzten Italienurlaub. Ein fataler Irrtum – und ein Grund, warum Deutschland bisher so schlecht vorbereitet ist.

Es ist höchste Zeit, Hitzewellen als das zu benennen, was sie sind: Massenmörder und Wachstumskiller. Jeden Sommer sterben Tausende Menschen in Deutschland wegen der hohen Temperaturen, das Robert Koch-Institut nennt sie »hitzebedingte Sterbefälle«. Im vergangenen, vergleichsweise milden Sommer waren es rund 2500 Tote, in extremen Hitzesommern wie 2018 fast 9000. In vielen Fällen litten diese Menschen an einer Vorerkrankung, etwa Bluthochdruck oder einem schwachen Herz. Doch auch gesunde Menschen können an einem Hitzeschlag sterben. Hinzu kommt eine nicht erfasste Zahl alter und chronisch kranker Men-

schen, deren Gebrechen durch die hohen Temperaturen schlimmer werden. Auch wenn sie nicht sterben, leiden sie.

Die Politik reagiert, als ginge sie das nichts an. Die meisten Krankenhäuser in Deutschland sind nicht oder nur teilweise klimatisiert. Frisch operierte Menschen, Frauen im Kreißsaal, die gerade ein Kind bekommen haben, oder Patienten mit Krebsleiden oder Schlaganfall liegen derzeit in Tausenden Mehrbettzimmern, die mit jedem Hitzetag heißer werden. Haben sie Pech, liegen sie in einem ungedämmten Altbau auf der Südseite.

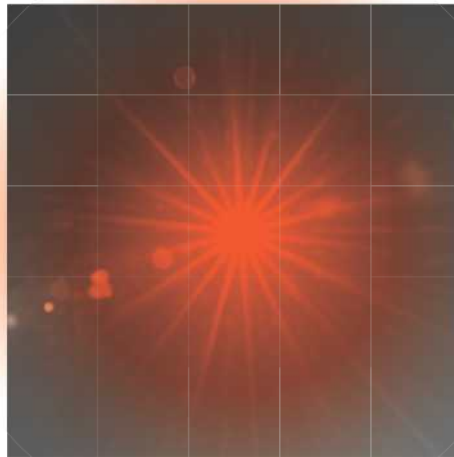
Dramatisch sind auch die wirtschaftlichen Folgen: Hohe Temperaturen sind ein Standortrisiko. Mehr als 100 Milliarden Euro könnte die Hitze die deutsche Volkswirtschaft bis

2030 kosten. Pro Grad Celsius – oberhalb der kritischen Marke von 30 Grad – sinkt die Produktivität um rund drei Prozent, die Energiekosten steigen um etwa 1,2 Prozent, rechnet der Kreditversicherer Allianz Trade vor. Eine Studie von Prognos im Auftrag des Bundesarbeitsministeriums hat die Folgen sogar auf einen einzigen Hitzetag heruntergerechnet: Der führt zu Verlusten von 431 Millionen Euro.

Mit guten Ratschlägen und Wasserspendern lassen sich diese Probleme nicht beheben. Wie beim Klimaschutz muss die Politik endlich verbindliche Regeln setzen: Wird ein Gebäude saniert oder neu gebaut, sollte der Hitzeschutz eingeplant werden. Gemeinden müssten verpflichtet werden, eine Mindestzahl kühler Rückzugsorte be-

reitzustellen. Auch Krankenhäuser und Pflegeheime brauchen solche Räume. Wie es besser geht, zeigt Frankreich. Dort haben die Menschen gerade die heißeste Nacht seit Beginn der Aufzeichnungen erlebt. Tagsüber herrschten in den südwestlichen Landesteilen 44 Grad. Dennoch hat das Land die Folgen halbwegs im Griff, seitdem es verpflichtende Hitzeschutzpläne für alle Gemeinden gibt und man sich um vulnerable Gruppen kümmert. Durch das landesweite Hitzeregister können Menschen ab 65 bei mehr als 34 Grad anrufen oder besucht werden.

Zudem greifen für Krankenhäuser gesetzliche Krisenpläne in Hitzewellen. Darin sind konkrete Maßnahmen vorgesehen, etwa die Räumung von überhitzten Räumen. In Deutschland gibt es nur unverbindliche Empfehlungen. Es gäbe hierzulande also viel zu tun. Wenn nicht für diesen, dann für nächsten Sommer.



52 × lesen, nur 39 × zahlen

Sichern Sie sich den SPIEGEL für ein Jahr frei Haus inklusive Zugriff auf das digitale Magazin, alle S+-Inhalte auf SPIEGEL.de sowie in der App und vieles mehr.



Gleich bestellen und 25% sparen:
abo.spiegel.de/39zahlen

oder telefonisch unter 040 3007-2700



Unsere

TITEL

Medizin Wer eine gesunde Haut haben möchte, sollte darauf achten, dass es der Psyche gut geht. Neue Forschung zeigt, wie eng Kopf und Haut zusammenspielen.

empfindliche

Hülle

Dass ihre Haut gesund werden könnte, hatte Vanessa fast nicht mehr geglaubt. Seit ihrer Kindheit plagten sie trockene, rötliche Stellen an den Armen, Beinen, am Rücken, am Hals und im Gesicht. Sie hätten nicht nur gejuckt, sondern auch geschmerzt, sagt die 28-Jährige. Sogar das Duschen habe ihr wehgetan.

Von Arzt zu Arzt sei sie gelaufen, erzählt sie, ein ums andere Mal hätten Dermatologen ihr kortisonhaltige Cremes verschrieben. Das habe zwar geholfen. Doch wenn sie die Mittel nicht mehr auftrug, seien die Probleme bald zurückgekommen. Sie wolle weg vom Kortison, sagt Vanessa, die ihren Nachnamen für sich behalten möchte. »Ich habe das Gefühl, es dämmt oberflächlich ein bisschen was ein, aber es geht nicht an das grundlegende Problem ran.«

Seit März lässt sich Vanessa deshalb in einer Hautklinik behandeln, deren Ärztinnen, Psychologen und Pfleger auch die Zusammenhänge zwischen Seele und Körper berücksichtigen. Die Kirinus PsoriSol Klinik, so der Name, liegt in Hersbruck, einer mittelalterlichen Festungsstadt, umgeben von den grünen Hügeln des Nürnberger Landes. Das Hauptgebäude befindet sich in einer alten Wassermühle am Ufer der Pegnitz. Die Klinik hat ein Hallenbad und einen parkähnlichen Garten. Sie steht Privatpatienten offen und gesetzlich Versicherten, sofern sie eine Einweisung mitbringen.

Seele und Haut gehörten zusammen, sagt Andrea Eisenberg, die in der Klinik in leitender Funktion arbeitet. Sie ist Fachärztin für Innere Medizin sowie für Psychotherapeutische Medizin; im Regal in ihrem Behandlungszimmer stehen neben anatomischen Modellen auch Lehrbücher der Psychotherapie. Es gibt zwei Sessel und ein Sofa, die mit glattem Kunstleder bezogen sind. Dieses Material sei für die Haut der Patienten besonders verträglich, sagt Eisenberg.

Stress würde die angeborene Neigung zu Entzündungen auf der Haut verstärken, erklärt die Ärztin. Regelmäßig sehe sie den Zusammenhang bei Menschen, die Schuppenflechte haben oder – wie Vanessa – ein atopisches Ekzem, auch Neurodermitis genannt. »Deshalb behandeln wir Haut und Psyche parallel.« Eisenbergs Patienten bekommen nicht nur Tabletten, Salben oder Lichttherapien. Sie lernen etwa mithilfe von Entspannungsübungen auch, sich besser um ihr seelisches Wohlbefinden zu kümmern. Die Psychotherapie wird laut Eisenberg »immer sehr individuell« auf den jeweiligen Hautpatienten zugeschnitten.

Der Ansatz ist beispielhaft für einen zeitgemäßen Blick auf die Haut. Die oft unterschätzte Hülle um den Körper ist weit mehr als ein bloßer Sack, der den Leib nach innen zusammenhält und nach außen abgrenzt. »Haut und Gehirn sind viel enger miteinander verbunden, als wir uns das lange vorstellen konnten«, sagt der Humanbiologe

und Arzt Martin Steinhoff, der seit Jahrzehnten zu dem Zusammenspiel forscht und am Universitätsklinikum Freiburg tätig ist.

Mehr und mehr Fachleute teilen diese Sichtweise, sie steht im Zentrum eines interdisziplinären Teilgebiets der Medizin, der Psychodermatologie. Im »Journal of Dermatological Science« konstatierten südkoreanische Wissenschaftler unlängst: »Die Haut, die traditionell als äußere Barriere angesehen wurde, gilt heute als ein neuroendokrines Organ, das mit dem Zentralnervensystem kommunizieren kann.« Sie nimmt also Signale aus dem Gehirn auf und leitet diese weiter, indem sie etwa Zytokine ausschüttet, körpereigene Botenstoffe. Auf diese Weise können Gehirn und Haut gleichsam miteinander reden, es ist ein wechselseitiges Gespräch.

Forschende erkennen einen regelrechten Kommunikationskanal zwischen den beiden Organen, über den sie zunehmend viele Einzelheiten herausfinden. Sobald ein Mensch ein Gefühl empfindet, gelangen chemische Botenstoffe aus dem Gehirn bis in jene Nervenfasern, die bis in die Haut reichen und dort enden. Diese Nervenfasern sind wiederum mit dem Immunsystem verbunden. Auf diesem Weg gehen beispielsweise Sorgen und Stress buchstäblich unter die Haut: Die an den sogenannten Nervenendigungen freigesetzten Signale erweitern die Gefäße und locken dann bestimmte Immunzellen herbei, die das körpereigene Gewebe angreifen – und die Haut ist entzündet.

»Damit können wir erklären, warum manche Menschen vor Prüfungen plötzlich verstärkte Ekzeme oder Akne bekommen«, sagt Humanbiologe Steinhoff. Auch Rosazea und kreisrunder Haarausfall können auf diese

Weise durch psychische Belastungen ausgelöst oder verschlimmert werden.

Viele Menschen erleben das nur in einer milden Ausprägung: ein paar Schuppen am Ellenbogen, ein rötlicher Saum an der Lippe, eine sich schälende Stelle am Kopf. Doch bei Millionen Menschen in Deutschland sind die Beschwerden so stark, dass sie als Krankheit zu werten sind. Schätzungsweise zwei bis drei Prozent von ihnen leiden an einer Schuppenflechte (Psoriasis), ungefähr fünf Prozent der Erwachsenen an Neurodermitis.

Insgesamt unterscheiden psychosomatisch ausgebildete Medizinerinnen und Mediziner drei Gruppen von Hautleiden: jene, die auf psychische Störungen zurückgehen wie der Dermatozoenwahn (»Haut-Tiere-Wahn«), bei dem Menschen fälschlicherweise meinen, von kleinen Tieren, beispielsweise Parasiten, besiedelt zu sein und ihre Haut durch Kratzen und viel zu viel Seife oder Desinfektionsmittel schädigen. Eine weitere Gruppe umfasst Patientinnen und Patienten, deren Haut etwa durch einen Tumor oder eine Verbrennung entzündet wurde: Viele sind dadurch auch seelisch gezeichnet. Und andere schließlich leiden unter Hautproblemen, die durch seelische Belastungen wie Stress verschlimmert werden.

Diesen Patienten könne man inzwischen gut helfen, sagt der niedergelassene Hautarzt Ralph von Kiedrowski, der im Städtchen Selters im Westerwald arbeitet. Die nächste Uniklinik ist rund 80 Kilometer entfernt, deshalb sei die Praxis in der Gegend zu einem wichtigen Anlaufpunkt für Menschen mit Neurodermitis oder Schuppenflechte geworden, ungefähr 90 Prozent von ihnen seien gesetzlich versichert.

Für die leichten Fälle reichen oft Kortisonpräparate. Die schweren Verläufe behandelt der Arzt mit modernen Medikamenten, bestimmten Antikörpern, die das Immunsystem dämpfen. »Wir haben Mittel, die eine Wirkwahrscheinlichkeit von 90 Prozent haben«, sagt Kiedrowski, der auch Präsident des Berufsverbands der Deutschen Dermatologen ist. Die Behandlung mit Antikörpern kann im Jahr bis zu 18.000 Euro kosten.

Bei manchen komplexen, chronischen Hauterkrankungen reichen selbst die teuren Mittel nicht aus. »Hier kann die Psychodermatologie das Behandlungsangebot erweitern und die Therapie verbessern«, sagt die Hautärztin Eva Peters von der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie des Universitätsklinikums Gießen. Es ist eine große Hoffnung, die in diesen Worten mitschwingt: Das neue Wissen über die Haut-Hirn-Achse kann nicht nur helfen, die Haut besser gesund zu halten, als es bisher möglich war. Es trägt womöglich auch dazu bei, seelische Probleme zu lindern – und den Verstand wachzuhalten.

Dass es einen Zusammenhang zwischen Hautkrankheiten und psychischem Befinden

Ärztin Eisenberg:

Nicht nur Tabletten, Salben, Lichttherapien



Maria Bayer / DER SPIEGEL

gibt, stellte der Hautarzt Uwe Gieler, ebenfalls von dem Universitätsklinikum Gießen, in Europa als einer der Ersten schon vor zwölf Jahren fest: Gemeinsam mit Kollegen hatte er rund 3600 Menschen aus Deutschland und zwölf weiteren europäischen Ländern untersucht, sie alle litten an einer Krankheit der Haut. 17 Prozent von ihnen waren außerdem von einer Angststörung betroffen. Von jenen 1400 Menschen mit gesunder Haut, die der Mediziner zum Vergleich untersucht hatte, traf das nur auf 11 Prozent zu.

Erst heute zeichnet sich zunehmend ab, wie sich solche Zusammenhänge erklären lassen könnten. Ist die Haut gestresst, entsendet sie bestimmte Botenstoffe, die Zytokine, die im Gehirn offenbar Entzündungen auslösen können. Neueren Untersuchungen zufolge könnte dies dazu beitragen, dass Menschen, die an einer Schuppenflechte leiden, zusätzlich eine Depression entwickeln. Umgekehrt können neuartige Medikamente, die diese Zytokine hemmen, nicht nur den Entzündungen auf der Haut entgegenwirken, sondern auch die Depressionen und Ängste wieder vermindern, so Steinhoff.

Auch bei Neurodermitispatienten spielen solche Botenstoffe eine Rolle, möglicherweise führen sie dazu, dass das Gehirn weniger funktionstüchtig wird. Im Ergebnis, sagt Mediziner Steinhoff, könne das zu »einer veränderten Stimmung und veränderten kognitiven Fähigkeiten« führen, also somit die Fähigkeit zu denken beeinträchtigen. Laut den südkoreanischen Forschern kann auch eine dauerhafte UV-Strahlung bewirken, dass Stresshormone ausgeschüttet werden, wodurch Lernen und Erinnern beeinträchtigt werden.

Neuartige Medikamente, aber auch psychologische Therapien könnten gezielt in diese Kaskaden eingreifen, so die Hoffnung. »Gesunde Haut, gesundes Gehirn«, auf diese Formel haben es die südkoreanischen Wissenschaftler gebracht. »Die Hautgesundheit zu erhalten, ist nicht nur ein dermatologisches Ziel, sondern auch eine vielversprechende Strategie, um die Alterung des Gehirns zu verlangsamen und die geistige Leistungsfähigkeit zu stärken.«

Selbst Menschen, deren Haut bislang nicht oder kaum beeinträchtigt ist, könnten von den neuen Erkenntnissen profitieren, so ein Team rund um die französische Ärztin Diala Haykal in der Fachzeitschrift »Clinics in Dermatology«. Neuartige Cremes könnten schon bald bestimmte Substanzen enthalten, die gezielt in die Botenstoffkaskaden zwischen Haut und Hirn eingreifen. Diese »Neurokosmetika« sollen zweierlei bewirken: die Haut beruhigen und das Befinden verbessern. Verschiedene Substanzen, darunter sogenannte Neuropeptide und bestimmte Pflanzenextrakte, werden in Laboren bereits getestet.

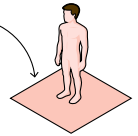
Das größte Organ

So ist die Haut aufgebaut

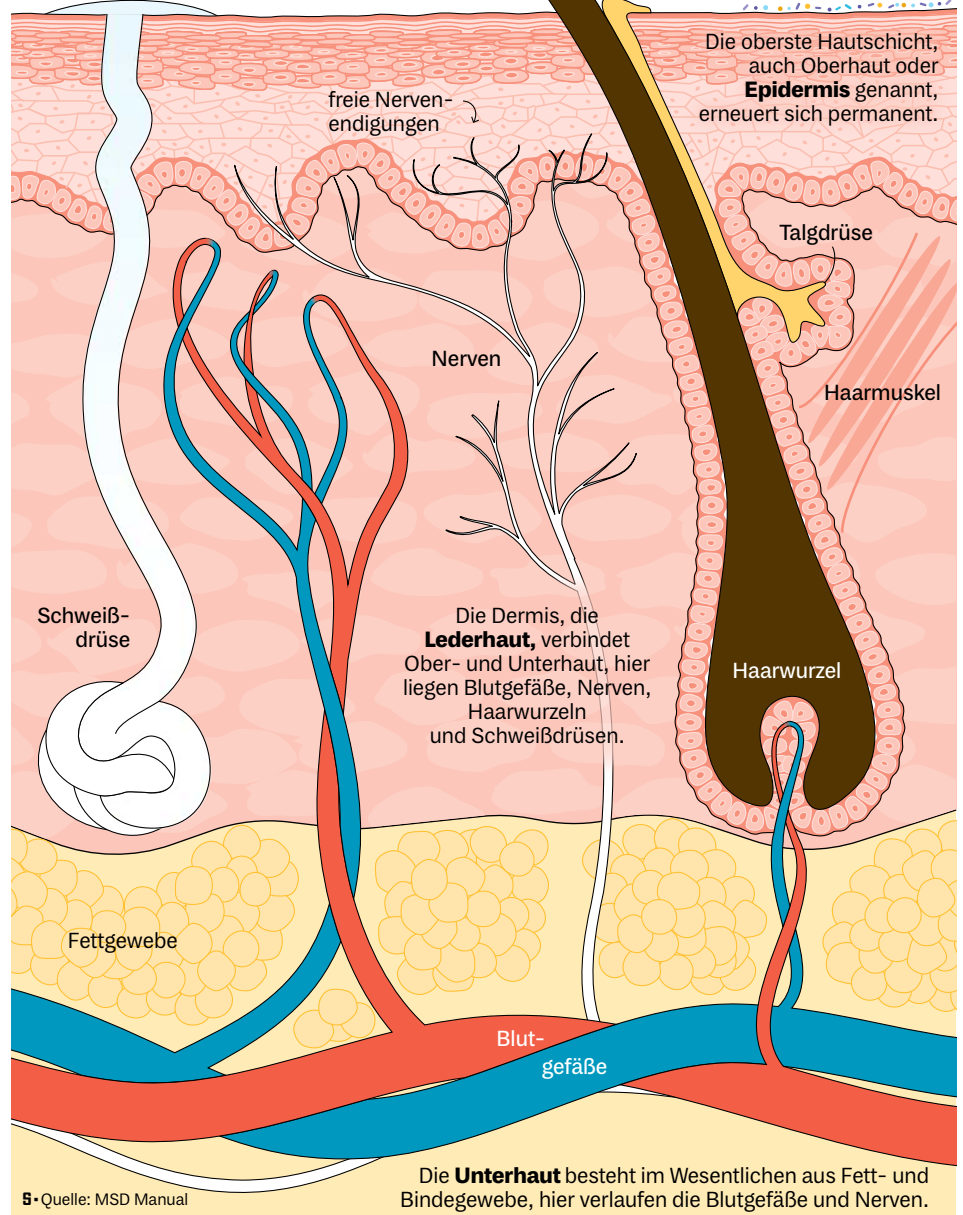
Schweiß reguliert die Körpertemperatur.

Die Haut ist mit Nerven durchzogen, die **Temperatur, Berührungen** oder etwa **Schmerz** wahrnehmen.

Die Haut eines erwachsenen Menschen hat eine Fläche von **1,5 bis 2 m²** und wiegt rund **10 bis 14 kg**.



Auf der Oberfläche leben zahllose **Mikroorganismen**. Sie erschweren Krankheitserregern, sich auf der Haut einzunisten.



Sollten sie sich durchsetzen, wäre ihr Einsatzgebiet riesig: Die Haut ist das größte Organ des Menschen, sie macht ungefähr 15 Prozent des Körpergewichts aus und hat eine Fläche von anderthalb bis zwei Quadratmetern. Sie ist damit auch das größte Sinnesorgan des Menschen, ausgestattet mit Millionen Rezeptoren, die mechanische, thermische und chemische Reize wahrnehmen – die dann über komplizierte Wege als Signale im Gehirn landen und dort Empfän-

dungen wie Brennen, Juckreiz, Kälte, Wärme oder Schmerz auslösen (siehe Grafik). Anatomisch betrachtet lässt sich die Oberhaut sogar als Ausstülpung des Gehirns ansehen, weil sie sich im Mutterleib in der embryonalen Phase aus demselben Keimblatt entwickelt wie das Nervensystem.

Bislang galt Haut vor allem als das Bollwerk, das schädliche Mikroorganismen abwehrt und den Menschen zumindest bis zu einem gewissen Maß vor den Strahlen der

Sonne sowie gefährlichen Chemikalien schützt. Sie umhüllt den Körper und verhindert, dass er wie eine aufs Land gespülte Qualle sogleich in der prallen Sonne austrocknet. Menschen bestehen zu ungefähr 50 bis 65 Prozent aus Wasser.

Die Haut ist in drei Schichten aufgebaut. Auf die Unterhaut (Subkutis) folgt in der Mitte die Lederhaut (Dermis), darauf die Oberhaut (Epidermis), wo unablässig neue Hautzellen entstehen. Sie ersetzen die unzähligen toten Hautzellen, die der Körper jeden Tag abwirft. Oft sammelt sich das abgestorbene Material in Zimmern und Betten als wesentlicher Bestandteil des Hausstaubs.

Die äußerste Schicht der Oberhaut, auch Hornschicht genannt, dient als Barriere gegen die Außenwelt. Abgestorbene Epithelzellen sind dort durch körpereigene Fette miteinander verbunden. Der Säureschutzmantel der Haut besteht aus Fetten und Wasser. Dieser Film hält die Haut geschmeidig, wenn auch nicht bei allen Menschen gleichermaßen. Die einen haben eine eher trockene Haut, die anderen eine eher fettige, bei Mischtypen liegen trockene und fettige Stellen manchmal direkt nebeneinander.

Der Säureschutzmantel verhindert außerdem, dass Körperflüssigkeit rasch verdunstet, und ist zugleich die Heimat nützlicher Bakterien. Sie gedeihen in großer Zahl auf jedem Menschen. Die unsichtbar kleinen Wesen ernähren sich von Talg, Schweiß und abgestorbenem Hautmaterial und sorgen dafür, dass sich schädliche Erreger nur schwer ansiedeln können. Und sie stellen Proteine her, die für diese Eindringlinge giftig sind. Es ist ein Zusammenleben zum gegenseitigen Nutzen. Der Mensch versorgt die nützlichen Bakterien mit Kost und Logis; sie helfen dabei, dass seine Hülle funktioniert.

Ebenso trägt die Haut dazu bei, dass der Körper nicht überhitzt. Wird es zu warm, werden die Schweißdrüsen aktiviert; wenn der Schweiß dann auf der Haut verdunstet, kühlt der Mensch herunter. Unter extremen Bedingungen kann der Körper an einem Tag zehn Liter Flüssigkeit abgeben, um einem Hitzeschlag vorzubeugen.

Notwendig für ein normales Leben sind zudem die Schmerzrezeptoren der Haut, die dem Menschen helfen, Gefahren zu erkennen. Wer in eine Scherbe tritt, merkt das, weil es auf der Fußsohle wehtut. Wer sich im niedrigen Keller stößt, zieht den Kopf ein.

Wissenschaftler aus Jena berichteten von einem kleinen Mädchen, das aufgrund einer genetischen Mutation keine Schmerzen spürte. Was zunächst nicht nach einer Krankheit klinge, sei eine schwerwiegende Störung, warnte das Universitätsklinikum Jena schon 2013. »Die Schmerzfähigkeit führt zu unmerklichen, teilweise selbst verursachten Hautverletzungen und Knochenbrüchen, die wegen der fehlenden Schmerzwarnung auch schlecht heilen.«

DAS GEHT MIR UNTER DIE HAUT.

Das trifft mich im Innersten und löst starke Gefühle aus.

ICH KÖNNTE AUS DER HAUT FAHREN.

Ich bin sehr wütend.

DAS JUCKT MICH NICHT.

Das ist mir egal.

DIE HAT EIN DICKES FELL.

Die fühlt sich nicht schnell verletzt und hält Probleme aus.

ICH MÖCHTE NICHT IN SEINER HAUT STECKEN.

Die Situation eines anderen erscheint so belastend, dass man nicht mit ihm tauschen mag.

Nicht zuletzt schickt die Haut jene Signale an den Kopf, die gute Gefühle auslösen. Schon eine kleine zarte Berührung kann Trost spenden, Halt geben, Kraft schenken oder auch sexuell erregen. Offenbar gibt es in der Haut bestimmte Nervenfasern, die besonders gut darin sind, angenehme Reize weiterzuleiten. Sie spüren bereits ein sanftes, kurzes Streicheln und leiten das Signal in den Kopf, wo es die Stimmung hebt.

Schon für kleine Kinder ist es essenziell, berührt zu werden, damit sie sich normal entwickeln können. In den Kliniken und Stationen der Neugeborenenmedizin nimmt das Fachpersonal die Babys behutsam aus dem Brutkasten und legt sie nackt auf den nackten Oberkörper der Mutter oder des Vaters, meist für eine oder mehrere Stunden am Tag. Das Kind gedeiht dadurch besser. Wenn die leiblichen Eltern diese Kängurupflege nicht leisten können, übernehmen mitunter ehrenamtliche Helfer diesen Haut-zu-Haut-Kontakt.

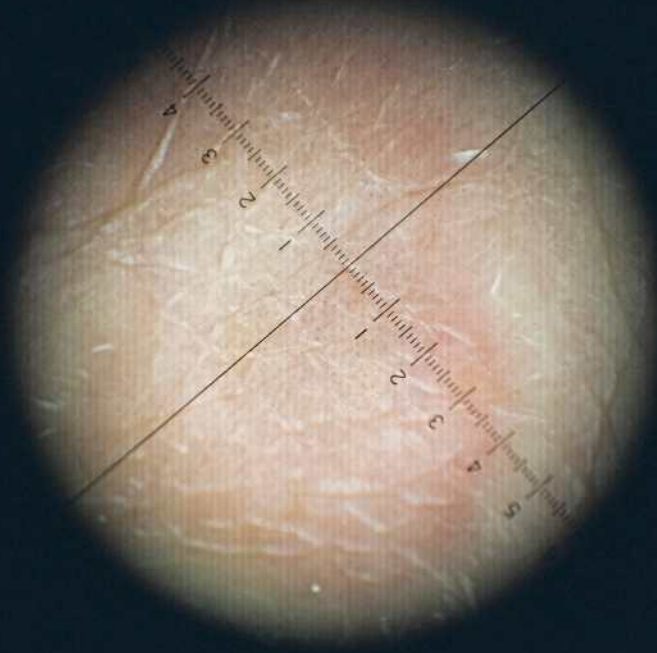
Genauso wie die Haut Reize an das Gehirn meldet, empfängt sie selbst Reize von dort. Auf diese Weise macht sie Gedanken und Gefühle sichtbar: Man errötet vor Scham, erblasst vor Schreck und schwitzt vor Angst; das kennen die meisten Menschen aus eigenem Erleben.

Dass emotionale Empfindungen aber auch das gesamte Hautbild verändern können, wurde von Dermatologen lange übersehen. Kürzlich nun meldeten sich Forschende aus China im Fachmagazin »Science« zu Wort. Sie meinen, inzwischen erklären zu können, warum Stress den Hautausschlag begünstigt; sie haben ein bislang unbekanntes Zusammenspiel entdeckt.

Ausgangspunkt der Forschenden war der Umstand, dass manche Menschen mit Neurodermitis eine erhöhte Anzahl von bestimmten Immunzellen (eosinophile Granulozyten) in der Haut haben. Üblicherweise bekämpfen diese Zellen Würmer und andere Parasiten, aber diese Immunreaktion kann sich unkontrolliert ausbreiten und dann sogar körpereigene Hautzellen angreifen und diese entzünden. Eigene Untersuchungen ergaben: Je mehr dieser Immunzellen ein Patient in einer Stresssituation in der Haut hatte, desto ausgeprägter war der Ausschlag.

Warum aber haben manche Menschen bei Stress überhaupt so viele dieser Immunzellen? Die Forschenden fanden einen Hinweis in Experimenten mit Mäusen, die an Ekzemen litten. Als die Wissenschaftler die Tiere auf einer hohen Plattform ohne Seitenschutz platzierten, gerieten die Mäuse unter Stress, und der Zustand ihrer Haut war anschließend noch schlechter.

Das lag, wie weitere Untersuchungen zeigten, an einer bestimmten Sorte von Nervenzellen in der Haut. Einmal vom Gehirn



Blick auf Haut durch die Lupe



Patientin Nuna



Vanessas Unterarme nach erfolgreicher Behandlung



Haut einer Patientin

GESUNDHEIT

»Ohne Lichtschutz sollte ich höchstens 20 Minuten in der Sonne sein«

Die Dermatologin Esther von Stebut erklärt, wodurch die Haut Schaden nehmen kann – und welche drei Stoffe für eine gute Pflege ausreichen.

Stebut, 58, leitet die Klinik und Poliklinik für Dermatologie und Venerologie der Uniklinik Köln.

SPIEGEL: Frau von Stebut, welche äußeren Faktoren bedrohen die Haut?

Stebut: Zuerst einmal das Sonnenlicht. Es besteht aus Strahlung unterschiedlicher Wellenlänge, dazu gehören die sogenannten Ultraviolett-B-Strahlen. Sie dringen oberflächlich in die Haut ein und verursachen Sonnenbrand. Ein starker Sonnenbrand ist eine toxische Schädigung: Hautzellen werden zerstört und schälen sich ab. Wir sollten immer unterhalb der sogenannten Erythemschwelle bleiben, also die Haut niemals so lange den UV-B-Strahlen aussetzen, dass sie sich rötet.

SPIEGEL: Wie viel Zeit kann man dann in der Sonne verbringen?

Stebut: Das hängt vom Hauttyp ab. Wir unterscheiden verschiedene Typen, von 1 – sehr hell – bis 6, schwarz. Ich bin eher hell, Hauttyp 2, und habe eine kurze Eigenschutzzeit. Ohne Lichtschutz sollte ich abhängig vom tagesaktuellen UV-Index in der Mittagssonne höchstens 20 Minuten am Tag in der Sonne sein.

SPIEGEL: Gibt es weitere gefährliche Strahlen?

Stebut: Die UV-A-Strahlen der Sonne. Sie dringen tiefer in die Haut ein und zerstören die elastischen Fasern, sodass die Haut faltig wird und gealtert aussieht. UV-A-Strahlen und auch UV-B-Strahlen verursachen außerdem Schäden im Erbgut der Hautzellen, die dadurch zu Krebszellen mutieren können. Wir sollten uns daher konsequent mit Sonnenschutzmitteln eincremen.

SPIEGEL: Machen das die Leute nicht längst?

Stebut: Jeden Tag kommen Menschen in unsere Klinik, die an Hautkrebs erkrankt sind. Sie haben sich viele Jahre lang nicht richtig geschützt. Nach den neuesten Angaben des Statistischen Bundesamts erhöhte sich die Zahl der Behandlungsfälle von weißem Hautkrebs binnen 20 Jahren um 117 Prozent auf jetzt 94.000 im Jahr 2024.

SPIEGEL: Was genau ist weißer Hautkrebs?

Stebut: Der Begriff bezeichnet verschiedene Krebsvarianten, die sich farblich von

der umliegenden Haut kaum abheben. Meistens entsteht er am Kopf oder Hals, wenn diese Stellen über viele Jahre der Sonne ausgesetzt sind. Beim Basalzellkarzinom führt die UV-Strahlung dazu, dass Basalzellen in der Oberhaut entarten und zu wuchern beginnen. Wenn ein solcher Tumor rechtzeitig entdeckt und behandelt wird, können wir eine Heilung erreichen. Besser ist natürlich die Prävention.

SPIEGEL: Wie sollte man vorbeugen?

Stebut: Auch jüngere Menschen sollten Cremes mit Lichtschutzfaktor 30 bis 50 benutzen. Dadurch lässt sich die kumulative UV-Dosis über die Jahre und die resultierende Hautkrebsrate reduzieren. Außerdem ist bekannt, dass hohe UV-Exposition im Kleinkindalter das Risiko für den schwarzen Hautkrebs, das maligne Melanom, erhöht. Daher bin ich besonders streng, wenn es um kleine Kinder geht. Babys sollten keinen Sonnenbrand bekommen.

SPIEGEL: Wäre es besser, nur im Schatten zu leben?

Stebut: Ich werde niemandem sagen, dass er nicht mehr in die Sonne gehen darf. Wärme und Licht tun unserer Psyche gut.

Ärztin Stebut:

»Hautzellen werden zerstört«



Dorothea Hensen / C-Medizin Foto Köln

Und wir müssen ja auch Vitamin D produzieren.

SPIEGEL: Das geschieht unter anderem, weil UV-B-Strahlen in der Haut eine Vorstufe von Vitamin D umwandeln, sodass aktives Vitamin D entstehen kann. Hört der Körper auf, Vitamin D herzustellen, wenn man sich mit Sonnenschutzmittel eincremt?

Stebut: Das ist ein Mythos. Der Lichtschutz blockt die Strahlung ja nicht komplett ab, sondern verlängert nur die Eigenschutzzeit, bis es zum Sonnenbrand kommt. Klinische Studien haben gezeigt, dass die regelmäßige Anwendung von Lichtschutz im Alltag nicht zu einem Vitamin-D-Mangel führt.

SPIEGEL: Welche anderen Gefahren drohen der Haut aus der Umwelt?

Stebut: Zum Beispiel der Feinstaub aus der Luft. Er enthält freie Radikale, das sind Atome oder Moleküle, die innerhalb kürzester Zeit chemische Verbindungen mit anderen Substanzen eingehen. Sie greifen die Fette, Proteine und DNA der Hautzellen an und können auch die Bildung von Kollagen hemmen. Die Haut wird dann schlaff.

SPIEGEL: Wie können wir uns davor schützen?

Stebut: Ich empfehle, das Gesicht jeden Abend mit einem hautneutralen Mittel zu reinigen, das einen pH-Wert von 5,5 hat.

SPIEGEL: Vielen Menschen ist anzusehen, dass sie rauchen, ihr Gesicht sieht vergilbt und knittrig aus. Warum ist das so?

Stebut: Auch der Qualm erzeugt eine erhöhte Feinstaubbelastung. Wenn Menschen in geschlossenen Räumen rauchen, setzt sich dieser Staub mitsamt den freien Radikalen und dem Teer auf ihrer Haut ab.

SPIEGEL: Man überzieht die eigene Haut mit einem schädlichen Film?

Stebut: Und die Haut der anderen Anwesenden genauso. Hinzu kommt noch das Nikotin aus dem Tabakrauch: Wenn man es einatmet, verengt es die Blutgefäße, was dazu führt, dass die Haut schlechter durchblutet wird. Sie sieht fahl und gräulich oder gelblich aus, die Poren an den Talgdrüsen werden auffällig groß.

SPIEGEL: Kann man Haut auch durch übertriebene oder falsche Pflege malträtiert werden?

Stebut: Definitiv. Ich habe viele Patienten, die wirklich glauben, dass sie sich jeden Tag 20- bis 30-mal die Hände waschen müssen. Dadurch können sie den Schutzmantel zerstören, also die äußerste Schicht, die aus Hornzellen, einem Fettschicht und nützlichen Bakterien besteht. So entsteht ein Handekzem. Wir beobachten häufig auch eine Überpflege im Gesicht.

SPIEGEL: Muss man seine Haut überhaupt mit irgendwelchen Präparaten behandeln?

Stebut: Wer eine gesunde Haut hat, braucht eigentlich keine besonderen Cremes. Wenn man an bestimmten Stellen Schuppen hat, ist die Haut deswegen nicht gleich krank, sondern nur trocken. Gewöhnliche Hautpflege reicht dann aus.

SPIEGEL: Wo findet man solche Produkte?

Stebut: In allen Drogeriemärkten und in vielen Supermärkten. Auch die Hausmarken der Geschäfte taugen. Ich empfehle, verschiedene Cremes auszuprobieren, bis man eine Variante findet, die zur eigenen Haut passt. Niemand muss befürchten, dass die Haut vom Einfetten abhängig wird. Auch wenn man sie ständig eincremt, verliert sie nicht die Fähigkeit, einen eigenen Fettschicht zu bilden.

SPIEGEL: Eine persönliche Frage bitte: Wie halten Sie es mit der Hautpflege?

Stebut: Für das Gesicht, den Hals und die Hände nehme ich jeden Tag eine Feuchtigkeitscreme mit Lichtschutzfaktor 15 und mit Hyaluronsäure. Die Säure bindet Feuchtigkeit, das hat einen aufpolsternden Effekt. Und ich benutze Nachtcreme, die Vitamin A enthält, das soll die Kollagenproduktion anregen.

SPIEGEL: Welche Rolle spielt Ernährung?

Stebut: Es gibt Hinweise, dass Vitamin A und C, Omega-3-Fettsäuren, Zink, Selen und Biotin günstig sind für Haut, Haare und Nägel. Eine vitaminreiche, vollwertige Ernährung ist also sehr gut. In einer ausgewogenen Kost ist das alles in ausreichenden Mengen enthalten.

SPIEGEL: Was kann man sonst noch tun?

Stebut: Körperliche Bewegung und erholsamer Schlaf stabilisieren den Körper, das Stresshormon Cortisol wird dann besser reguliert. Durch Schlaf können sich Zellen erneuern. Auch die Regeneration der Haut läuft dann ab.

Interview: Jörg Blech

aktiviert, lockten sie eosinophile Granulozyten herbei, die ihre Botenstoffe ausschüteten und die Haut entzündeten.

Ob dieser Ablauf beim Menschen so ähnlich vorkommt, lässt sich noch nicht sicher sagen. Allerdings passt der Befund zu vielem, was Psychodermatologen bislang herausgefunden haben. Schübe von Schuppenflechte oder Neurodermitis sind oft eine Antwort des Körpers auf seelische Strapazen.

Viele der Patienten in Hersbruck können davon erzählen, wie sich belastende Umstände auf der Haut niederschlagen. Cornelia, eine 59-jährige Frau aus Franken, spürt die Neurodermitis mitunter in Alltagssituationen. Sie sagt: »Wenn ich mich über irgendjemanden aufrege, beim Autofahren, merke ich: Jetzt fängt es schon an zu jucken.«

Nuna, eine Fotografin aus Stuttgart, erzählt, sie spüre Hitze und bekomme rötliche Stellen etwa im Gesicht oder an den Händen, wenn sie belastende Situationen erlebe. Wildfremde Leute sprächen sie an und gäben ihr ungefragt Tipps: Sie solle sich mal waschen. Oder eine Fastenkur machen. Nuna sagt: »Es ist teilweise schon sehr verletzend, und dann wird es mit der Haut natürlich schlimmer.«

Wenn die Hülle um den Körper plötzlich einen Makel aufweist, bleibt niemand unberührt. Die Haut sei auch deshalb ein emotionales Organ, sagt Steinhoff. Ihr Zustand könne »erhebliche psychologische Auswirkungen darauf haben, wie ein Mensch sich selbst sieht und wie er von anderen gesehen wird«: Waagerechte Stirnfalten werden als Zeichen von Sorgen gedeutet. Runzeln und Furchen geben Hinweise, wie alt ein Mensch ist.

Der Wunsch, solche Spuren zu verbergen, ist derzeit vielleicht so ausgeprägt wie noch nie. Menschen posten digital bearbeitete Fotos von sich, auf denen ihre Haut reiner erscheint, als sie ist. Hashtags wie #SkinTok erzielen in den sozialen Medien monatlich mehr als eine Milliarde Aufrufe.

»Die Plattformen haben dazu beigetragen, eine Welle von Hautpflege-trends anzustoßen«, konstatierte unlängst eine Journalistin im britischen Wissenschaftsmagazin »Nature«. Das gehe »von der Nutzung von Rindertalg als Feuchtigkeitscreme bis hin zum Erreichen von ›Glass Skin‹, also eines glatten, glänzenden Teints, durch den Einsatz zahlreicher hochpreisiger Produkte«. Die Unternehmen der Kosmetikindustrie werden in diesem Jahr weltweit vermutlich mehr als 200 Milliarden US-Dollar mit Anti-Falten-Cremes und anderen Mitteln umsetzen.

Häufig ist das nichts anderes als Kurpfuscherei. Abgesehen von Sonnenschutz, Hyaluroncremes oder Vitamin-A-Präparaten, die in jedem Drogeriemarkt zu kaufen sind, ist das Gros der Kosmetikartikel nach Ansicht von Dermatologen überflüssig. Entscheidender für ein junges Hautbild ist der Lebensstil: aufs Rauchen verzichten, starkes

Sonnenlicht meiden, sich ausgewogen ernähren und regelmäßig körperlich bewegen (siehe Interview).

In nicht wenigen Fällen wird die Befassung mit Haut zur unseligen Obsession. Menschen mit dem Dermatozoenwahn reinigen sich mitunter sogar mit Desinfektionsmitteln, damit die vermeintlichen Tierchen verschwinden. Die krankhafte Hygiene zerstört die Schutzbarriere der Haut derart, dass eigentlich harmlose Lebewesen zu einem Problem werden. Das kugelförmige Bakterium *Staphylococcus aureus* etwa gehört zu den häufigen Besiedlern des Menschen. Doch wenn die Haut zerstört ist, kann das Bakterium dort Nervenzellen irritieren und auf diese Weise Juckreiz auslösen.

Ungefähr zwei bis drei Prozent der Menschen leiden an der Skin Picking Disorder. Sie zupfen, drücken, quetschen oder knibbeln ständig an sich herum – und züchten dadurch erst Pickel und Narben heran.

In der Klinik in Hersbruck bietet das Team auch für solche Patientinnen und Patienten Behandlungen an. Und für alle, die neben der Hautproblematik an einer seelischen Störung leiden, sind Therapiestunden mit den Psychologen oder Ärztinnen verpflichtend. Die 28-jährige Vanessa ist so eine Patientin, bei ihr wurde eine Depression festgestellt. Den anderen, die vor allem wegen ihrer Hautprobleme hier sind, werden die psychologischen Angebote empfohlen.

An diesem Vormittag steht ein Vortrag über »die Haut als Spiegel« auf dem Programm. Cornelia, Nuna, eine weitere Patientin sowie neun Patienten gehen in einen Seminarraum und suchen sich in den hinteren Stuhlreihen einen Platz.

Der Psychologe Christian Maul hält den Vortrag. Er zeigt zunächst eine große Grafik, auf der die Haut mit ihren verschiedenen Funktionen dargestellt ist. Dann fragt er, ob jemand Redensarten kenne, die mit der Haut zu tun haben. »Ich könnte aus der Haut fahren«, antwortet einer der Männer. »Das juckt mich nicht«, sagt ein anderer.

Manche Patienten sind mehrere Wochen hier. In dieser Zeit üben sie, schlagfertig zu antworten, wenn sie in der Öffentlichkeit auf ihre Haut angesprochen werden. Sie können Yoga und Muskelentspannungsübungen ausprobieren; beim Nordic Walking ihre Fitness verbessern; sie lernen, nicht an ihrer Haut zu kratzen, und sie tauschen sich in der Gruppe darüber aus, wie sie ihre Krankheit bewältigen könnten.

Für Vanessa beginnt bald schon die sechste Woche in Hersbruck. Bisher hat sie hier noch kein Kortison genommen. Sie sieht blass aus, aber die früher typischen rötlichen Stellen sind nicht zu erkennen. So gut sei es ihr seit vielen Jahren nicht mehr gegangen, sagt die Patientin. »Ich vergesse zeitweise, dass ich wegen meiner Haut in die Klinik gekommen bin.«

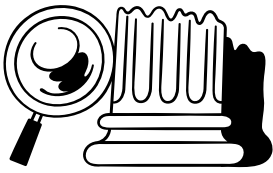
Jörg Blech



dipa / picture alliance

Der Moment Wer sofortige Zustimmung erfahren möchte, beginne ein Gespräch stets mit einem Lamento über die Deutsche Bahn: immer zu spät! Falsche Wagenreihung! Klimaanlage kaputt! Unerklärlicher Halt auf freier Strecke, noch mehr Verspätung! Und dann diese Leute: laute Telefonate im Ruheabteil! Rentner essen gekochte Eier! Kinder schreien herum! Betrunkene grölen! Bahnreisen sind, da sind sich praktisch alle einig, regelmäßig schreckliche Erfahrungen. So gesehen ist diesen Menschen am Frankfurter Hauptbahnhof (und vielen anderen mehr) in der Nacht zu Mittwoch einiges erspart geblieben – denn der gesamte deutsche Bahnverkehr war wegen eines missglückten Tauschs einer technischen Komponente für etwa zwei Stunden ausgefallen. Eine gute Gelegenheit, in der Schlange vor dem Infoschalter ins Gespräch zu kommen. KUZ

DEMOKRATIECHECK



Plus Kanzler Friedrich Merz (CDU) und Arbeitsministerin Bärbel Bas (SPD) demonstrieren Einigkeit und wollen alle Vorschläge der Rentenkommission umsetzen. Damit zeigt die demokratische Mitte, dass sie trotz aller Differenzen kompromissbereit und handlungsfähig ist.

Minus In Kolumbien hat der Kandidat der extremen Rechten, Abelardo de la Espriella, die Präsidentschaftswahl gewonnen. Er orientiert sich an autoritären Politikern und kündigte an, die Linke »auszuweiden« und »auszulöschen«. HIC



Ulrich Stamm / Geisler-Fotopress / picture alliance

STEUERGELD

Regierung verschweigt Kosten für PR-Berater

Die Bundesregierung weicht der Frage aus, was sie für externe Kommunikationsberater ausgibt. Nach Berichten, dass Wirtschaftsministerin Katherina Reiche bis zu 2,2 Millionen Euro im Jahr für derartige Leistungen ausgelobt hat, wollte der Linkenabgeordnete Dietmar Bartsch wissen, was die anderen Ministerien und das Bundeskanzleramt in Krisenkommunikation, Image- oder strategische Beratung investieren. Doch die Bundesregierung ließ die schriftliche Frage abperlen. Eine Abfrage bei den Ministerien habe ergeben, »dass die Ermittlung der angefragten Informationen in der vorgesehenen Frist« von nur einer Woche unmöglich

sei, antwortete Finanzstaatssekretär Dennis Rohde. Bartsch kritisiert das scharf. »Dass die Bundesregierung binnen einer Woche nicht sagen kann, wie viele Image- und PR-Berater die Ministerinnen und Minister beschäftigen, ist dreist gegenüber dem Parlament und den Bürgern, die dies alles bezahlen.« Entweder seien es so viele Verträge und so hohe Kosten, »dass eine Woche zum Zählen nicht ausreicht«, so Bartsch. Oder die Koalition wolle sich »miese PR ersparen«, die entstehe, wenn Sozialausgaben gekürzt und zugleich hohe Summen für Imageberater ausgegeben würden, »die schlechte Politik als Erfolg vermarkten sollen«. MBE

FÖRDERMITTEL

Ex-Ratsfrau Hülya Iri klagt gegen Behörden

Die SPD-Politikerin Hülya Iri geht vor dem Verwaltungsgericht in Hannover gegen Rückforderungen des Landes Niedersachsen in Höhe von knapp 400.000 Euro vor. Das bestätigte eine Sprecherin des Gerichts auf eine Anfrage des SPIEGEL. Als Ratsfrau der Stadt Hannover hatte die Politikerin für ihren 2019 gegründeten Verein Integrationsarbeit Kronsberg e. V. Fördermittel des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge

(Bamf), des Landes Niedersachsen und der Region Hannover in Höhe von insgesamt etwa 1,2 Millionen Euro erhalten – für Projekte, die es womöglich gar nicht oder nur teilweise gab. Bund und Land fordern die Mittel nun zurück und erstatteten Strafanzeigen wegen Subventionsbetrugs.

Gegen drei Widerrufsbescheide und einen Rücknahmebescheid des Landes haben Iri und ihre Tochter Esma B. im Namen ihres

Vereins am 26. Mai Klagen vor dem Verwaltungsgericht in Hannover erhoben. Eine Begründung für die Klagen werde nachgereicht, heißt es in dem einseitigen Schreiben von Iri und B. an das Gericht. Dieses hat nach Auskunft einer Sprecherin inzwischen vier verschiedene Verfahren eingeleitet; ob es tatsächlich zu Urteilen kommt, sei allerdings unklar. Denn mittlerweile habe sich ein Insolvenzverwalter bei dem Verwaltungsgericht gemeldet und eine Vertretung des Vereins angezeigt, so die Sprecherin. Das Gericht prüfe nun, »ob dadurch die Verfahren möglicherweise für die Zeit des Insolvenzverfahrens unterbrochen werden«. GUD

GEGENSTAND DER POLITIK

Die Tablette



Sergei Platonov / Zoonar / picture alliance

Die Menschheit verspricht sich von Tabletten, mittels derer seit dem 19. Jahrhundert medizinische Wirkstoffe trocken zusammengepresst verabreicht werden, vor allem Erleichterung: die Heilung einer Krankheit, zumindest eine Linderung der Symptome, ein Nachlassen des Schmerzes. Der Anblick einer Tablette jedoch, lange Symbol für den medizinischen Fortschritt, evokierte in Deutschland zuletzt vor allem einen Gedanken: Aus dem Linderungsversprechen ist eine bittere Pille geworden, die die zuständige Ministerin Nina Warken (CDU) den gesetzlich Versicherten mit ihrer Gesundheitsreform verabreichen will. Einschnitte wird es auch für Ärzte und, ja, auch für die Pharmabranche geben. Und so muss jetzt womöglich auch US-Präsident Trump Warkens bittere Pille schlucken: Der hatte kritisiert, dass die gesetzlichen Krankenkassen amerikanischen Pharmaunternehmen für ihre Medikamente zu wenig Geld zahlen würden. Warken erteilte dem Ansinnen der Trump-Regierung auf höhere Medikamentenpreise trocken eine Absage. Der Bundeskanzler verbat sich die Einmischung in »innerstaatliche Angelegenheiten«. Diese außenpolitische Härte könnte zur Linderung der deutschen Kassenkrise beitragen. DEU

HIEROGLYPHE UNSERER ZEIT



Die deutschen Innenminister wollen die Bevölkerung besser gegen Angriffe auf die kritische Infrastruktur wappnen. Dazu gehört, einem blauen Dreieck auf orangefarbenem Grund zu mehr Bekanntheit zu verhelfen. Es ist Teil des offiziellen Logos des Bundesamts für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe und soll Einsatzkräfte nicht nur kennzeichnen, sondern auch schützen: Bei einem bewaffneten Konflikt gelten Angriffe auf sie als Kriegsverbrechen. FRA

DIE GEGENDARSTELLUNG

Linke Wirrköpfe



Von Alexander Neubacher

Am vergangenen Wochenende habe ich den Bundesparteitag der Linken in Potsdam verfolgt. Der Leitantrag trug die Überschrift »Die Linke als Steinhaus bauen«. Mir kam die Veranstaltung phasenweise eher wie ein Irrenhaus vor.

Eine aufgebrauchte Frau namens Mersedeh Ghazaei trat mit herzförmiger Sonnenbrille ans Mikrofon und rief: »Die größten Verbrecher sitzen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk.« Vielleicht ärgerte sie sich über eine aktuelle ARD-Recherche, wonach Linksjugend-Funktionäre in internen Foren gern Stalin, Mao und die DDR verherrlichen und Judenhass verbreiten. Bei den Delegierten kam die Frau so gut an, dass man sie in den Parteivorstand wählte.

Es tauchte eine »Bundesarbeitsgemeinschaft Palästina-solidarität« auf, darunter junge, nicht-binäre Personen, die unter der Hamas nicht viel zu lachen hätten. Die Pali-Regenbogen-Fans wollten einen Parteitagsbeschluss verhindern, der Israel bei schärfster Kritik (»Völkermord«, »Kriegsverbrechen«) zumindest noch ein Existenzrecht zugesteht. Wie man Israel konkret auszulöschen gedenkt, wurde nicht näher diskutiert.

Und dann gab es da dieses Interview des Parteichef-Kandidaten Luigi Pantisano, der offenbar findet: CDU, AfD, alles die gleiche braune Soße. »Letztlich gibt es auch gerade gar keinen Unterschied zwischen der CDU, die faschistische Politik macht, der AfD oder den Faschisten selbst«, sagte er. Zum neuen Vorsitzenden wählte man Pantisano dennoch. Später entschuldigte er sich halbherzig.

In weiten Teilen der Medien und des politischen Betriebs

hatte sich zuletzt die Meinung durchgesetzt, die SED-Nachfolgepartei sei eine normale und im Grunde sympathische Truppe von etwas links der Mitte. Der fromme Bodo Ramelow, die coole Heidi Reichinnek, der freundlich schmunzelnde Jan van Aken: nette Menschen, wohin man sah.

Das ging so weit, dass auch CDU-Größen wie Bildungsministerin Karin Prien, Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Daniel Günther und sogar Kanzler-

Sollte die CDU die Mauer zur Linken einreißen, kann sie sich gleich selbst umbringen.

amtschef Thorsten Frei sich offen zeigten, den Unvereinbarkeitsbeschluss ihrer Partei in Bezug auf die Linke zu überdenken. In der Ost-CDU spekulieren sie über mögliche Koalitionen mit den Linken nach den Landtagswahlen im September.

Das hinter Ramelow, Reichinnek und van Aken jede Menge Leute stehen, bei denen man nur beten kann, dass sie niemals an eine Schaltstelle der Macht kommen, haben sie in Teilen der CDU offenbar verdrängt.

Ich glaube, dass für die CDU-Brandmauer zur Linken dasselbe gilt wie für die CDU-Brandmauer zur AfD. Sollte die CDU sie einreißen, kann sie sich auch gleich selbst umbringen. Die Hälfte der Wähler wäre auf einen Schlag weg.

Dass die Rechtsextremen in Sachen Demokratie- und Menschenfeindlichkeit die Nase vorn haben, bedeutet nicht, dass linke Wirrköpfe für Konservative eine Option bieten.

An dieser Stelle schreiben im Wechsel Susanne Beyer, Anna Clauß, Markus Feldenkirchen, Alexander Neubacher und Ralf Neukirch.

WAS HAT DAS MIT MIR ZU TUN?

Steuererklärung mit einem Klick

Zehntausende Steuerzahler erhalten in den kommenden Tagen ungewöhnliche Post vom Finanzamt: eine fertig ausgefüllte Einkommensteuererklärung für das Jahr 2025. Die Premiere für diesen Service, vielversprechend »Steuererklärung mit einem Klick« betitelt, steigt am 1. Juli. Ab dann verschickt die App »MeinELSTER+« diese Nachrichten. Nutzerinnen und Nutzer müssen nur noch auf dem Handy »Okay« antippen, dann haben sie das Steuerdrama für dieses Jahr hinter sich – Vorhang zu. Trotzdem kommt nicht von allen Seiten Applaus. Die App, die vom bayerischen Landesamt für Steuern zur bundeseinheitlichen Verwendung programmiert wird, führt Daten zusammen, die bereits vorliegen: Erwerbseinkünfte etwa, Beiträge zur Kranken-, Pflege- und Rentenversicherung, Informationen zu Riester-

Verträgen oder Elterngeld. Doch vieles, was für Steuerabzüge sorgen könnte, liegt nicht auf den Elster-Servern. Zum Beispiel Werbungskosten, Sonderausgaben, außergewöhnliche Belastungen oder Übersichten der eigenen Homeoffice-Tage. Deswegen warnen Vertreter der Lohnsteuerhilfvereine, den Vorschlag der App blind abzuschicken. Änderungen und Ergänzungen sind in »MeinELSTER+« zwar möglich, da gibt es dann aber keine Hilfestellungen. Ohnedies kommt das Angebot für viele erst gar nicht infrage, die Macher haben den Nutzerkreis zum Start eingeschränkt. Ohne die App und ein Elster-Konto geht nichts. Teilnehmen können zudem nur ledige, kinderlose Arbeitnehmer und Rentner ohne Nebeneinkünfte. Die meisten erwartet dagegen das übliche Steuertheater. MAMK

AUFGEZEICHNET

Premierministerwechsel in Großbritannien

Von Julian Feinbach



»Schmeckt doch nicht, Mama, einen Neuen!«

DIE KUNST, GUT ZU ALTERN



288 Seiten · Hardcover · 22,00 €
Auch als E-Book erhältlich.

In diesem Buch erzählt Alexander Kühn, wie er Frieden mit dem Älterwerden schließt. Dafür spricht er mit Persönlichkeiten wie Otto Waalkes, Barbara Schöneberger, Thomas Gottschalk und dem YouTuber Rezo, einer Sekretärin, einer trans Frau und einem Bäckermeister. Gleichzeitig blickt er auf sein eigenes Leben: welche Ängste ihn umtreiben, welche Träume er hat. Ein ebenso unterhaltsames wie inspirierendes Buch für alle, die mit dem Älterwerden anfangen.

DER AUGENZEUGE

»Thank you, thank you«



Maximilian Mann / DER SPIEGEL

Schüler Jakob Thesing, 13, repariert ehrenamtlich Fahrräder für Geflüchtete.

»Fast das ganze Schuljahr über habe ich Fahrräder für Geflüchtete repariert. Jeden Mittwoch nach der Schule bin ich dafür in eine Fahrradwerkstatt für Ehrenamtliche gefahren, habe mir ein kaputtes Rad ausgesucht und losgelegt: das Licht repariert, die Reifen geflickt.

An meiner Schule, der Montessori-Schule in Münster, macht jeder Achtklässler beim Projekt ›SozialGenial‹ mit, bei dem Schülerinnen und Schüler sich ehrenamtlich engagieren. Wir können uns selbst aussuchen, wo wir arbeiten wollen. Einige meiner Mitschüler haben im Altersheim oder in der Kita ausgeholfen, einer hat Obdachlosen die Haare geschnitten. Mich hat es in die Fahrradwerkstatt verschlagen, weil ich gern an Rädern herumerschraube.

Vor eineinhalb Jahren hat mir ein Bekannter ein Rennrad geschenkt. Die Reifen waren platt, die Bremsen funktionierten nicht, und die Schaltung musste neu eingestellt werden. Ich habe mir selbst beigebracht, wie das geht. Auf YouTube oder in Onlineforen gibt es viele gute Tipps, wie man Fahrräder repariert. Ich habe auch ChatGPT gefragt.

Wer Geduld mitbringt, kann sein Rad oft selbst reparieren.

Die Räder, die ich ehrenamtlich repariert habe, sind für Menschen, die in Flüchtlingsunterkünften leben und sich kein Fahrrad leisten können. Sie sind dankbar, wenn sie sich bei uns ein Fahrrad aussuchen können. Denn damit können sie sich viel besser in der Stadt bewegen, sie sind viel mobiler. Die Menschen sind so nett, bedanken sich überschwänglich: ›Thank you, thank you«. Andere stecken einem sogar ein paar Euro zu.

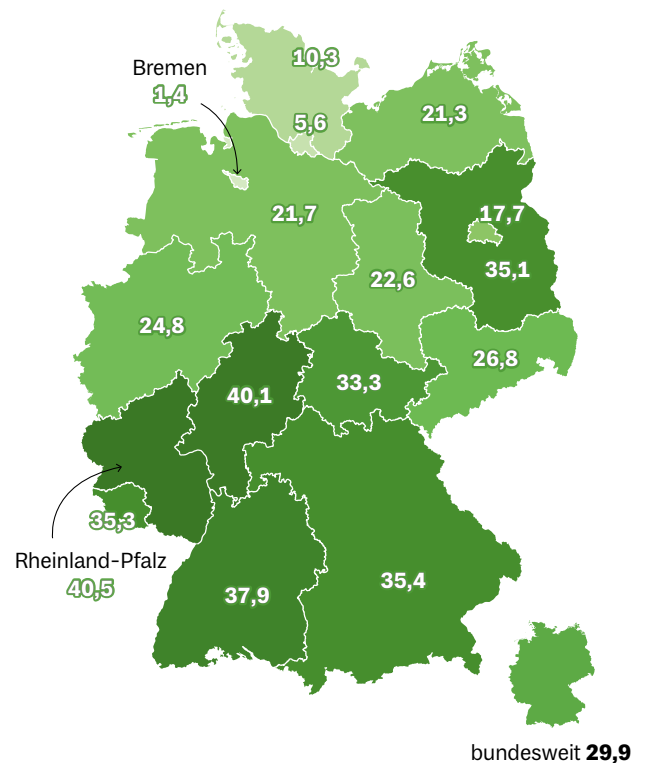
Die Fahrräder sind gespendet, meist sind es einfache Räder aus den Nullerjahren. In der Werkstatt sind immer sechs bis zehn ehrenamtliche Helfer da. Ich war der einzige Schüler und habe viel gelernt, etwa wie ich eine komplette Schaltung austausche oder eine Nabenschaltung einstelle.

Vielleicht mache ich das später auch beruflich, Lust weiterzumachen habe ich auf jeden Fall. Meine Freunde fragen mich auch schon ab und zu, ob ich ihr Fahrrad reparieren kann. An E-Bikes traue ich mich aber nicht ran, da ist mir die Elektronik zu kompliziert.«

Aufgezeichnet von Kristin Haug

LANDAUF, LANDAB

Im Walde Nahezu ein Drittel Deutschlands ist von Wald bedeckt, in den vergangenen Jahren ist der Wert relativ stabil geblieben. Der Waldanteil in den Bundesländern variiert jedoch stark: von rund 41 Prozent in Rheinland-Pfalz bis 1,4 Prozent in Bremen. Für Flächenverluste sorgten zuletzt Bauprojekte wie das Tesla-Werk in Brandenburg, Wald hinzugewonnen hat Deutschland etwa durch die Renaturierung von Braunkohletagebauen in Sachsen oder im Rheinland. Wird ein Wald durch Dürre oder den Borkenkäfer beschädigt, hat das keinen Einfluss auf die Zahlen: Solange ein Bereich wieder aufgeforstet werden soll, wird er als Waldfläche erfasst. BBR



Anteil der Waldfläche an der Bodenfläche 2024, in %

Quelle: Destatis



52 Wochen lesen, 50% sparen

SPIEGEL+ gibt Ihnen den Nachrichtenvorsprung: Bleiben Sie bestens informiert – mit tagesaktuellen News, Analysen, Hintergrundinformationen und Einordnungen.



Einfach Zugriff sichern unter:
abo.spiegel.de/50sparen

Nur 2,99€ pro Woche in den ersten 52 Wochen. Danach 5,99€ pro Woche. Vierwöchentlich abgerechnet und kündbar.

DEUTSCHLAND



Parteivorsitzende Merz, Bas

Koalition Ausgerechnet beim strittigen Thema Rente ist der Regierung gelungen, was ihr kaum noch einer zugetraut hat: ein Kompromiss. Und der wird auch noch gelobt. »Es muss schnell gehen«, fordert nun der Kanzler.

Der Retter der Regierung beginnt mit einer Beichte. Frank-Jürgen Weise sitzt am Dienstagmorgen auf einem Podium im Kanzleramt zur Rechten von Arbeitsministerin Bärbel Bas (SPD). Er wird gleich die Vorschläge erklären, mit denen die von ihm geleitete Kommission die Rente stabilisieren will. Doch vorher muss Weise etwas loswerden. »Frau Ministerin, wir haben in Ihrem Ministerium gegen die Arbeitszeitverordnung verstoßen«, sagt er und berichtet von zum Teil 17-stündigen Sitzungen. Auch mit den Vorgaben für Arbeitsplätze habe man es nicht so genau genommen. Bisweilen hätten die Kommissionsmitglieder »auf Bänken« Platz nehmen müssen.

Weise grinst, Bas lacht.

Dabei versteht sie bei Arbeitszeiten für gewöhnlich keinen Spaß. Die im Koalitionsvertrag vereinbarte Abkehr vom Achtstundentag zögert sie seit Monaten hinaus – weil sie erst klären will, wie sich der Gesundheitsschutz sichern lässt.

Bei Weise aber ist Bas großzügig. Vermutlich hätte der frühere Chef der Bundesagentur für Arbeit auch gestehen können, dass er den MSV-Duisburg-Schal der Ministerin geklaut hat. Oder beim Einparken ihre Harley-Davidson beschädigt. Er ist jetzt so etwas wie der Held der Stunde.

Zusammen mit seiner Co-Vorsitzenden, der Sozialrechtsprofessorin Constanze Janda, hat Weise geschafft, was kaum möglich schien. Dass sich zehn Experten und drei Abgeordnete auf eine Reform des Rentensystems verständigen. Einstimmig. Sie könne sich an keinen einzigen Rentenkommissionsbericht ohne abweichende Voten erinnern, sagt Bas und spricht von einem »Gesamtkunstwerk«.

Die Erleichterung ist greifbar, nicht nur bei der Arbeitsministerin, sondern auch beim Bundeskanzler. Die 33 Vorschläge der Kommission seien von »allergrößter Bedeutung«, sagt Merz. Empfehlung Nummer 28, die Einführung einer verpflichtenden Kapitalrente in der gesetzlichen Rentenversicherung, sei sogar regelrecht »genial«, findet er. »Ich habe mich nur darüber geärgert, dass ich nicht selbst darauf gekommen bin.«

Der Kanzler und seine Arbeitsministerin zelebrieren an diesem Tag ihre Einigkeit. Beide betonen, dass das Reformpaket jetzt genau so, wie von der Kommission vorgeschlagen, umgesetzt werden müsse. »Vollständig«, sagt Merz. »Kein Rosinenpicken«, sagt Bas.

So viel Eintracht war selten, und die Frage drängt sich auf: Geht da noch was? Kann aus der Renteneinigung etwas Größeres ent-

stehen? Taugt der Kompromiss gar als Vorbild für die stockenden Reformbemühungen in anderen Bereichen? Manch einer träumt bereits davon, dass die Koalition endlich die Kurve bekommt. Andere warnen, dass der Kompromiss noch lange nicht im Gesetzbuch stehe. Bis es so weit ist, kann noch eine Menge schiefehen.

Der erste Schritt aber ist geschafft. Die Kommissionsmitglieder haben den Regierungsspitzen damit einen großen Gefallen getan. Ohne Einigung hätten Union und SPD die Sache selbst miteinander aushandeln müssen. Und das, da die Koalition an Streitthemen keinen Mangel hat. Sozialstaat, Gesundheit, Arbeit, Steuern – fast überall liegen Rot und Schwarz über Kreuz. Ein Rentenstreit in dieser Lage hätte das Potenzial gehabt, die Koalition an den Rand des Abgrunds zu bringen. Oder ein Stück weiter.

Schon bei der Abstimmung über das erste Rentenpaket im vergangenen Jahr wäre es fast passiert. Wochenlang hatten sich die als »Rentenrebell« bekannt gewordenen jungen Abgeordneten in der Unionsfraktion eine öffentliche Schlacht mit Arbeitsministerin und Kanzler geliefert. Kurzzeitig soll Merz sogar die Vertrauensfrage erwogen haben. Ein halbes Jahr nach Amtsantritt der Regierung stand plötzlich alles auf dem Spiel.

Die Sache ging noch mal gut, und Fraktionschef Jens Spahn machte den rebellierenden Abgeordneten ein Angebot: Sie durften mit Pascal Reddig (CDU) einen Vertreter in jene Kommission entsenden, die Vorschläge für eine Sicherung des Renten-

systems machen soll. Reddig galt in der Debatte als Hardliner, auch der von der CSU nominierte Wirtschaftsfachmann Florian Dorn hatte dem Rentenpaket nur aus Loyalität zugestimmt. Als dann die SPD die Parteilinke Annika Klose in die Kommission schickte, hielten viele die Luft an: Organisierte sich die Koalition da gerade ihr eigenes Scheitern?

Eine gute halbe Stunde vor dem Pressetermin am Dienstag treffen Klose und Dorn vor dem Kanzleramt aufeinander. Es gibt ein Video von diesem Moment, der Journalist Rasmus Buchsteiner hat es gemacht. Klose und Dorn umarmen sich, er macht ein Selfie, dann gehen sie die letzten paar Meter des Wegs gemeinsam – der promovierte Volkswirt aus dem Unterallgäu und die Sozialwissenschaftlerin aus Berlin. Sie wissen, dass ihnen etwas Außergewöhnliches gelungen ist: ein Kompromiss in einer Zeit maximaler Polarisierung.

Absehbar war das nicht. Zum Start der Kommission galt ein Scheitern als wahrscheinlich. Generationen von Experten und Politikern haben schon versucht, die Rente zukunftsfest zu machen. Ohne Erfolg. Die vorherige Rentenkommission endete 2020 nach zweijährigen Beratungen in heftigem Streit.

Die Personalsuche war deshalb nicht einfach. Selbst Mitglieder geben zu, anfangs gehadert zu haben. Manch einer der Fachleute befürchtete, dass es der Politik nur um ein Feigenblatt gehe. Oder um die Suche nach Schuldigen für den Fall eines Scheiterns.

Doch dann geschieht Erstaunliches. Die Kommission rückt zusammen, vereinbart eisernes Stillschweigen. Und arbeitet. Mehr als 20 Sitzungen und über 170 Stunden werden es am Ende sein.

Die beiden Vorsitzenden teilen sich Arbeit und Rollen: Sozialrechtlerin Janda legt als Kennerin der Materie die Agenda fest. Sie zerlegt große Fragen in kleine. Lässt Gruppen und Untergruppen bilden. Diskutiert einzelne Ideen. Und sammelt Stimmungsbilder. Bei knappen Mehrheiten wird die Entscheidung vertagt. Dann bitten die Vorsitzenden der Kommission die drei Abgeordneten zum Fünfergespräch. Politikmanager Weise moderiert. Er fängt Kontroversen ein, bevor sie zur Belastung werden, hält mit seiner Erfahrung als langjähriger Behördenlenker den Laden zusammen.

Der Zeitdruck wird zum Katalysator: Gesucht werden rasche Lösungen, keine »großen Würfe« mit unkalkulierbarem Umsetzungshorizont. Schnell steht die Einigung auf eine längere Lebensarbeitszeit. Auch die



Abgeordnete Dorn, Reddig, Klose, Wissenschaftlerin Janda (2. v. r.)

Einbeziehung von Beamten in die gesetzliche Rente ist mehrheitsfähig, stößt aber auf hohe verfassungsrechtliche und praktische Hürden. Die Kommission belässt es daher bei dem »Idealbild«, auch Staatsdiener in die Rente einzubeziehen. Eine konkrete Empfehlung dafür gibt sie nicht ab.

Schwierig wird es bei der Einführung der kapitalgedeckten Rente. Das linke Lager ist dagegen, es befürchtet Börsenspekulationen mit Beitragsmitteln und will lieber Betriebsrenten stärken. Doch Gespräche mit Gewerkschaften und Arbeitgebern enden ernüchternd. Die Sozialpartner vermitteln nicht den Eindruck, dass sie sich darauf bald einigen werden. Deshalb formiert sich eine Mehrheit für die sogenannte Schwenrente. Arbeitgeber und Arbeitnehmer sollen einen Zusatzbeitrag von je einem Prozent an die Rentenversicherung zahlen. Ein öffentlicher Fonds legt das Geld dann am Kapitalmarkt an. Im deutschen Umlagesystem wäre das etwas Neues. Erstmals würde die Vorsorge für jüngere Generationen zumindest teilweise von der Demografie entkoppelt.

Schritt für Schritt werden so weitere Einigungen erzielt. Die strittigsten Themen aber bleiben – und damit auch die Gefahr eines Scheiterns. Noch im Juni ist die Frage der »Haltelinie« ungeklärt, jener auf Druck der SPD verlängerten Regelung, die ein Absinken des Rentenniveaus unter 48 Prozent bis zum Jahr 2031 verhindert. Das Instrument ist teuer, laut Zahlen aus der Kommission würde eine Verlängerung ab 2031 rund zehn Milliarden Euro pro Jahr kosten. Die Union will die Haltelinie daher streichen, doch die SPD windet sich. Ein Kompromiss wird erst kurz vor Schluss gefunden. Die Kommission plädiert für die Einführung eines »Übergangsfaktors« als staatliche Garantie. Sollte das Rentenniveau unter 48 Prozent sinken, soll es einen Rentenzuschlag geben.

Am Tag der Einigung wollen die Beteiligten unbedingt das Positive betonen. »Wir haben uns nicht gegenseitig das Schlechteste unterstellt«, sagt Pascal Reddig, Vizechef der Kommission und Vorsitzender der Jungen Gruppe in der Unionsfraktion. »Ich habe Annika Klose abgenommen, dass sie etwas hinkriegen will. Und ich hatte das Gefühl, dass das andersrum auch so war.«

Alle drei Abgeordneten haben in den eigenen Reihen Anerkennung für ihren Verhandlungseinsatz bekommen. Klose wurde in der SPD-Fraktion sogar von der Sprecherin des konservativen Seeheimer Kreises, Claudia Moll, gelobt. Es sei der Satz gefallen: »Annika, ich bin so stolz auf dich«, berichten Teilnehmer der Sitzung.

Es gibt aber auch kritische Stimmen. Die Sozialdemokraten mussten sich weiter strecken als die Union. Das liegt auch daran, dass die Rentenfrage in der SPD ideologisch

»Ich habe Annika Klose abgenommen, dass sie etwas hinkriegen will.«

Pascal Reddig, CDU-Abgeordneter

aufgeladen ist. Unvergessen, wie der damalige Kanzlerkandidat Olaf Scholz im Bundestagswahlkampf 2021 die demografischen Probleme einfach beiseitwischte. Wissenschaftlern warf Scholz vor, »Horror szenarien« zu verbreiten und »falsch gerechnet« zu haben. Die Position war bequem. Sie zu räumen, schmerzt.

Vor allem der linke SPD-Flügel hadert. Die abschlagsfreie Rente nach 45 Beitragsjahren, die die Kommission jetzt abschaffen will, sollte hart schuftenden Arbeitern helfen, deren Körper nach Jahrzehnten im Beruf nicht mehr mitmacht. Wissenschaftler haben zwar inzwischen nachgewiesen, dass gerade diese Gruppe von der Regelung nicht so häufig profitiert, die SPD würde sie aber trotzdem gern beibehalten.

Auch die vorgeschlagene Kopplung des Renteneintrittsalters an die Lebenserwartung halten die Genossinnen und Genossen für ungerecht. Wohlhabende haben im Schnitt eine höhere Lebenserwartung, ärmere Menschen beziehen daher oft nicht nur weniger, sondern auch für einen kürzeren Zeitraum Rente.

SPD-Politikerin Schwesig:

Kritische Stimme



Bettina Theuerkauf / DER SPIEGEL

»Ich halte die Steigerung des Renteneintrittsalters und die Kopplung an die Lebenserwartung für falsch«, sagt Mecklenburg-Vorpommerns Ministerpräsidentin Manuela Schwesig. »Bei der Umsetzung gibt es noch großen Gesprächsbedarf«, sagt der wirtschaftspolitische Sprecher der Bundestagsfraktion, Sebastian Roloff.

Andere warnen davor, das Paket nachzuverhandeln. »Sicher wird es Gespräche über einzelne Punkte geben. Aber das noch einmal komplett aufzuschnüren, würde die Arbeit der Kommission entwerten«, sagt die SPD-Abgeordnete Rasha Nasr.

In jedem Fall wird es Monate dauern, all die Vorschläge der Kommission in Gesetze und Paragraphen zu gießen. Beim Koalitionsgipfel am kommenden Mittwoch soll die Rente nach dem Willen der SPD keine große Rolle spielen. Ein kurzes Bekenntnis zur Umsetzung des Berichts würde den Spitzengeossen reichen.

Wichtiger aus Sicht der SPD ist, wie es mit der Reform der Einkommensteuer weitergeht. Zuletzt gab es in dieser Hinsicht keine guten Nachrichten. Mit seiner Idee, die Steuerlast für kleinere und mittlere Einkommen zu senken und das über Steuererhöhungen für Großverdiener zu finanzieren, ist Bundesfinanzminister Lars Klingbeil bei den Verhandlern der Union abgeprallt.

Die Union sperrt sich gegen höhere Spitzen- und Reichensteuern, weil viele Handwerker und Mittelständler unter diese Steuertarife fielen. Klingbeils Argument, dass der überwiegende Teil von ihnen weniger als 100.000 Euro verdiene und bei einer gleichzeitigen Verschiebung des Spitzensteuersatzes gar nicht draufzahlen würde, verhalte ungehört.

Der Frust der SPD-Verhandler darüber ist spürbar. Es könnte sein, dass man bei der Einkommensteuer gar nicht mehr zusammenkomme, heißt es. Dann würde die Koalition nur verabreden, wozu sie gesetzlich verpflichtet ist: den Grundfreibetrag zu erhöhen. Von der großen Steuerreform, die die Koalition versprochen hat, bliebe kaum noch etwas übrig.

Vielleicht will Merz auch deshalb bei der Rente aufs Tempo drücken. »Es muss schnell gehen«, fordert er. Das Arbeitsministerium müsse die Gesetze zügig ausarbeiten, der Bundestag sie noch in der zweiten Jahreshälfte beschließen.

Es ist die einzige Stelle, an der Bas leise widerspricht. »Mein Haus wird das jetzt nicht gerne hören, weil wir gerade ja noch ganz andere Reformpakete bearbeiten«, sagt sie.

Ein wenig den Arbeitsschutz verteidigen muss sie dann doch.

Benjamin Bidder, Markus Dettmer, Sophie Garbe, Andreas Niesmann, Christian Teevs, Gerald Traufetter

Kommissionsvorsitzende
Weise, Janda



Hanna Wiedemann / DER SPIEGEL

»Wir alle wollten einen Vorschlag erarbeiten, der nicht in der Schublade landet«

SPIEGEL-Gespräch Constanze Janda und Frank-Jürgen Weise haben die Rentenkommission zu einem Erfolg geführt und einen umsetzbaren Reformplan vorgelegt. Wie ist ihnen das gelungen?

Nur sechs Monate hatten die 13 Mitglieder der Rentenkommission Zeit für ihren Reformentwurf, viel weniger als das zwei Jahre lang tagende und 2020 mit einem Eklat gescheiterte letzte große Gremium. Hier erklären die beiden Vorsitzenden Constanze Janda, 50, und Frank-Jürgen Weise, 74, was diesmal anders war.

SPIEGEL: Frau Janda, Herr Weise, der Bericht mit Ihren Empfehlungen ist am Sonntag fertig geworden. Bis zum Schluss gab es Änderungen. Die ersten Kritiker aus Politik

und Wissenschaft hatten sich da bereits zu Wort gemeldet. Was sagt das aus?

Janda: Für mich zeigt es die große Bedeutung des Themas. Das große Interesse, das unserem Bericht entgegengebracht wird.

Weise: Aber es enttäuscht mich schon, dass sich manche auf der Basis von Zurufen Dritter öffentlich eine Meinung bilden. Mit uns haben die Kritiker ja nicht sprechen können. Wir hatten vereinbart, dass die Kommissionsmitglieder nichts sagen, bevor wir den Bericht übergeben haben. Das haben wir eingehalten. Die Kontroverse an sich finde ich aber nicht schlimm. Die Rente ist ein wichtiges Thema, zu dem es verschiedene Positionen gibt.

SPIEGEL: Hätten Sie sich nicht gewünscht, dass zumindest die Mitglieder des Sachverständigenrats Ihren Bericht abwarten?

Weise: Ach, dieses Wünschen bringt doch nichts! Und die Kommission spricht ja auch nicht gegen etwas oder jemanden. Wir sprechen für uns. Und da ist die Botschaft eindeutig: Acht Wissenschaftler mit sehr unterschiedlichen Positionen, drei Politiker, die drei Parteien mit eigenen Vorstellungen vertreten, und zwei Vorsitzende, die sich erst in der Kommission kennengelernt haben, haben es geschafft, komplexe Themen in der Tiefe zu besprechen. Das ist ein gutes Zeichen für unsere Republik und übrigens auch ein großer Vertrauensbeweis der Poli-



Hanna Wiedemann / DER SPIEGEL

»Wenn zwei Prozent Beitrag in die Kapitaldeckung erreicht werden, kommen jedes Jahr 35 Milliarden Euro neu zusammen.«

Frank-Jürgen Weise

tik. Arbeitsministerin Bärbel Bas und Kanzler Friedrich Merz sind ein Risiko eingegangen, uns dieses Thema zu geben. Und dem sind wir gerecht geworden.

SPIEGEL: Was müssen die Bürgerinnen und Bürger über Ihr Konzept wissen? Was ist Ihre zentrale Botschaft?

Janda: Wir bringen mit unseren Vorschlägen Stabilität in die Rente. Zur Botschaft gehört auch, dass sich alle daran beteiligen müssen. Alle werden von diesen Vorschlägen betroffen sein. Aber für alle gibt es die Aussicht, dass sich die Lage bessert.

Weise: Wichtig ist uns auch: Mit unseren Vorschlägen können wir nicht alles aufhalten, was bereits in Bewegung ist. Es wird deshalb einen gewissen Sprung beim Beitragssatz geben, der nicht gestoppt werden kann. Aber wir haben die Möglichkeit, diese Entwicklung in der längeren Perspektive aufzuhalten. Unsere Vorschläge sorgen dafür, dass das Sicherungsniveau stabil bleibt. Das neue Element der Kapitaldeckung stellt die Finanzen der Rentenversicherung auf ein breiteres Fundament. Sie wird weniger anfällig durch die Demografie.

SPIEGEL: Über Jahrzehnte sind Regierungen und Kommissionen an der Rente gescheitert. Wie ist Ihnen die Lösung gelungen?

Janda: Ich glaube, allen war der Ernst der Lage bewusst. Die Zeit des Handelns ist gekommen. Es war von Beginn an ein großer Wille da, die Probleme zu lösen. Im Mittel-

punkt der Kommission standen nie die Idealvorstellungen Einzelner, wie das System auszusehen habe. Es wurde nach machbaren Lösungen gesucht. Und es gab eine große Bereitschaft, sich wissenschaftliche Erkenntnisse anzuschauen. Wir alle wollten einen Vorschlag erarbeiten, der nicht in der Schublade landet.

SPIEGEL: Die Kommission schlägt eine Kapitalmarktorientierung vor. Von links kam bei ähnlichen Ideen oft der Vorwurf der »Zockerei«. Wie haben Sie den Sinneswandel in der Kommission bewirkt?

Weise: Wir haben etwas sehr Nützliches gemacht: Wir haben die Schweden eingeladen, wir haben mit den Dänen und den Norwegern gesprochen. Das sind alles Länder, die nicht für Raubtierkapitalismus stehen, sondern gesellschaftlichen Konsens. Dort gibt es bereits eine Kapitaldeckung in der Rente. Und so entstand bei uns die einhellige Meinung, dass es keinen Weg an dem Thema vorbei gibt. Also haben wir dazu eine eigene Untergruppe gebildet. Die große Runde hat auf die Ergebnisse mit viel Wohlwollen reagiert, aber auch mit Widerspruch. Wir haben alles im Konsens beschlossen, aber natürlich gab es im Detail immer wieder abweichende Meinungen.

SPIEGEL: Bärbel Bas hat in den vergangenen Wochen wiederholt erklärt, Ihr Bericht sei für sie nur bindend, wenn er einstimmig verabschiedet werde. Wie verträgt sich das mit Widerspruch?

Weise: Frau Bas hat sich ein Ergebnis gewünscht, zu dem sich die Kommission bekennt, und nicht ein Sammelsurium unterschiedlicher Meinungen. Ihr Auftrag an uns war eindeutig: Wir sollten im Konsens entscheiden, und auch Mehrheitsentscheidungen waren möglich. Wir haben uns selbst auferlegt, dass es keine Sondervoten mit abweichenden Meinungen geben wird. Die sind bei solchen Kommissionen manchmal länger als der eigentliche Bericht. Übrigens, wenn Sie acht Wissenschaftler in eine Kommission berufen, kann keine Einstimmigkeit bei 33 Themen herauskommen. Bei einer Kommission allein aus Wissenschaftlern hätten wir den Auftrag nicht angenommen.

SPIEGEL: Es war es also richtig, drei Politiker der Regierungsfractionen von Union und SPD direkt in die Kommission zu integrieren?

Weise: Große Reformen wie jetzt bei der Rente müssen wissenschaftlich begründet und evaluiert werden. Das ist die Basis, das reicht aber allein nicht. Es muss ein politischer Führungswille dazukommen. Die Mischung hat sich im Nachhinein als sehr gut erwiesen. Ich bin begeistert über die drei jungen Abgeordneten, die in der Kommission waren. Die erste Anmutung war ja: Da kommen jetzt »Rentenrebell« und eine Frau von den Jusos. Tatsächlich haben sie sachlich äußerst fundiert diskutiert und Lösungen gesucht.

Janda: Das kann ich nur bestätigen.

SPIEGEL: Hätte man nicht auch die Gewerkschaften und die Arbeitgeber als Sozialpartner in die Kommission berufen sollen, um den Konsens breit aufzustellen?

Weise: Es ist nicht die Aufgabe der Sozialpartner, in einer solchen Kommission zu sitzen. Sie wären in dem Gremium nicht ideal gewesen, weil sie zuallererst Interessenvertreter sind. Wir hatten das Ganze im Blick.

SPIEGEL: Kurz vor der Fertigstellung Ihrer Arbeit kursierten Meldungen über die angeblich verpasste Einstimmigkeit. Die Kommission könne sich nicht einigen, es gebe Streit, hieß es.

Janda: Für mich als Wissenschaftlerin ist Streit Ausdruck dafür, dass man um die beste Lösung ringt. Jeder bringt seine Argumente ein, die er durchdacht hat, bleibt aber trotzdem offen, anderen zuzuhören. Für mich ist das der Unterschied zu Konflikt: Da bringe ich auch meine Meinung ein, bin aber nicht mehr offen für die Argumente des anderen und hinterfrage auch nicht mehr meinen eigenen Standpunkt. In diesem Sinn hat der Streit in der Kommission sehr gut funktioniert.

SPIEGEL: Wie haben Sie aus diesem Streit zu gemeinsamen Lösungen gefunden?

Janda: Es ist das Wesen der Wissenschaft, zu streiten, ohne sich zu zerstreiten. Wir haben in der Kommission die großen Themen in kleinere Problemfelder unterteilt und dann

nochmals in Subfragen. So haben wir uns in kleinen Einheiten dem großen Ganzen angenähert. Dadurch hatten wir weniger Grundsatzkonflikte.

SPIEGEL: Manche Abstimmungen waren allerdings knapp.

Weise: Keine Abstimmung war knapp. Alle Entscheidungen wurden mit überwiegender Mehrheit getroffen.

Janda: Wir haben übrigens an diesem Montag noch einmal alle 33 Themen unserer Agenda komplett angeschaut, die ja in einer Logik und in einem Zusammenhang stehen. Und dann haben wir uns einstimmig hinter den Bericht gestellt. Also kein Konsens, aber immer überwältigende Mehrheit bei den einzelnen Themen. Und Einstimmigkeit für das Gesamtpaket der Empfehlungen, das wir der Politik übergeben haben.

SPIEGEL: Wir haben gehört, dass es zwischenzeitlich auch 7:6 Abstimmungen gab.

Weise: Das ist ein einziges Mal passiert, und dann habe ich meine Stimme zurückgezogen. Ich hatte da nicht richtig zugehört, sondern die Hand gehoben. Ich habe sehr oft einfach geschaut, wie Frau Janda abstimmt, und dann mit ihr gestimmt. In diesem Fall habe ich dann gemerkt, dass wir ein Ergebnis von 7:6 hatten. Dann haben wir einvernehmlich gesagt: So knappe Ergebnisse waren nicht, was wir wollten. Es ist nur ein einziges Mal passiert, und ich habe meine Stimme zurückgezogen. Es war ein Unfall.

SPIEGEL: Bei welchem Thema kam es zu der 7:6-Abstimmung?

Weise: Wir haben in der Kommission vereinbart, dass wir öffentlich nichts zum Abstimmungsverhalten der Gruppe oder Einzelner sagen. Es war aber kein wesentliches Thema.

SPIEGEL: Was waren die Schlüsselpunkte, um gemeinsam zu dem Gesamtpaket zu kommen?

Janda: Früh zeichnete sich eine breite Mehrheit dafür ab, mehr Menschen in das System zu bringen. Je mehr das sind, desto besser ist die Basis für die Umverteilung und desto stabiler ist das System. Das prägte die Diskussion über Beamte, Selbstständige und Minijobber in der Rentenversicherung. Die Einigung auf eine Kapitaldeckung hat Folgeentscheidungen nach sich gezogen: Was passiert mit den Menschen, die so nah am Rentenalter sind, dass sie keine nennenswerten Anwartschaften aus der Kapitaldeckung aufbauen können? Die Frage nach dem Lebensalter war entscheidend. Was geschieht mit den Menschen, die es gesundheitlich nicht bis zum gesetzlichen Renteneintrittsalter schaffen, wenn wir es an die Lebenserwartung koppeln? Das waren die Themen, die den Bogen gespannt haben.

SPIEGEL: Werden sich die Parteien mit Ihrer Lösung zufriedengeben?

Weise: Das ist Sache der politischen Führung, und davor habe ich viel Respekt. Ich habe



Hanna Wiedemann / DER SPIEGEL

»Für mich als Wissenschaftlerin ist Streit Ausdruck dafür, dass man um die beste Lösung ringt.«

Constanze Janda

mit sieben Ministern und drei Bundeskanzlerinnen in meiner Karriere zusammengearbeitet. Ich habe meine Rolle immer so verstanden, zu sagen, wie man etwas umsetzt. Da habe ich Kompetenz. Aber was zu tun ist, was gewollt ist, das ist die Entscheidung demokratisch legitimierter politischer Führung. Wir würden uns das wünschen. Wir haben nicht nur ein technisches Ergebnis vorgelegt, sondern Vorschläge, die das Leben der Menschen berühren und für die politische Führung verträglich sind.

SPIEGEL: Welche Reaktion wünschen Sie sich von den Bürgern auf Ihren Bericht?

Weise: Da trennen sich jetzt wahrscheinlich unsere Meinungen. Ich würde sagen: Jeder, der gesund ist und etwas leisten kann, sollte noch ein Stück länger arbeiten, als wir im Bericht empfehlen.

Janda: Ich hoffe, dass die Bürger sehen, dass wir wirklich versucht haben, die Interessen von allen auszutarieren. Dass wir nicht gesagt haben, wir schützen nur die Rentner oder schauen ausschließlich, dass die Jungen entlastet werden. Wir haben alle im Blick behalten, und daraus ist dieser Kompromiss entstanden.

Weise: Ich wünsche mir auch, dass daraus kein Geschäft zulasten Dritter wird und der Bundeszuschuss nicht zu einem Steinbruch wird, aus dem immer neu etwas in die Rente geschüttet wird. Das System muss stabil sein, und dafür braucht es den Einstieg in die Kapitaldeckung.

SPIEGEL: Die Kapitalmarktorientierung ist ein Kernelement Ihrer Empfehlungen. Warum ist sie nötig?

Janda: Man darf nicht alle Eier in einen Korb legen. Wir brauchen in der Finanzierung der Rente eine breitere Streuung. Nur so wird sie unabhängiger von der demografischen Entwicklung und kann die Zinseffekte der Kapitalmärkte mitnehmen. Die Deutschen haben sehr viel Geld auf Sparbüchern, aber das wirft kaum Renditen ab. Wir müssen aber das Bestmögliche rausholen, um die Probleme zu bewältigen.

SPIEGEL: Viele Deutsche fremdeln mit den Kapitalmärkten, insbesondere wenn es um die Altersvorsorge geht. Können Sie das verstehen?

Weise: Es gibt da eine interessante Zahl: Wenn zwei Prozent Beitrag in die Kapitaldeckung erreicht werden, kommen jedes Jahr 35 Milliarden Euro neu zusammen. Die Schweden machen das seit 25 Jahren, das ergibt gewaltige Anlagesummen. Auf einer Investorenkonferenz von Pensionsfonds in den USA wurde mir gesagt: Damit haben wir unser Silicon Valley aufgebaut. Außerdem funktioniert angesichts der Demografie das Umlagesystem bald nicht mehr. Also müssen dann entweder die Renten sinken oder die Beiträge dramatisch steigen.

SPIEGEL: Was geschieht bei einem Börsencrash?

Weise: Wir haben uns genau angesehen, wie die Geldanlage funktioniert. Wir können

nicht die Zukunft beschreiben, aber beim Blick zurück zeigt sich, dass selbst die tiefsten Einbrüche wie etwa im Zuge der Weltfinanzkrise 2008/2009 nach kurzer Zeit wieder ausgeglichen waren. Die Schweden haben über die letzten 25 Jahre eine durchschnittliche Rendite von 11 Prozent erzielt. Wir rechnen konservativ mit einer realen Nettorendite von 3,5 bis 5 Prozent. Und wissen Sie was: In Schweden brach kurz nach dem Start der Kapitaldeckung die Börse dramatisch ein, und das System hat es problemlos überstanden. Wir reden über Anlagen, die über lange Zeit investiert werden.

SPIEGEL: Sie glauben, dass die Deutschen das aushalten und mitmachen?

Janda: Wir haben für Durststrecken und die Menschen in Rente, die noch keine großen Anwartschaften aufbauen können, einen Übergangsfaktor vorgeschlagen. Er garantiert, dass die Menschen nicht weniger bekommen als heute.

SPIEGEL: Wie oft stand die Kommission vor dem Abbruch?

Janda: Nie.

Weise: Wir hatten 20 Sitzungen, die insgesamt 150 Stunden gedauert haben. Und jedes Mal waren alle Kommissionsmitglieder dabei. Die längste Sitzung dauerte 17 Stunden am Stück. Die Dinge sind uns nicht zugeflogen, es war schon ein geistiges Ringen um die Lösungen.

Janda: Schon in der ersten Sitzung haben alle gesagt, wir sind uns sicher, dass wir etwas Großes zustande bringen können.

SPIEGEL: Wie war Ihre Rollenverteilung bei der Kommissionsarbeit?

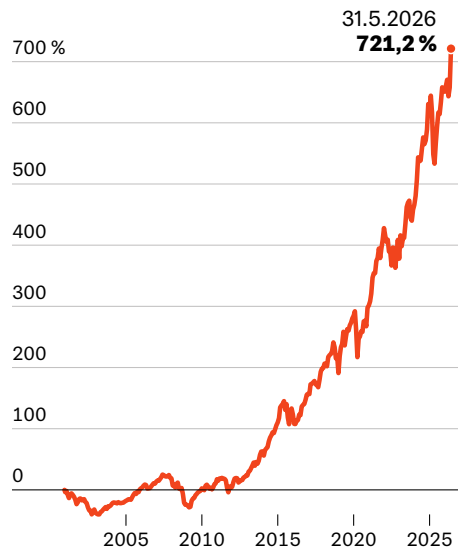
Weise: Frau Janda war diejenige von uns, die die Themen versteht, die wissenschaftlich arbeiten kann. Sie hat die 33 Themen für die Agenda definiert. Und ich habe das Mikrofon bedient und manchmal zur Ordnung gerufen. Ich möchte das nicht falsch darstellen, aber inhaltlich ist mir das Ganze schwergefallen. Ich bin bei anderen Themen mehr in der Tiefe. Ich habe die Diskussionen beobachtet, habe auch meine Meinung abgegeben, aber die Führung in den Themen hat Frau Janda übernommen.

SPIEGEL: Sie haben schon viele schwierige Aufgaben in der Bundesrepublik wahrgenommen, auch in Kommissionen. Wo rangiert die Rentenkommission für Sie?

Weise: Sie war die anstrengendste. Die Führung einer Großorganisation wie der Bundesagentur für Arbeit ist einfacher. Ich verstehe etwas von Führung und kann mit Menschen umgehen. Ich habe einiges über Organisation gelernt und verfüge auch über Entschlossenheit. Ich kann mir wissenschaftlichen Rat einholen und verarbeiten. Natürlich habe ich Kenntnis von ökonomischen Zusammenhängen. Aber hier fehlte mir das tiefe Wissen in den komplexen Themen und damit ein klares Zielbild am Beginn. Frau

Gewinne, Gewinne

Entwicklung des Kapitals in der schwedischen Prämienrente seit 2000



Quelle: AP7

Janda war meine Rettung. Am schwierigsten für mich war es, ohne die Sicherheit des eigenen Wissens in so einer Gruppe eine Führungsrolle zu übernehmen. Das war auch ein Risiko.

SPIEGEL: Und Sie haben Herrn Weise an die Hand genommen?

Janda: Ich würde sagen, wir haben uns einfach hervorragend ergänzt. Ich konnte von seiner Erfahrung profitieren, wie man Diskussionen einfangen kann. Wie ich dafür sorgen kann, dass sich jeder äußern kann und wahrgenommen fühlt.

SPIEGEL: Können Sie kurz erklären, warum Sie nicht empfehlen, jetzt Beamte in die Rentenversicherung aufzunehmen? Das Thema war der Bundesarbeitsministerin ja wichtig.

Janda: Wir haben in einer Empfehlung gesagt, dass wir das Idealbild in einem System sehen, in das auch Beamte einbezogen sind. Wir haben aber auch die Hürden gesehen. Die verfassungsrechtlichen Hindernisse. Die Beamtenversorgung ist vom Bundesverfassungsgericht mit starkem Schutz ausgestattet worden. Ein anderes Problem: Der Bund kann das nur für die Bundesbeamten vorgeben. Was ist, wenn einzelne Bundesländer nicht mitziehen? Wir haben uns zudem die Frage gestellt, ob das der Rentenversicherung wirklich etwas bringt.

Weise: Beamte sind für die Versicherung ein schlechtes Risiko. Sie leben länger, sie haben hohe Einkommen. Es wäre also kein finanzieller Vorteil, außer einem ganz kurzfristigen Einzahlungsgewinn. Wir haben uns eher für das Machbare entschieden, etwa die sehr ernst gemeinte Empfehlung, Beamte künftig nur für hoheitliche Aufgaben einzusetzen, etwa bei der Polizei oder Bundes-

wehr. Aber eigentlich wäre es schöner, alle in die gesetzliche Rente zu holen – auch Beamte, Selbstständige und Minijobber. Aber das ist kompliziert und kurzfristig nicht umsetzbar.

SPIEGEL: Ist für Sie vorstellbar, dass einige Ihrer Empfehlungen umgesetzt werden und andere nicht?

Weise: Das empfehlen wir nicht. Unsere Vorschläge bauen aufeinander auf und entfalten ihre volle Wirkung nur gemeinsam. Sonst funktioniert es nicht.

SPIEGEL: Wie schnell könnten die Empfehlungen Gesetz werden?

Weise: Das ist jetzt die Aufgabe der Politik. Wir haben uns viel Mühe gegeben, etwas Gutes vorzulegen. Wir hören, selbst bei starkem Bemühen wird es bis Anfang nächsten Jahres dauern, dass die Reform Gesetz werden kann.

SPIEGEL: Finanzminister Lars Klingbeil hat vorgegeben, dass vier Milliarden Euro Bundeszuschuss bei der Rente eingespart werden müssen, zulasten der Versicherten. In Ihrem Bericht steht dazu nichts. Scheuen Sie den Konflikt?

Janda: Unser Auftrag betraf die langen Linien. Was der Finanzminister möchte, ist für den Bundeshaushalt 2027 geplant. Ich persönlich sehe das Vorhaben aber kritisch. Ich halte nichts davon, den Bundeszuschuss nach Haushaltslage zu kürzen. Aber es war nicht unser Auftrag, dazu etwas zu sagen.

Weise: Das war wirklich nicht unsere Aufgabe. Aber angesichts der Milliardensummen in der Rente ist das nicht wirklich ein Problem. Es gibt Spielraum, aber das ist die Aufgabe des Finanzministers.

SPIEGEL: Liegt die Lösung nicht auf der Hand? Man könnte empfehlen, die letzte Ausbaustufe der Mütterrente nicht umzusetzen, die fünf Milliarden Euro pro Jahr kosten wird.

Weise: Wenn Sie das schreiben, kaufe ich alle Ausgaben des SPIEGEL auf und schmeiße sie auf den Müll. Wenn ich »Spielräume« sage, dann könnte man ja auch in andere Richtungen schauen. Die Verlängerung der Haltelinie des Rentenniveaus bei 48 Prozent bis 2031 kostet 130 Milliarden Euro. Aber weder die Mütterrente noch die Haltelinie waren unser Auftrag.

SPIEGEL: Wie werden Sie sich jetzt von den Strapazen der Kommissionsarbeit erholen?

Janda: Also ich mache jetzt keinen Urlaub. Ich werde mich der Arbeit an meiner Universität widmen und anderen sozialrechtlichen Fragen.

Weise: Ich werde Urlaub machen. Es war anstrengend, und ich habe mein Rentenalter ja schon lange tapfer erreicht. Ich habe mir ein neues Motorrad gekauft und werde damit ein bisschen in die Berge fahren.

SPIEGEL: Frau Janda, Herr Weise, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. **S**

Der Wüterich

Linke Luigi Pantisano ist der erste Vorsitzende mit Migrationsgeschichte. Die Parteijugend will ihn als Krawallmacher.

Vier Monate bevor er sich um das Amt des neuen Linkenchefs bewarb, tauchte die wohl treffendste Bewerbungsrede für Luigi Pantisano auf. Verfasst hat sie aber ein anderer Pantisano: sein älterer Bruder Alfonso. Im »Tagesspiegel« schrieb der Queerbeauftragte Berlins Ende 2025 über die Migrationsgeschichte der Familie. »Man war hier zum Arbeiten – Stillen und Windelnwechseln störten den Betriebsablauf«, schrieb Alfonso Pantisano über seine Eltern. »Lieben störte den Betriebsablauf.«

Die Eltern waren aus Kalabrien in Italien nach Deutschland gekommen. Sie hätten am Fließband funktionieren müssen, drei der vier Brüder seien entweder zur Verwandtschaft in die Heimat geschickt oder in Internate gesteckt worden. Nur Luigi, der Jüngste, habe ständig bei den Eltern bleiben können. »Wir Pantisano-Kinder haben gelernt, einander in Abwesenheit zu lieben und gleichzeitig mit dem ständigen Gefühl zu leben, ersetzbar, unsichtbar zu sein«, erinnert sich der große Bruder. Die Familie erlebte Ausgrenzung, auch der Zugang zu Bildung sei schwer gewesen. »Im Deutschland der 1970er- und frühen 80er-Jahre gab es für die Kinder der Gastarbeiter im Grunde zwei Schubladen: »Sprachproblem« oder »bildungsfern«.

Luigi, der Jüngste, habe »seine Wut seitdem in Politik verwandelt«.

Der Weg in die Politik hat diesen Luigi nun an die Spitze der Linken geführt. Und seine Wut hat ihn am vorigen Wochenende schlagartig bekannt gemacht.

Der heute 46-Jährige ist auf dem Linkenparteitag in Potsdam zum Nachfolger von Jan van Aken gewählt worden. An der Seite von Ines Schwerdtner wolle er »die arbeitende Klasse« zurückgewinnen, versprach er in seiner Bewerbungsrede. Im Gedächtnis blieb allerdings ein anderes Zitat. Gegenüber der »Bild« hatte Pantisano die CDU mit Faschisten gleichgesetzt. »Letztlich gibt es gerade gar keinen Unterschied zwischen der CDU, die die faschistische Politik macht, der AfD – oder den Faschisten selbst«, sagte Pantisano.

Mit dieser geschichtsvergessenen Äußerung, die zudem von einer Unkenntnis des Begriffs Faschismus zeugt, löste Pantisano breites Entsetzen aus, nicht nur unter Christdemokraten. Pantisano versuchte abzuwiegeln, stellte das Zitat als »verkürzt« dar. Drei Tage später bat er die CDU dann

doch um Entschuldigung. Gegenüber seinen Genossinnen und Genossen erklärte er allerdings, er sei jemand, der immer deutliche Worte finde, »und damit versuche ich auch zu polarisieren«.

Geht es nach Pantisano, wäre er lieber mit einer anderen Erzählung bekannt geworden. Der Baden-Württemberger ist der erste migrantische Parteichef der Linken. Vom Aufwachsen in einer Gastarbeiterfamilie, das sein Bruder beschrieb, erzählt auch er in Interviews und Reden. Von den Eltern, die sich mit mehreren Jobs über Wasser hielten, vom engen Zimmer, das er sich mit seinen Brüdern teilte. »Ich kenne Lebensrealitäten, die weit weniger privilegiert sind als die von Bundestagsabgeordneten«, sagte er der »taz«.

Pantisanos Eltern zogen Mitte der Sechzigerjahre aus dem Süden Italiens nach Deutschland. Seine Mutter ging nur bis zur zweiten Klasse zur Schule, der Vater bis zur fünften. Bücher fehlten daheim, oft lief der Fernseher. Pantisano besuchte die Hauptschule, machte später die Fachhochschulreife, konnte dann Architektur studieren. In Konstanz wurde er 2020 beinahe Bürgermeister, gab sich nahbar, setzte auf Klimapolitik. Seit einem Jahr sitzt er als Abgeordneter im Bundestag.

Abgeordneter Pantisano:

Aufwachsen in einer Gastarbeiterfamilie



Michael Babilio / dpa / picture alliance

Der Faschismus-Vorwurf ist nicht der erste Aufreger des neuen Linkenchefs. In einem Zwischenruf nennt er einen AfD-Bundestagsabgeordneten »Nazi«, für das Zeigen seiner zwei Pässe kassierte er einen Ordnungsruf. Als Bundeskanzler Friedrich Merz im vergangenen Herbst vom »Problem im Stadtbild« sprach, zeigte ihm Pantisano per Video mit anderen Linken den Mittelfinger. Die Aktion war eine Reaktion von LinksKanax, einer Organisation von Migrantinnen und Migranten innerhalb der Linken. Pantisano ist Mitgründer. Mit Blick auf den anstehenden Wahlkampf in Sachsen-Anhalt sagte Pantisano, es gebe dort Orte, »wo jeder Zweite ein Nazi ist«. An anderer Stelle brüstet er sich damit, zwar die Palästinenserflagge zu schwenken – aber auf keinen Fall die Israelflagge. Das Vorgehen der israelischen Armee nannte er bereits im April in einem Interview einen »Genozid«.

Mittlerweile ist diese Lesart offizieller Parteisprech. In Potsdam verabschiedete die Linke nach zähem Ringen einen Antrag, der in Gaza nun klar von »Völkermord« spricht. Pantisanos Amtsvorgänger Jan van Aken wollte diesen Begriff stets verhindern, durchgesetzt haben sich die zunehmend radikaler auftretenden Jungen in der Partei. In Potsdam trugen viele von ihnen demonstrativ das Palästinensertuch, die meisten sind Neumitglieder. Nach dem mühsam ausgehandelten Kompromiss kündigten die jungen Delegierten an, es nicht dabei belassen zu wollen: Der Hinweis auf das Existenzrecht Israels, aktuell noch Teil der Einigung, soll auch verschwinden.

Es sind die jungen Westdeutschen, die in der Linken vermehrt den Ton angeben. Sie haben Pantisano maßgeblich ins Amt getragen, wenn auch nur mit dürftigen 53,3 Prozent. Mit Pantisano rückte etwa auch seine ehemalige Social-Media-Managerin in den erweiterten Vorstand. Mersedeh Ghazaei, Spitzenkandidatin der verzeigten Landtagswahl in Baden-Württemberg, steht für die neue Linke. Ihr Sound ist noch mal härter als der ihres früheren Chefs Pantisano.

Auf der Bühne in Potsdam bezeichnete sie Parlamentarier als »schlimmste Kriminelle«, öffentlich-rechtliche Journalisten als »größte Verbrecher«, Polizisten als »übelste Straftäter«. »Das hier ist eine klare Kampf-ansage«, rief Ghazaei an weiße Deutsche gerichtet.

Gut möglich, dass die Jungen Pantisano bald unter Druck setzen. Ein Genosse zeigte sich vom neuen Chef bereits enttäuscht: »Unsere Positionen sind bekannt, waren aber nicht zu hören.« Gemeint war, dass Pantisano zwar viel über Merz und Klassenkampf geredet habe. Aber nicht über Gaza. Der neue Radikale ist der Jugend nicht radikal genug.

Marc Röhligh

Nichts als Ärger

Gesundheitsreform Ministerin Nina Warken wollte alles richtig machen und hat alle richtig verärgert.

Die richtigen Leute gegen sich aufzubringen, kann in der Politik eine Auszeichnung sein. So gesehen könnte Nina Warken (CDU) mit ihrer Gesundheitsreform alles richtig gemacht haben: Die Krankenhausvertreter sind sauer. Die Ärzte sind sauer. Die Psychotherapeuten, die Hebammen, die Pflegekräfte? Sauer. Und die Pharmaindustrie scheint sogar so vor Wut zu kochen, dass sie für mehrere Millionen Werbekampagnen schaltet, in denen sie um Hilfe bittet – gegen diese Gesundheitsministerin.

Nina Warken ist also furchtlos und durchsetzungsstark. Könnte man meinen.

19 Milliarden Euro soll sie mit ihrem Gesetz zur Stabilisierung der gesetzlichen Krankenkassen (GKV) im nächsten Jahr insgesamt einsparen, die Vorgabe wurde gerade noch einmal nach oben korrigiert. Das ist eine Menge Geld in einem System, das als wenig effizient gilt und durch Innovationen mit immer neuen Preissteigerungen konfrontiert ist. Mit scharfen Einschnitten im Gesundheitswesen sollen die seit Jahren steigenden Krankenkassenbeiträge stabil gehalten werden. Es ist die größte Krankenkassenreform seit Jahrzehnten – und die bislang einzige Sozialreform der schwarz-roten Koalition, die vor der Sommerpause beschlossen werden soll.

Wieso ihr Projekt angeblich Lob und Anerkennung verdient, hat sich Warken auf ein paar Spickzettel geschrieben. Wie jede Ministerin, die den großen Auftritt sucht, kommt sie aber erst einmal zu spät: 40 Minuten lässt sie die Besucherinnen und Besucher an diesem Dienstag im Juni auf ihren Vortrag beim Hauptstadtkongress in Berlin warten, einer Veranstaltung der Gesundheitsbranche, bei der man Kaffee mit Pharmavertretern trinken kann. Aber erst mal Warken zuhören. Da ist sie.

»Wir können nur ausgeben, was wir auch tatsächlich einnehmen«, sagt sie. Wer »Beitragsstabilität« wolle, müsse eben auch Abstriche machen. Das Gesetz verlange allen etwas ab. »Es ist natürlich völlig verständlich, dass wir keine Begeisterungstürme ernten.« Auf den Ärger scheint die Ministerin also auch noch stolz zu sein.

»Langfristig profitieren auch alle«, verspricht Warken. Die Frage ist, wen sie mit »alle« meint. Jene Pflegekräfte, denen der Tarifvertrag gekündigt wurde? Die Menschen, die künftig noch länger auf einen Therapieplatz warten? Die Eltern, die mit ihrem

kranken Kind vor einer geschlossenen Arztpraxis stehen? Wer mit Experten spricht, der bekommt genau das zu hören.

»Wir haben auch dafür gesorgt, dass die Ergebnisse schon viel früher vorliegen als ursprünglich vorgesehen«, sagt Warken.

Mit dem letzten Punkt hat sie recht: Bisher besticht Warkens Gesetz vor allem durch seine Schnelligkeit. Ganz schnell wurde das Gesetz vorgestellt, ganz schnell sollten Interessenvertreter dazu Stellung nehmen. Ach ja, und ganz schnell soll das Ganze jetzt auch durch den Bundestag: Am letzten Tag vor der sitzungsfreien Sommerpause, dem 10. Juli, sollen die Abgeordneten zustimmen. Dann soll das Gesetz sofort den Bundesrat passieren, pünktlich vor den Ferien.

In der Union ist man zufrieden mit der eigenen Ministerin. Warken habe immerhin eine Reform hinbekommen, heißt es da, auch wenn es dafür Ärger gebe. Sie mache das seriös, sagt ein führender CDU-Politiker, sei aber nicht zu beneiden. Ein anderer betont, Warken habe den schwierigsten Job in der Bundesregierung. Anders als ihre Vorgänger müsse sie sparen und sich mit allen mächtigen Akteuren im Gesundheitssystem anlegen. Darin sei sie stoisch.

Vor ihrer Ernennung zur Bundesministerin hatte Warken vermutlich nicht mehr Kontakt mit dem Gesundheitssystem als jede andere Bürgerin, die gelegentlich beim Arzt sitzt. Doch ihr Reformplan klang gut: Sie ließ zunächst eine Finanzkommission Vorschläge erarbeiten. Was die Experten im März vorstellten, verlangte allen etwas ab: dem Staat, der die sogenannten versicherungsfremden Leistungen bezahlen sollte, zum Beispiel die Krankenkassenbeiträge für Bürgergeldempfänger, Kostenpunkt: 12,5 Milliarden. Den Leistungserbringern und Medikamentenherstellern, etwa durch höhere Rabatte auf Medikamentenpreise, Kostenpunkt: 19 Milliarden. Den Patientinnen und Patienten, zum Beispiel durch eine Anhebung der Zuzahlung zu Medikamenten, Kostenpunkt: 4,1 Milliarden. Durch Beitragseinnahmen sollten 4,8 Milliarden dazukommen, durch höhere Steuern auf Alkohol, Tabak und Zucker 1,9 Milliarden. Der Sparplan wirkte fair und war großzügig bemessen: 42,3 Milliarden Euro sollten 2027 eingespart werden. Mehr als doppelt so viel wie notwendig.

Warken musste sich nur ein paar Vorschläge herauspicken. Zwei Drittel davon, sagt sie in der Berliner Messehalle auf der Bühne, habe sie umgesetzt. Doch in ihrem Ge-

setzentwurf sind vom Sparanteil des Staats nur noch Krümel übrig.

In dieser Woche rechneten gut 80 Experten im Gesundheitsausschuss mit Warkens Plänen ab. Die Ministerin war nicht anwesend, die Abgeordneten der Koalition durften die Kritik entgegennehmen. Sie können den Gesetzentwurf nun im parlamentarischen Verfahren verändern.

Gleich zu Beginn wird der Chef des GKV-Spitzenverbands gefragt, wie er die Beteiligung des Bunds am Sparpaket beurteilt. »Das sehe ich mal als rhetorische Frage«, spottet Oliver Blatt. Zwar sei die von Warken geplante ansteigende Übernahme der Bürgergeldkosten ein erster Schritt. Zugleich kürze der Bund aber den Zuschuss für Familienleistungen um zwei Milliarden Euro. Insgesamt reduziert sich der Beitrag des Staats also um 1,8 Milliarden Euro im nächsten Jahr. »Das lehnen wir ab«, so Blatt. Offensichtlich hat Warken es nicht gewagt, sich mit Finanzminister Lars Klingbeil (SPD) anzulegen und die Summe einzufordern, die der Bund den Kassen schuldet. In der Unionsfraktion finden sie das zu zahm.

Weil die Kassen weniger Geld vom Bund erhalten, ist der Spardruck in anderen Bereichen umso höher. Gerald Gaß von der Krankenhausgesellschaft warnt im Gesundheitsausschuss, bei einer Umsetzung von Warkens Sparpaket gehe bis 2030 jede zweite Klinik pleite. 140.000 Beschäftigten drohe die Entlassung. Das seien nicht Zahlen aus irgendwelchen Umfragen, fügt er noch hinzu, das seien Daten von den Autoren des renommierten Krankenhausrating-Reports.

Besonders Warkens Vorschlag, das Pflegebudget in den Kliniken zu begrenzen, ist verwunderlich: Jahrelang wurde für eine bessere Bezahlung der Pflegekräfte gekämpft, kaum werden sie besser bezahlt, wird wieder gekürzt. »Die Koalition handelt unehrlich«, sagt der Chef der Sana Kliniken, Thomas Lemke, der für rund 50 Kliniken in Deutschland verantwortlich ist. »Sie kann nicht das Pflegebudget unbedingt halten wollen und es dann bei 95 Prozent kappen. Das Resultat: Wir können die Zahl der Pflegekräfte unabhängig von der Patientenzahl nicht beeinflussen, sollen aber die Kosten voll tragen. Das zerreißt uns.« Selbst in den eigenen Reihen sind Fachpolitiker irritiert und wollen an dieser Stelle nachbessern. In einem internen Arbeitspapier suchen sie nach Lösungen, um zu verhindern, dass Kliniken ihr Pflegepersonal abbauen.

Die Kassenärzte prophezeien längere Wartezeiten auf Termine in den Praxen, weil Warken Gelder streicht, bevor sie mit Strukturformen begonnen hat. Die Kinder- und Jugendmedizin, die gerade aus dem Budget der Kassenärzte herausgenommen wurde, weil sie so chronisch unterfinanziert ist und Eltern mit kranken Kindern sich im Winter



Gesundheitsministerin Warken: »Langfristig profitieren auch alle«

vor Hausarztpraxen und Notaufnahmen stauten, wird wieder budgetiert. Und sogar die Psychotherapie soll künftig ähnlich wie Fachärzte nach einem Budget bezahlt, die Anzahl der Psychotherapien stärker gesteuert werden, Zuschläge für Kurzzeittherapien wegfallen. Die Folge vermutlich: weniger Therapieplätze trotz steigenden Bedarfs.

Unmut herrscht auch bei Wirtschaftsvertretern: Die Anhebung der Beitragsbemessungsgrenze, aus der sich die Höhe der Krankenkassenbeiträge ergibt, werde den Mittelstand belasten, sagt Susanne Wagenmann vom Arbeitgeberverband BDA. »Das schwächt den Wirtschaftsstandort.«

Der Grüne Janosch Dahmen ärgert sich im Gesundheitsausschuss, die Union erliege wohl einem Trugschluss: »Wenn es viel Protest gibt, dann muss es sich offensichtlich um eine wirksame Reform handeln. Und da es Protest aus allen möglichen Richtungen gibt, muss es wohl auch ein ausgewogenes Gesetz sein.« Eine echte Reform sei dieses Gesetz aber trotzdem nicht, weil es nur Geld einspare, aber keine Strukturen verändere. Das sieht Christian Karagiannidis von der Universität Witten/Herdecke ähnlich. Das Gesetz sei »wenig ausgewogen« und »nullkommanull die Strukturreform, die wir dringend brauchen«, kritisiert der Sachverständige.

dige. Außer der Zuckerabgabe sehe er keine Strukturmaßnahme, sondern nur Versuche, den Kostenanstieg zu dämpfen.

Aus Koalitionskreisen heißt es, Warken habe es vermieden, die scharfen Kürzungsmaßnahmen mit echten Reformen, mit echten Maßnahmen zur Prävention von Krankheiten zu verbinden.

Ein Problem ist auch, dass Warken die falschen Schlüsse aus einer richtigen Analyse gezogen hat. Wieso hat sie die Steuern auf Tabak, Spirituosen und zuckerhaltige Getränke nicht stärker angehoben? Und wieso hat Warken ausgerechnet den wichtigsten Kostentreiber im System geschont: die Pharmaindustrie?

Knapp 59 Milliarden Euro gaben gesetzliche Krankenversicherungen im vergangenen Jahr für Medikamente aus. Zum einen gibt es immer innovativere, neue Therapien. Zum anderen zahlt Deutschland vergleichsweise viel für Medikamente. Pharmahersteller müssen Krankenkassen Preisnachlässe gewähren – bei patentgeschützten Medikamenten etwa sind das sieben Prozent. Die Finanzkommission empfahl deshalb einen »dynamisierten Herstellerabschlag«. Für 2027 schlug sie eine Anhebung auf insgesamt 14 Prozent vor, danach sollte er dynamisch an die Differenz zwischen Arzneimittelausgaben und den Einnahmen der gesetzlichen Krankenkassen gekoppelt werden. 2027 sollten so knapp 2,3 Milliarden gespart werden. Ab 2028 erwarten die Experten jährlich weitere Einsparungen von rund einer Milliarde zusätzlich. Doch Warken mildert die Vorschläge in ihrem Gesetz ab. Die Androhung führender Pharmaunternehmen, ihre Standorte zu verlagern, verfiel.

In der Gesundheitsbranche finden sie solche Drohungen lachhaft. »Es kann ja nicht ernsthaft jemand glauben, dass ein multinationaler Konzern der Pharmaindustrie eine Standortentscheidung davon abhängig macht, dass da die Rabatte ein bisschen steigen«, sagt der Chef der Kassenärztlichen Bundesvereinigung, Andreas Gassen.

Die Gesundheitsministerin, davon sind viele überzeugt, kennt sich mit der Thematik einfach nicht aus. »Nina Warken ist wohl der Meinung, wenn alle jammern, ist das Gesetz ausgewogen, und man sollte es knochentrocken exekutieren. Das verkennt aber die Schäden, die manche Regelungen in der Versorgung anrichten werden.« Dabei, so sieht es Gassen, gäbe es durchaus Sparpotenzial. Nur habe Warken eben nicht verstanden, wo. So wie sie es mache, gäbe es am Ende keine stabilen Beiträge und noch weniger Termine für Patienten.

Warken sieht das anders: »Wir haben parallel die Strukturreformen angepackt«, sagt sie. Sie könne nicht warten, bis die greifen. Was sie nicht sagt: Diese Reformen stammen von ihrem Vorgänger Karl Lauterbach.

Milena Hassenkamp, Christian Teevs

Gegen das Jadar-Projekt
Protestierende in Belgrad



Sanja Knezevic / iaf

Deutschlands Mann an der Seite des Autokraten

Industriepolitik Die Bundesregierung bezahlt einen engen Berater des serbischen Präsidenten Aleksandar Vučić. Sie hofft auf Lithium aus einer umstrittenen Mine – und zieht damit den Zorn der Bevölkerung auf sich.

Am 25. August 2020 sitzen Bundeswirtschaftsminister Peter Altmaier und der serbische Präsident Aleksandar Vučić in einem Videocall vor ihren Bildschirmen in Berlin und Belgrad und unterzeichnen ein Dokument. Wegen der Coronapandemie wird die Vereinbarung auf diesem Wege geschlossen, die Kopien werden per diplomatischem Kurier zugestellt.

In feinstem Behördensprech vereinbaren Deutschland und Serbien darin eine »Verwaltungspartnerschaft« zur »Industriepolitikstrategie« Serbiens »im Einklang mit dem EU Green Deal«. Die Formulierung klingt nach Klimaschutz, nach freundlicher Entwicklungshilfe für den europäischen Nachbarn. So präsentiert sich Deutschland außenpolitisch gern. Auch wenn Aleksandar Vučić sein Sieben-Millionen-Einwohner-Land zunehmend autokratisch führt, Demokratie

und Medienfreiheit abbaut und die Justiz immer stärker kontrolliert.

Tatsächlich steckt hinter dem Abkommen knallharte Interessenpolitik. Es geht um Standortvorteile für die deutsche Industrie, um Zugang zu einem der größten Lithiumvorkommen Europas, um die Unabhängigkeit von China. Durchsetzen soll die Interessen »ein Ihnen bekannter deutscher Experte«, heißt es im Briefing für Altmaier. Dieser sei bereits in Serbien tätig und trage dort »maßgeblich dazu bei, die Belange der deutschen Wirtschaft direkt mit StP Vučić voranzutreiben«.

Der Experte ist Jörg Heeskens, 49, aus Möttlingen am Rande des Schwarzwalds, der wohl einzige Präsidentenberater, den die Bundesregierung im Ausland finanziert.

Im Vertrag ist detailliert festgehalten, wie nah der Deutsche dem Präsidenten kommt.

Heeskens erhält »Büro und Ausstattung« im Präsidentenpalast, zudem stellt das serbische Präsidialamt »Räumlichkeiten für Events« und »das nötige Personal«. Das geht aus Dokumenten des Wirtschaftsministeriums hervor, die der SPIEGEL und das Balkan Investigative Reporting Network (BIRN) ausgewertet haben.

Die ersten Quartalsberichte der Partnerschaft zeigen eine ungewöhnliche Beziehung. Heeskens berate Vučić »täglich« und »begleitet ihn zu Terminen«. Wöchentlich bespreche er die Fortschritte mit den Beamten in Berlin. Deutsche Unternehmen, die in Asien produzierten, würden gezielt angesprochen. Das Büro des Präsidenten sei ein »one-stop shop« für deutsche Unternehmen in Serbien, jubelt das Ministerium und hält einen besonderen Erfolg fest: Der Armaturenhersteller »Hansgrohe hat entschieden,

nicht in China zu investieren, sondern in Serbien«.

Die Papiere zeigen sehr anschaulich, wie die Bundesregierung versucht, wirtschaftliche Interessenpolitik zu betreiben. Aber kann Deutschland seine Interessen durchsetzen und zugleich ein einigermaßen glaubwürdiger Verfechter von Rechtsstaatlichkeit und Integrität bleiben?

In Serbien geht es um eine geopolitische Frage, die für die Automobilindustrie von entscheidender Bedeutung ist. Heeskens soll sich um einen besonderen Schatz bemühen: das Lithium aus dem Jadar-Tal im Westen des Landes. Das Leichtmetall wird dringend für E-Auto-Batterien benötigt. Bisher wird es vorwiegend aus China importiert.

Die Partnerschaft beginnt gut.

Die Automobilzulieferer Leoni, Brose, Continental und Boysen eröffnen Werke in Serbien. In den ersten anderthalb Jahren schaffen deutsche Firmen etwa 4000 neue Arbeitsplätze in dem Land, das mit Investitionsförderungen, Zollbefreiungen und günstigen Arbeitskräften – der Medianlohn liegt bei rund 780 Euro pro Monat – wirbt.

Ein großer Erfolg für Berater Heeskens, der all das organisiert und koordiniert. Und Vučić ist in dieser Zeit bei allen feierlichen Eröffnungen deutscher Fabriken vor Ort. Fotos zeigen ihn neben Heeskens. Für den Deutschen findet sich im präsidentialen Terminkalender offenbar immer eine Lücke.

Die Partnerschaft ist nicht einmal besonders teuer. Sie kostet, einschließlich Heeskens' Gehalt, das Wirtschaftsministerium insgesamt rund 1,3 Millionen Euro, nicht einmal 210.000 Euro pro Jahr zwischen August 2020 und dem aktuell vorgesehenen Ende der Partnerschaft im Dezember 2026. Dafür gibt es eigentlich unbezahlbare Nähe zu einem ausländischen Präsidenten.

Heeskens hat diese Nähe schon lange. Der Balkan, der Jugoslawienkrieg, das schwierige ethnische, religiöse und kulturelle Geflecht: »Das alles hat mich einfach sehr interessiert«, sagt Heeskens 2017 dem »Schwarzwälder Boten«. Heeskens hat in Freiburg Politik studiert. Im Jahr 2009, zwei Jahre nach Studienende, heuert er als Berater für die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit an, erst in der Stadt Subotica, dann im Wirtschaftsministerium in Belgrad.

Wie Heeskens und Vučić sich kennenlernen, ist nicht bekannt. Beide antworten nicht auf Fragen von BIRN und SPIEGEL. Spätestens seit April 2014, als Vučić Ministerpräsident wird, arbeitet Heeskens für ihn. So bleibt es auch, als Vučić 2017 Präsident des Landes wird.

Im September 2021 trifft Angela Merkel ihn kurz vor Ende ihrer Kanzlerschaft zum 16. Mal in neun Jahren. Inzwischen rückt das Lithiumthema immer stärker auf die Tagesordnung. Und die Probleme beginnen.



Kanzler Scholz, Gastgeber Vučić 2022:

Nur scheinbar am Ziel

Der britisch-australische Bergbaukonzern Rio Tinto kauft reihenweise Grundstücke in der Region, Konkurrent China hat bereits ein Auge auf das Lithium geworfen. Vor allem aber hat die Bevölkerung im Jadar-Tal mittlerweile das tatsächliche, gigantische Ausmaß der geplanten Untertagemine erfahren. Sie fürchtet Umweltschäden und beginnt zu protestieren.

Bei einer Pressekonferenz mit Vučić wird Merkel nach ihrer Position gefragt und antwortet mit dem denkwürdigen Satz: »Wenn sich die ganze Welt interessiert, sind wir auch interessiert. Das ist ja klar.« Dass mit Deutschland eine Partnerschaft zu dem Thema besteht, sagen Merkel und Vučić nicht.

Es ist bemerkenswert, dass Merkel Vučić trifft und nicht die serbische Ministerpräsidentin. Auf dem Papier lenkt die Regierung das Land und nicht der Präsident – der hat eigentlich repräsentative Aufgaben. Aber jeder weiß, dass Vučić das Sagen hat.

Offenbar deshalb hat das Wirtschaftsministerium die Partnerschaft mit dem Präsidenten geschlossen, obwohl dieser nicht für Industriepolitik zuständig ist. Das Ministerium teilt dazu mit, es sei »Sache der ser-

bischen Regierung, innerhalb der Regierung einen geeigneten Partner für die bilaterale Zusammenarbeit zu benennen«. Indes: Der Präsident ist nicht Teil der Regierung.

Vučić verspricht auf der Pressekonferenz, hohe Umweltstandards einzuhalten. Die Demonstranten glauben ihm nicht. Sie werfen ihrer Regierung vor, das Land für ausländische Wirtschaftsinteressen zu verkaufen. Vor dem Regierungsgebäude entrollen Oppositionelle ein Plakat, auf dem steht: »Gehen Sie endlich, Frau Merkel. Seit 9 Jahren unterstützen Sie die Diktatur«.

Anfang 2022 stehen in Serbien Neuwahlen an, Deutschland ist vorsichtig. »Das Bundeskanzleramt bat auf Fachebene darum, derzeit bzgl. des Lithiumthemas zurückhaltend zu sein«, heißt es intern. Der serbischen Regierung sei »derzeit nicht daran gelegen, auf Grund der massiven Umweltproteste, das Thema weiterzuverfolgen«.

Die Proteste scheinen erfolgreich. Tatsächlich entzieht die Regierung der Mine die rechtliche Grundlage. Man habe »Rio Tinto ein Ende gesetzt«, verkündet die Regierungschefin. Im April gewinnt Vučićs nationalpopulistische Partei SNS die Wahlen, auch er selbst wird mit knapp 60 Prozent der Stimmen wiedergewählt.

Interne Dokumente lassen daran zweifeln, wie ernst der Jadar-Stopp gemeint war. Vučić ist noch nicht einmal neu vereidigt, da geht es hinter den Kulissen bereits weiter mit dem Projekt.

In Deutschland ist inzwischen Olaf Scholz (SPD) Bundeskanzler. Im Mai treffen Heeskens und Vučić den Kanzler in Berlin, im Juni reist Scholz nach Belgrad. Vučić wolle das Projekt »trotz der Bedenken der serbischen Bevölkerung fortführen«, steht in einem internen Vermerk. Heeskens sei »von DEU in Belgrad installiert« und solle jetzt für die serbische Seite mit dem Bundeskanzleramt beraten, wie es weitergehen könne.

Mit Scholz sind auch die Grünen in die Regierung eingezogen, sie wollen eigene Akzente setzen: Außenministerin Annalena Baerbock will sich auf eine »wertebasierte Außenpolitik« fokussieren, Wirtschaftsminister Robert Habeck will »Wirtschafts- und Klimaschutzpolitik [...] nur noch zusammen denken«. Doch auch Habeck verlängert Heeskens' Vertrag. Dem Ministerium sei wichtig, das Lithiumprojekt in einen »klimapolitisch gut darstellbaren Rahmen einzufassen«, so heißt es.

Mitunter wirken der Präsident und sein Berater wie ein altes Ehepaar. Heeskens habe ihm am Morgen eine SMS geschrieben: »Aleksandar, seit 10 Jahren arbeiten wir zusammen«, erzählt Vučić 2023 bei der Eröffnung eines Continental-Werks. »Ich nenne ihn »meinen Švabo« (Schwaben – Kosewort für einen Deutschen – Red.), und er nennt mich »meinen wilden Serben«, so Vučić.

Heeskens verteidigt Vučić auch öffentlich. »In Serbien wählen zwei Millionen Men-



Berater Heeskens:

Nähe zur Macht

schen den Präsidenten, nicht weil sie diese komischen Fernsehsender anschauen, sondern weil es ihnen wirtschaftlich besser geht«, sagt er auf einer Podiumsdiskussion.

Über das Immobilienprojekt Belgrade Waterfront, das in Serbien als Sinnbild für die Korruption unter Vučić gilt, sagt Heeskens 2019 in der Zeitung »Die Welt«: »Da ist manches intransparent gelaufen, letztlich wurden dann aber alle Verträge veröffentlicht.« Am Ende zähle »das Ergebnis«. Inzwischen besitzt Heeskens dort selbst eine Wohnung, wie aus Katastereintragungen hervorgeht.

Im Juli 2024 fliegt Kanzler Scholz nach Belgrad, seine Reise wird erst am Vortag verkündet. Auch die EU-Kommission, der Chef von Mercedes, die KfW, Rio Tinto und Energieunternehmen sind anwesend. Im »Palast Serbiens« unterzeichnen sie vor riesigen Wandgemälden eine Absichtserklärung, um Lithium aus dem Jadar-Tal umweltverträglich zu fördern. Deutschland scheint am Ziel.

Vučić verspricht bis zu 5000 hoch bezahlte Arbeitsplätze. 2,5 Milliarden Euro wolle Rio Tinto investieren, die größte Direktinvestition in der Geschichte Serbiens. Die Einnahmen rund um die Mine könnten künftig bis zu 16,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts ausmachen, hofft Vučić. Er spricht von einem »Quantensprung« für sein Land.

Auch die EU ist begeistert: Mit den Erträgen aus dem Vorkommen ließe sich jährlich potenziell eine Million neue E-Autos betreiben. Europa könnte damit bis zu 90 Prozent seines Lithiumbedarfs decken. Die Staatengemeinschaft kürt die geplante Mine zum »strategisch wichtigen Projekt«.

Monatelang hat Heeskens das Treffen in zahlreichen Gesprächen mit dem Bundeskanzleramt, Mercedes und Akteuren wie der KfW vorbereitet. Erst drei Tage vor dem Treffen nimmt die serbische Regierung ihre Entscheidung für den Stopp des Jadar-Projekts zurück. Der Gipfel soll einem Vermerk zufolge als »offizieller (Neu-)Start des Jadar-Projekts« kommuniziert werden.

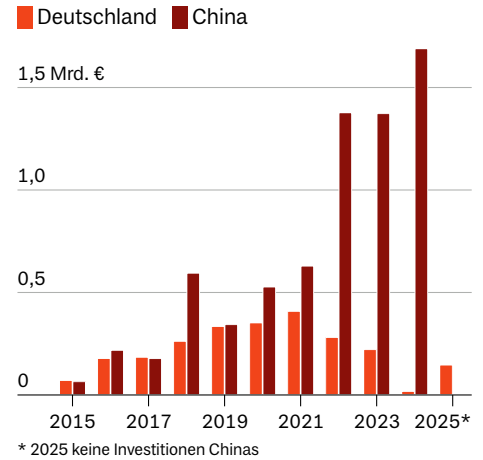
Doch das Volk spielt nicht mit. Die Proteste gegen den Lithiumdeal eskalieren, als im November 2024 das Bahnhofsvordach in Novi Sad einstürzt, 16 Menschen sterben. Inzwischen geht es um mehr als um Jadar, Bürgerinnen und Bürger demonstrieren gegen die Korruption und Vučićs Herrschaft.

Die Polizei durchsucht Wohnungen und nimmt zahlreiche Personen fest. Der Inlandsgeheimdienst soll Telefone von Aktivisten mit Spionagesoftware infiziert haben, wie Amnesty International und BIRN berichten.

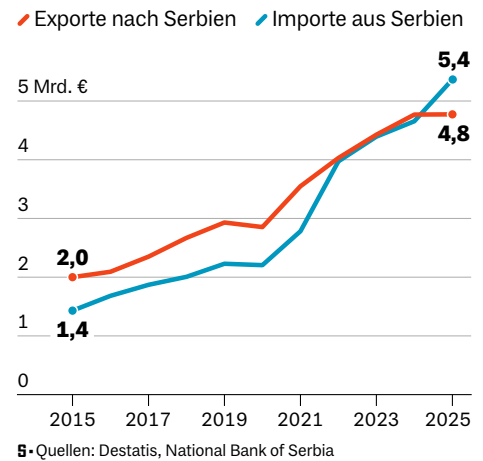
Die Wut der Demonstranten wendet sich auch gegen Deutschland und die EU. Die würden durch die Schulterschlüsse mit Vučić dessen Macht zementieren und die Repressionen nicht deutlich genug kritisieren. Die Bundesregierung bestreitet das.

Handelspartner

Direktinvestitionen in Serbien



Deutschlands Außenhandel mit Serbien



Deutschland gerät zunehmend in den Strudel eines kaum zu kontrollierenden Konflikts. Im Februar 2025 stellt das Wirtschaftsministerium fest, dass Rio Tinto das Jadar-Projekt beim Umweltmanagement »zum Teil qualitativ erheblich verbessert« habe.

Ein »großes Problem« sei laut Rio Tinto allerdings, auf die »ablehnende Haltung in der Bevölkerung« zu reagieren. Das serbische Umweltministerium spricht den Unterlagen zufolge sogar verurteilend von einem »grundsätzlichen Unwillen zu einem faktenbasierten Austausch« seitens einer »teilweise gewaltbereiten Zivilgesellschaft«.

Rio Tinto bittet die Deutschen um Unterstützung beim Dialog mit der Bevölkerung. Die sagen Hilfe zu. Das Entwicklungsministerium stellt bis zu 4,9 Millionen Euro bereit. Verwiesen wird auf eine vergangene Reise serbischer Journalisten nach Deutschland – das könne »ein sehr sinnvoller Beitrag« sein. Das Geld ist auch zur »Unterstützung bei den Vertragsverhandlungen zwischen der SRB Regierung und Rio Tinto« vorgesehen.

Der Bau der Mine soll im Sommer 2026 beginnen – doch es kommt anders. Im No-

Der SPIEGEL Shop fiebert mit



Mehr als 90 Minuten

Fußball ist Emotion, Geschichte und Leidenschaft. Entdecken Sie ausgewählte Bücher rund um die WM 2026 und vieles mehr – jetzt im SPIEGEL Shop erhältlich.



Bequem online bestellen: shop.spiegel.de/wm26

vember 2025 pausiert der Konzern das Projekt. Die zentrale Genehmigung von serbischer Seite fehlt. Ist Vučić die Lage zu heiß geworden?

Wegen der Massenproteste hat er für dieses Jahr Neuwahlen ausgerufen. Doch als Präsident darf er nach zwei Amtszeiten nicht erneut kandidieren. Er überlegt nun, Ministerpräsident zu werden. Dafür muss Vučić die Wahl gewinnen – diesmal könnte es knapp werden. 60 Prozent der Bevölkerung sind gegen das Jadar-Projekt, darunter Umweltschützer und Nationalisten.

Die Bundesregierung hat nach eigener Aussage seitdem nicht mehr mit der serbischen Regierung über Lithium gesprochen. Auf eine Kleine Anfrage der Linkenfraktion antwortet die Regierung im April, man wisse nicht, warum und wie lange Rio Tinto das Jadar-Projekt pausieren wolle. Sie habe offiziell keine Informationen erhalten. Die 4,9 Millionen Euro des Entwicklungsministeriums, die dem Projekt beim Imagewandel helfen sollten, seien »bislang nicht in Anspruch genommen« worden.

Die deutsche Botschafterin beschreibt die Beziehungen zur serbischen Regierung im Sommer 2025 intern als »schwierig«. Deutschland werde »mit unzutreffenden Vorwürfen konfrontiert«, die Proteste zu unterstützen. Sie erhalte »keine Reaktionen auf Terminanfragen« an den Regierungschef.

Heeskens hat solche Probleme nicht. Laut Wirtschaftsministerium unterstützt er »sehr erfolgreich beim Auf- und Ausbau von Produktionsstandorten«. Tatsächlich hat sich der deutsch-serbische Außenhandel auf mehr als zehn Milliarden Euro verdoppelt. Deutsche Firmen haben insgesamt mehr als 80.000 Arbeitsplätze in Serbien geschaffen. Doch in Sachen Lithium scheint auch der Präsidentenberater aktuell machtlos.

Vučić schaut sich offenbar nach neuen Partnern für Jadar um. In einem Gastbeitrag für das ultrakonservative US-Medium Fox News pries Vučić kürzlich Serbiens Lithiumvorkommen und schrieb: »Wir suchen Partner, die Effizienz und Resultate schätzen.«

Im Mai reiste er nach China und sicherte Serbien fast eine Milliarde Euro neue Direktinvestitionen. Nicht ohne Seitenhieb auf die EU – diese wolle Serbien dessen Diplomatie »diktieren«, sagt Vučić. »Am besten wäre es, wenn sie mir einfach eine Liste zusammenstellen würden, mit wem ich sprechen darf und mit wem nicht. Wofür brauchen wir dann einen Präsidenten?«

Die kommende Wahl stellt die Bundesregierung vor ein Dilemma: Um noch eine Chance auf das Jadar-Lithium zu haben, muss sie wohl hoffen, dass Autokrat Vučić an der Macht bleibt. Die serbische Opposition will den Lithiumabbau landesweit verbieten.

Saša Dragojlo, Katharina Koerth,
Laura Meyer, Nicola Naber



Polizisten bei Einsatz gegen Bandenmitglieder in Frankreich

SPiegel TV

MONTAG, 29. 6., 23.15 – 0.00 UHR, RTL

Jugendgangs: Ehre, Messer, Revierkämpfe

Zwischen den Sozialbauten der Pariser Vorstädte gibt es unsichtbare Grenzen: Wer diese übertritt, riskiert nicht selten sein Leben. Denn Kämpfe zwischen Jugendbanden fordern in Frankreich immer wieder Tote. 14 erstochene Teenager binnen einem Jahr lautet die Bilanz dieser extremen Form der Jugendgewalt. Die Täter sind oft erst 12 oder 13 Jahre alt. Um die angebliche Ehre ihres Viertels zu verteidigen, sind sie zu allem bereit. Für diese Kids sind die Polizei nicht selten der einzige Halt. Die Polizei setzt auf Aufklärung und Sondereinheiten, um die Gewalt in den Griff zu bekommen – mit überschaubarem Erfolg.

SAT.1

MONTAG, 29. 6., 20.15 – 22.20 UHR, SAT.1

Die Urlaubsgiganten! So geht Sommer in Deutschland

Camping an der Ostsee, ein langes Wochenende im Hamburger Miniaturwunderland oder Ferien in der Jugendherberge: Urlaub vor der eigenen Haustür steht bei den Deutschen auf Platz eins der beliebtesten



Campingplatz

Reiseziele – gefolgt von Spanien, Italien und der Türkei. Auch wirtschaftlich angespannte Zeiten und globale Krisen konnten der Reiselust bisher nichts anhaben. Die Branche rechnet weiter mit steigenden Umsätzen. Die Reportage begleitet verschiedene Urlauber während ihrer Trips in der Heimat. Nach wie vor auf Rekordkurs: Camping – mit fast 45 Millionen Übernachtungen wurde 2025 ein neuer Rekord erreicht. Auf der Grav-Insel am Niederrhein liegt Deutschlands Campingplatz-Gigant. 60.000 Quadratmeter bieten Platz für bis zu 15.000 Urlauber. Weitere überraschende Übernachtungsmöglichkeiten: eine Kirche oder ein Märchenschloss.

RE:

MONTAG, 29. 6., 19.40 – 20.15 UHR, ARTE

Neustart auf dem Campingplatz

Familie Maaß hat das alte Leben hinter sich gelassen und alles auf eine Karte gesetzt: den eigenen Campingplatz. Dafür haben Anne, Michael und ihre Söhne Thore und Noah das Eigenheim in Hannover verkauft und einen Kredit aufgenommen, obwohl sie über keinerlei Erfahrung in der Campingbranche verfügen. Wird der Plan aufgehen?



Familie Maaß



Tony Linke / NurPhoto / picture alliance

Stadt im Ausnahmezustand

Proteste Erfurt bereitet sich auf den größten Polizeieinsatz der Geschichte vor: Anfang Juli kommt die AfD zum Parteitag. Linksextreme Gegendemonstranten könnten die Lage eskalieren lassen.

Die Farbe Blau hat Erfurt einst reich gemacht. Mehr als vier Jahrhunderte lang handelten die Thüringer mit einer besonderen Pflanze, dem Färberwaid. Der Erfurter Markt war der größte Mitteleuropas. Mit dem Geldsegen der *Isatis tinctoria*, wie der Kreuzblütler lateinisch heißt, leistete sich die Stadt schon 1392 eine eigene Universität.

»Isatis« ist nun auch der Name einer Truppe der Thüringer Landespolizei, die sich seit Wochen um ein blaues Großereignis in Erfurt kümmert: den 17. AfD-Bundesparteitag. Erwartet werden am ersten Juliwochenende 600 Delegierte, 400 Presseleute, 400 Gäste – und vor allem mehr als 50.000 Gegendemonstranten.

In einem vertraulichen Lagebild, das dem SPIEGEL vorliegt, rechnet die Landespolizeidirektion rund um den Parteitag in der Erfur-

ter Messe mit »einer hohen abstrakten Gefährdung durch die linksextremistische Szene«. 1000 bis 5000 linke Extremisten könnten bei den Protesten mitmischen. Die Beamten gehen von einer »herausgehobenen Einsatzlage mit deutlich erhöhtem Eskalations- und Gewaltpotenzial« aus und haben Hundertschaften der Bereitschaftspolizei aus elf Bundesländern und vom Bund angefordert. Für das Stadtgebiet Erfurt wird »eine deutlich erhöhte allgemeine Gefahrenlage« vorausgesagt.

Der Polizeieinsatz zum Parteitag wird der größte, den die Landeshauptstadt Erfurt je gesehen hat. In der Thüringer Polizei glaubt man, dass die Proteste dagegen jene im hessischen Gießen 2025 noch übertreffen werden. Dort hatten anlässlich der Gründung der neuen AfD-Jugendorganisation »Gene-

ration Deutschland« mehr als 25.000 Menschen demonstriert, etwa 1000 von ihnen stuft die Polizei als gewaltbereit ein. Es gab 15 Blockaden, rund 50 verletzte Polizeibeamte und mehr als 30 verletzte Demonstranten. Es flogen Steine, Flaschen und Böller, die Polizei reagierte mit Pfefferspray und Schlagstöcken.

Für Erfurt zeige sich nun »eine bislang nur selten festgestellte Mobilisierungsdimension«, heißt es im Lagebild. Hinzu kommt, dass die Stadt über eine optimale Verkehrsanbindung verfügt und zentral in Deutschland liegt.

Zum perfekten Sturm passt auch, was die Polizei als das »Lagefeld Wetter« bezeichnet: Am Wochenende scheint in Erfurt die Sonne bei 36 bis 38 Grad Celsius. Da werden die angeforderten neun Wasserwerferstaffeln und elf einzelnen Wasserwerfer von den Demonstrierenden womöglich eher als willkommene Erfrischung gesehen.

Die Polizei hat die Proteste gegen Parteitage der AfD seit 2015 ausgewertet. Damals tagte die Partei in Bremen, es kamen 3700 Demonstrierende. Seither habe sich eine »zunehmende bundesweite Anreisebereitschaft« abgezeichnet. 2017 in Köln waren es schon bis zu 15.000 Protestierende. Ein signifikanter Anstieg im »Mobilisierungspotenzial« sei ab 2024 zu verzeichnen: Zum Parteitag in Essen kamen 30.000 bis 50.000 Gegendemonstranten, in Gießen dann mehr als 25.000. Die Zahl der beteiligten gewaltbereiten Linksextremisten stieg demnach von 200 auf geschätzt 2000.

Die Randalen in Gießen, die die Polizei für ihre aktuellen Einsatzplanungen mit heranzieht, war Ende 2025 sogar Thema im Bundestag. In einer aktuellen Stunde konstatierte der CDU-Politiker Marc Henrichmann, der friedliche Protest sei »von 1000 linksextremistischen Chaoten« überlagert worden, »die offenbar die Stadt in Schutt und Asche legen wollten«. Die linke Abgeordnete Desiree Becker hatte ganz andere Eindrücke: Gießen habe »nicht gebrannt«, sagte sie, »Gießen hat geleuchtet«. Die AfD nutzt die Proteste derweil für ihre eigene Agenda: »Meinungsterror auf Knopfdruck«, beklagte der AfD-Abgeordnete Uwe Schulz im Bundestag. Es sei ein Tag der »linksextremen Machtübernahme in Gießen und der Selbstjustiz« gewesen.

In diesem Spannungsfeld agiert die Staatsmacht, die nun in Erfurt erneut gezwungen ist, eine verfassungsrechtlich geschützte AfD-Versammlung zu ermöglichen. Schon im Vorfeld des Parteitags gab es Proteste. Bei der Messe Erfurt GmbH, die zu 100 Prozent dem Freistaat Thüringen gehört, sind laut Lagebild der Polizei Massen von Beschwerde-Mails eingegangen. Hinzu kamen vier obskure Pakete, im Inneren offenbar Batterien und Materialien, »die bislang nicht

eindeutig zugeordnet werden konnten«. Die Ermittlungen laufen.

Die Messe sah sich genötigt, auf Facebook eine umfangreiche Stellungnahme zur eigenen Rolle abzugeben. Tenor: Die Rechtsprechung zwingt zur Gleichbehandlung politischer Parteien, solange sie nicht vom Bundesverfassungsgericht als verfassungswidrig eingestuft wurden. Man sei rechtlich zu einem Vertragsabschluss verpflichtet. Doch: »Die Messe Erfurt steht für den Schutz der Menschenwürde, für die Freiheits- und Schutzrechte unseres Grundgesetzes und für die Vielfalt unserer Gesellschaft.« Man positioniere sich klar gegen jede Form von Rassismus, Antisemitismus, Diskriminierung, Ausgrenzung und Menschenfeindlichkeit. Derartige Handlungen würden »nicht toleriert und konsequent unterbunden« – was immer das für den Verlauf des Parteitags bedeuten mag.

Die Wut im linken Lager jedenfalls ist enorm. Schon das Datum der Versammlung ist für viele eine Zumutung. Am 3. und 4. Juli 1926, also genau vor 100 Jahren, hielt die NSDAP im thüringischen Weimar ihren Reichsparteitag ab. Seinerzeit wurde die Hitlerjugend gegründet und der »deutsche Gruß« erstmals massenhaft in der Öffentlichkeit gezeigt. Jetzt tagt in Erfurt eine Partei, deren Landesverband im Freistaat als gesichert rechtsextrem eingestuft ist und vom Verfassungsschutz beobachtet wird. In ihrem Lagebild fasst es die Polizei so zusammen: »Kritiker sehen darin eine bewusste Provokation bzw. fatale historische Parallele.« Die AfD hält das Datum für Zufall.

Der Großteil der Gegendemonstranten wird trotzdem in friedlicher Absicht nach Erfurt reisen. Der Deutsche Gewerkschaftsbund hat bundesweit mobilisiert, auch das Bündnis »Widersetzen«. Die Thüringer Linke unterstützt den Protest nach Erkenntnissen der Polizei finanziell und materiell. Hinzu kommen zahlreiche lokale Bündnisse. Da sind die »Omas gegen Rechts«, die Linksjugend, Fridays for Future, die Arbeiterwohlfahrt, das Internationalistische Bündnis, der Allgemeine Deutsche Fahrrad-Club, die Jusos und die Initiative ländlich, bunt, tolerant. Die Stadt zählte zuletzt 31 angemeldete Versammlungen.

Erwartet werden 235 Busse mit Demonstrierenden aus 41 deutschen Städten und Regionen, mindestens ein Bus wird aus dem österreichischen Innsbruck anreisen. Möglicherweise taucht wie in Gießen auch der Adenauer-Bus des Zentrums für politische Schönheit auf – ein martialisch umgebauter ehemaliger Schulbus mit Flak-Scheinwerfer, Nebelmaschine und 24 Druckkammer-Lautsprechern. Zudem wird mit 55 bis 80 Regionalzügen voller Protestierender gerechnet. Auf den Strecken ab Leipzig und Berlin wird von einer »Vollauslastung« der Züge ausgegangen. Aktivisten aus Freiburg, Leipzig,

Geprüft werden inzwischen Drohnen- verbotszonen und temporäre Flugverbote.

Hamburg, Göttingen, Köln und Berlin werden wohl nach Thüringen strömen. In Erfurt und Schalkau sind zudem Protestcamps angemeldet.

Das Problem aus Sicht der Beamten ist, dass sich Extremisten wie bei ähnlichen Großlagen gezielt mit »links-bürgerlicher Klientel« vermischen. So wird es im Ernstfall für die Beamten schwierig, die Störer aus der Masse der Menschen herauszuholen. Und es steigt damit das Risiko, dass friedliche Demonstrierende beim Polizeieinsatz verletzt werden.

Viele der Anreisenden werden nach Erkenntnissen der Polizei zudem einschlägige Erfahrungen mit Blockadeaktionen haben. Im Lagebild steht, man müsse von 6000 bis 8000 blockadeaffinen Personen ausgehen. Das Thüringer Landeskriminalamt sieht unter ihnen bisher ein Potenzial von bis zu 2500 »Störern der Kategorie Rot«; das bedeutet, dass diese Demonstranten eine hohe Gewaltbereitschaft mitbringen. Die Beamten richten sich auch in Erfurt auf »massenhafte Blockadeaktionen« ein. Ziel der Demonstrierenden dürfte sein, den Parteitag der Rechten möglichst ganz zu verhindern.

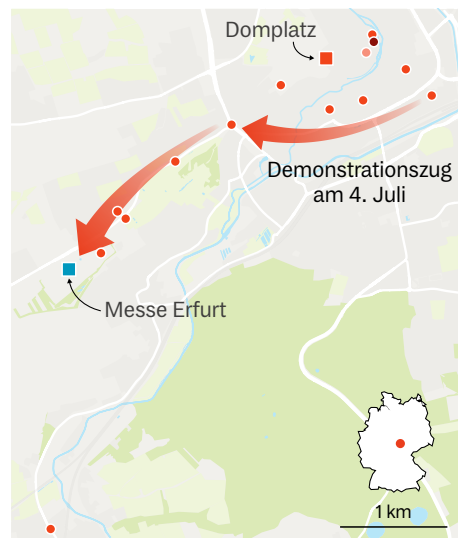
Alarm in Erfurt

■ Bundesparteitag der AfD am **4. und 5. Juli**

■ Konzerte am **3. und 4. Juli**

Gegendemonstrationen:

● am **3. Juli** ● am **4. Juli** ● am **5. Juli**



Quelle: Erfurt.de, Stand: 24.6.2026

dem, indem die Delegierten den Sitzungssaal in der Messe gar nicht erreichen.

Für Thüringens Innenminister Georg Maier (SPD), der sich immer wieder für ein Verbot der AfD starkmachte, ist das alles ein Problem. Er wünscht sich zwar so viel zivilen Protest wie nur irgend möglich. Sagt aber auch: »Wer den Parteitag verhindern will, tut der AfD einen Gefallen.«

Sorgen bereitet der Landespolizeidirektion auch der Himmel über Erfurt. Im Lagebild ist die Rede von luftgestützten Protestaktionen. Offenbar werden Spenden gesammelt für ein Kleinflugzeug, das über der Stadt kreisen und ein Banner mit der Aufschrift »SCHEISS AfD« hinter sich herziehen soll. Zudem wird auf den Einsatz »unbemannter Luftfahrtsysteme« hingewiesen – gemeint sind Drohnen. Geprüft werden inzwischen Drohnenverbotszonen und temporäre Flugverbote.

Auch die kritische Infrastruktur könnte in Gefahr sein. In Gießen etwa seien im Bereich der Veranstaltungshalle Störsender angebracht worden, die im Zweifelsfall auch den Polizeifunk beeinflussen. Ende Februar gab es in Erfurt einen merkwürdigen Zwischenfall: Am Wasser-Hochbehälter Schmira, unweit der Erfurter Messe, wurde das Eingangstor beschädigt. Auf dem Gelände befindet sich ein Antennenmast, den die Polizei für ihre abhörsichere Kommunikation braucht. Zufall?

Die Beamten zumindest sind gerüstet, die kritische Infrastruktur soll besonders geschützt werden. Im Lagebild wird auch skizziert, wann es in Erfurt richtig turbulent wird. Der »kritische Kippunkt« wird am Samstag ab fünf Uhr morgens erwartet, dann kommt es erfahrungsgemäß zu den ersten Blockaden.

Die Rede ist polizeiintern von einem »Massenproblem«. Zunächst werden wahrscheinlich überregionale Zubringer blockiert, später wird wohl ein innerer Ring rund um die Messe gezogen. 15 bis 30 Blockadepunkte hat die Polizei in diesem Bereich ausgemacht. Sie wird versuchen, sie zu räumen.

Die große Menge an Demonstrierenden könnte die Tausenden Beamten aus dem ganzen Bundesgebiet vor möglicherweise unlösbare Probleme stellen. Im Fachjargon heißt das »faktische Unräumbarkeit durch Masse«. Wenn also sehr viele Menschen eine Stelle blockieren, kommt die Polizei mit dem Räumen nicht mehr nach.

Und dann sind da noch die ganzen anderen Menschen in der Stadt: Die Demonstrationen gegen den AfD-Parteitag teilen sich die Aufmerksamkeit mit zwei Open-Air-Konzerten auf dem Domplatz. Roland Kaiser und Clueso spielen am Freitag und Samstag, erwartet werden nach Angaben der Stadt jeweils bis zu 15.000 Besucher und »mehrere Tausend Zaungäste«.

Wolf Wiedmann-Schmidt, Steffen Winter



Jasper Walter Bastian / DER SPIEGEL (2)

»Ich habe ein krass privilegiertes Leben, meinen Wunschjob und kriege auch noch Geld dafür«

SPIEGEL-Gespräch Cem Özdemir, der einzige grüne Ministerpräsident, über ein mögliches AfD-Verbot, den künftigen Kurs seiner Partei und darüber, wie er zu einem Stapel getragener Krawatten kam

Von der Hitzewelle des Junitags ist in der angenehm kühlen Villa Reitzenstein wenig zu spüren. Erhöht über Stuttgart liegt der herrschaftliche Amtssitz von Özdemir, 60, Ministerpräsident in Baden-Württemberg. Auf dem Weg in die Bibliothek wird er von Besuchern ausgebremst. Sie wollen ein Gruppenbild mit ihm. Özdemir trägt Anzug und Gesundheitsschuhe mit Barfußgefühl.

SPIEGEL: Herr Özdemir, wie haben Sie Ihren Vorgänger Winfried Kretschmann verabschiedet?

Özdemir: Ich habe ihm vor der Staatskanzlei die Autotür aufgehalten, und er ist eingestiegen. Als die Tür zufiel, habe ich zum allerersten Mal realisiert: Der geht jetzt wirklich,

und ich muss als sein Nachfolger ran. Bis dahin war es im Wahlkampf und danach immer ein permanentes Funktionieren, ich hatte keine Zeit, zu verarbeiten, was passiert ist. Das war ein ganz besonderer Moment.

SPIEGEL: Bleibt er Ihr Ratgeber?

Özdemir: Erst vor Kurzem haben wir zusammen zu Abend gegessen, wir sind ständig im Gespräch. Für mich ist er Freund und Ratgeber, eine wichtige Stimme. Er hat mir mit auf den Weg gegeben, mich um den Garten der Villa Reitzenstein genauso zu kümmern wie ums Land. Als Biologe und Politiker war für ihn beides ein Herzensanliegen.

SPIEGEL: Hat er Ihnen etwas hinterlassen?

Özdemir: Er hat mir einen ganzen Stapel Krawatten geschenkt. Als sparsamer Schwabe

sage ich: Die sind teuer, und man kann nie genug davon haben. Nicht alle kann man noch tragen, einige sind etwas zu breit, aber wer weiß, vielleicht kommen die aussortierten eines Tages wieder in Mode.

SPIEGEL: Sie haben viele Höhen und Tiefen erlebt in Ihrer Karriere. Dann kam der Wahlsieg: Was ist das für ein Gefühl, wenn man alle Kritiker eines Besseren belehrt?

Özdemir: Ich habe ein krass privilegiertes Leben, meinen Wunschjob und kriege auch noch Geld dafür. Das macht mich dankbar. Es war mir nicht an der Wiege gesungen worden, dass es so kommt. Ich bin ein Kind aus einer sogenannten Gastarbeiterfamilie, dessen Eltern in der Fabrik gearbeitet haben. Meine Mutter hat sich irgendwann selbst-



Amtssitz Villa Reitzenstein

ständig gemacht als Änderungsschneiderin. Mein Vater hatte zwei Jobs, einen in einer Firma für Feuerlöscher und einen am Wochenende in der Tankstelle. Bis zur vierten Klasse hatte ich in Deutsch eine Fünf, ging auf die Hauptschule, dann Realschule, machte über den zweiten Bildungsweg mein Fachabitur. Ich habe nie vergessen, wo ich herkomme.

SPIEGEL: Kanzler Merz hat in einem SPIEGEL-Gespräch über die sozialen Medien und den zunehmenden Hass gegenüber Politikern gesagt: »Kein Bundeskanzler vor mir hat so etwas ertragen müssen.« Können Sie das nachvollziehen?

Özdemir: Die bequeme Antwort ist: Ich war noch nie Kanzler, das kann ich nicht beurteilen.

SPIEGEL: Und jetzt die unbequeme Antwort.

Özdemir: In dem Job brauchst du ein dickes Fell oder, wie wir im Schwäbischen sagen, eine Saukuttel. Die Bedingungen sind bockelhart. Die Bedrohungen gegen Kommunalpolitiker sind in den vergangenen Jahren deutlich gestiegen. Ich treffe jeden Tag diese Leute, Oberbürgermeister, Gemeinderäte, die haben keinen Polizeischutz wie ich, die haben keine Sicherheitsbeamten, die im Zweifelsfall bereit sind, mit ihrem Leben dein Leben zu verteidigen. Andererseits halte ich

nichts davon, dass permanent alles Mögliche zur Anzeige gebracht wird. Das ist Beschäftigungstherapie für die Polizei, für die Staatsanwaltschaften und Wasser auf den Mühlen der AfD und der Rechtsradikalen.

SPIEGEL: Sie meinen Politiker wie Ihren Parteifreund Robert Habeck, der als Minister mit Strafanzeigen gegen mutmaßlich beleidigende Aussagen vorgegangen ist.

Özdemir: Ich meine das ganz allgemein und nicht auf einzelne Personen bezogen. Dadurch wird die unsinnige Debatte, man dürfe nichts mehr sagen und die Meinungsfreiheit sei eingeschränkt, ohne Not befeuert. Ich sage aber auch: Das gilt ausdrücklich nicht für Morddrohungen oder wenn die Kinder, die Ehepartner involviert sind.

SPIEGEL: Welche Rolle spielen TikTok und andere soziale Medien bei der Polarisierung im politischen Diskurs?

Özdemir: Sie spielen eine schreckliche Rolle und tragen zur Radikalisierung bei. Am schlimmsten ist es, dass wir uns an unseren Kindern versündigen. Sie werden mit extremen Inhalten konfrontiert, die sie überfordern. Es wird Zeit, dass wir aufhören, unsere Kinder den Betreibern dieser Plattformen zum Fraß vorzuwerfen. Nichts anderes machen wir doch. Das ist, als wenn du vor ihnen Drogen ausbreitest, als Erwachsener

den Raum verlässt und sagst, geht bitte verantwortungsvoll damit um. Wir lassen Jugendliche allein, die Folgen sind unabsehbar. Ich habe eben noch im Büro mit meinem 16-jährigen Sohn gerungen wegen seiner Bildschirmzeit.

SPIEGEL: Hört er auf Sie?

Özdemir: Ich führe einen permanenten Kampf, so wie jeder Vater, jede Mutter, die sich um diese Themen kümmern müssen. Wie gelingt es, dass er nachts schläft und nicht mit Social Media seine Zeit verbringt? Da sind ständig diese Verführungen. Ich bin froh, dass es die zu meiner Zeit nicht gab. Ich wäre das perfekte Opfer gewesen.

SPIEGEL: Warum?

Özdemir: Meine Eltern hätte ich hinter die Fichte geführt und dann heimlich gespielt. Die Altersgrenze für TikTok und andere soziale Medien sollte bei 16 Jahren liegen. Um das umzusetzen, benötigen wir die Gesetzgeber in Brüssel. Wir machen uns schuldig, wenn wir zuschauen, wie die Jugendlichen verblöden.

SPIEGEL: Sie haben vor der Landtagswahl ein erbittertes Duell mit der CDU geführt. Inzwischen regieren Sie geräuschlos zusammen. Ist die Feindschaft beigelegt?

Özdemir: Es gab keine Feindschaft. Wir haben hart gerungen um den Weg. Es kann

eben nur einer Ministerpräsident sein, die Zusammenarbeit funktioniert.

SPIEGEL: Sie stehen für einen Kurs der Mitte. Geben Sie dafür grüne Prinzipien auf?

Özdemir: Wir sind pragmatisch bei den baden-württembergischen Grünen und hauen nicht so radikale Sprüche raus wie andere. Manche in der Partei verstehen nicht den Unterschied zwischen einer gemeinnützigen Nichtregierungsorganisation und einer Regierung.

SPIEGEL: Das werden Ihre Parteifreunde gern hören.

Özdemir: Klar, besonders diejenigen, die es so sehen wie ich. Denn eine NGO beschäftigt sich mit einem einzelnen und oft auch wichtigen Thema. Als Regierung muss ich viel mehr im Blick haben. Ich mache eine Politik, die sich an die Mehrheit der Bevölkerung richtet, die sich nicht als parlamentarischer Arm von einigen NGOs versteht. Wenn ich meinen Job mit dem eines Lobbyisten verwechsle, wird niemand glücklich. Gerade weil wir so viel vorhaben beim Klimaschutz, sollten wir nicht dazu beitragen, dass er zum Hassthema wird. Das treibt die Leute auf die Bäume, das kommt nur der AfD zugute.

SPIEGEL: Sie wollen Baden-Württemberg bis 2040 klimaneutral machen. Das wird Ihnen kaum gelingen.

Özdemir: Das ist ein ehrgeiziges Ziel, und wir können das ehrlicherweise nicht allein erreichen. Wir brauchen dazu den Bund und Europa. Das zeigt sich in der Verkehrspolitik bei der Dekarbonisierung, die nicht zügig vorankommt.

SPIEGEL: Ihr Dienstwagen ist eine 150.000-Euro-Luxuslimousine. Wie passt das zu einem Grünen?

Özdemir: Ich fahre elektrisch. Außerdem gilt das Zitat meines Vorgängers, der gesagt hat: Der Ministerpräsident von Baden-Württemberg fährt keinen Fiat, sondern Daimler. Ich kann nicht fordern, kauft baden-württembergische Produkte, und sitze selbst in einem Auto aus China oder Italien.

SPIEGEL: Früher haben Sie gesagt, das Ende des Verbrenners sei nicht verhandelbar. Davon sind Sie abgerückt.

Özdemir: Das Verbrenner-Aus kommt hoffentlich schneller, als wir es uns vorstellen können. Das Auto der Zukunft fährt elektrisch, denkt digital. In Baden-Württemberg ist mittlerweile mehr als jedes vierte neu zugelassene Auto ein Elektroauto. Ich war in Mathe wirklich nicht der Beste, aber 100 Prozent emissionsfreie Mobilität ist bis 2035 leider schlicht nicht mehr erreichbar. Es wäre nicht klug, sich festzulegen und dann zuzuschauen, wie wir scheitern. Wir müssen alles tun, um die Entwicklung zu beschleunigen.

SPIEGEL: Was können die Grünen im Bund von Ihnen lernen?

Özdemir: Die Grundfrage ist doch, ob man als Partei, als einzelner Abgeordneter versucht, alle in der Gesellschaft anzusprechen, auch die, die nicht dem eigenen Milieu, der eigenen Bubble angehören. Oder ob man sich als eine Art Vertreter von kleinen NGOs versteht oder als zweite Linkspartei betrachtet.

SPIEGEL: Sind die Grünen auf dem Weg zur zweiten Linkspartei?

Özdemir: Zum Glück nicht. Aber wir arbeiten uns zu sehr an anderen Parteien ab. Der Weg, der uns in die Zukunft führt, ist die Zusammenarbeit, auch mit der Union. Ich strecke der Bundesregierung und dem Kanzler die Hand aus, die ich und wir von der CDU im Bund nicht bekommen haben.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

Özdemir: Denken Sie daran, wie Friedrich Merz in der Opposition mit der Ampelregierung umgegangen ist. Wie mit mir als Bundeslandwirtschaftsminister umgegangen wurde. Für mich ist die Kooperation eine staatspolitische Verantwortung. Das gilt auch für das, was die Grünen 2025 im Bundestag gemacht haben, als sie geholfen haben, die Verfassung zu ändern, sodass der Weg für das sogenannte Sondervermögen für Infrastruktur frei gemacht wurde, auch wenn es am Ende Sonderschulden sind.

SPIEGEL: Rechnen Sie mit einem baldigen Bruch der Koalition in Berlin, oder gelingt Merz in der Reformdiskussion doch noch der große Wurf?

Özdemir: Ich hoffe nicht, dass es zum Bruch kommt. Ich beteilige mich auch nicht am pauschalen Merz-Bashing, das bringt nichts. Wenn Berlin sich für tiefgreifende Reformen entscheidet, wird es an Baden-Württemberg nicht scheitern. Wir haben uns hier als Grüne und CDU entschieden, Berlin zu helfen, auch wenn es um schmerzhaft Reformen geht.

SPIEGEL: Bisher scheint von den Reformdebatten in Berlin allein die AfD zu profitieren.

Özdemir beim SPIEGEL-Gespräch*

»Endlich am Riemen reißen«



Sie kann sich über hohe Umfragewerte freuen. Was können die anderen Parteien tun?

Özdemir: Wir können immer noch zeigen, dass demokratische Parteien sich zusammenraufen können. Wir müssen überraschen.

SPIEGEL: Können Sie konkreter werden?

Özdemir: Wir müssen uns endlich am Riemen reißen, unsere Hausaufgaben machen, also zum Beispiel unnötige Bürokratie abbauen. Wenn wir uns alle gemeinsam darum kümmern, kriegen wir die AfD wieder kleiner. Vielleicht nicht sofort, aber langfristig.

SPIEGEL: Was kommt zuerst: ein grüner Kanzler oder ein AfD-Ministerpräsident?

Özdemir: Eine Bundestagswahl steht erst mal nicht an. Ich will mich nicht damit abfinden, dass die AfD im Schlafwagen an die Macht kommt, weil wir alles dafür tun, dass die AfD durch unseren permanenten Streit stärker wird. Wir reden über Probleme, statt sie zu lösen, wir versprechen Dinge, die wir nicht halten. So schrecken wir die Menschen von den demokratischen Parteien ab. Ich sage ausdrücklich, weil ich mich hier auch in der Verantwortung sehe.

SPIEGEL: Was halten Sie von einem Verbotverfahren gegen die AfD?

Özdemir: Ich bin dafür, dass wir uns den Artikel 21 des Grundgesetzes nochmals genauer vor Augen halten. Das Parteienverbot steht nicht nur da, weil den Vätern und den Müttern des Grundgesetzes gerade nichts Besseres einfällt. Daraus erwächst ein Auftrag. Man muss sich genau anschauen, wo die AfD völkisches Terrain betritt. In Thüringen oder Brandenburg zum Beispiel. Dort haben sich die Landesverbände erheblich vom Boden der Verfassung entfernt und sind eng verwoben mit der »Identitären Bewegung«.

SPIEGEL: Die Hürden für ein Verbot sind hoch.

Özdemir: Ja, das heißt umgekehrt eben auch, dass man, wenn die AfD selbst eine Brandmauer errichtet, wenn sie sich also trennt von diesem völkischen Flügel, wir möglicherweise mit einer Art deutschnationaler Partei rechts der CDU/CSU leben müssen. Ich möchte und brauche eine solche Partei nicht, aber wenn Teile unserer Bevölkerung dieser Partei Vertrauen schenken, dann ist das so.

SPIEGEL: Die Teile der Bevölkerung, für die das gilt, scheinen immer größer zu werden, vor allem im Osten.

Özdemir: Ich darf nicht dazu schweigen, dass es Gründe gibt, warum wir Leute an die AfD verloren haben. Es ist uns nicht gelungen, das Vertrauen zu gewinnen, dass die Zuwanderung gesteuert wird oder wir die innere Sicherheit im Griff haben. Wir haben es offenkundig auch nicht geschafft, bei der Modernisierung der Wirtschaft alle mitzunehmen.

SPIEGEL: Beim Thema Migration sind Sie in der Vergangenheit recht deutlich geworden, etwa mit Kritik an muslimischen Parallel-

* Mit der Redakteurin Christine Keck und dem Redakteur Roland Nelles.

gesellschaften in Städten wie Berlin. Der neue Linkenchef Luigi Pantisano wirft Ihnen vor, Sie würden mit Ihrer Rhetorik Migrantinnen in den Rücken fallen.

Özdemir: Das entscheiden ja Gott sei Dank die Wählerinnen und Wähler. Wenn ich so auf der Straße unterwegs bin, bekomme ich viel Zuspruch für meine Positionen.

SPIEGEL: Sie haben gesagt, Sie wollen in die AfD-Hochburgen fahren und mit den Leuten dort reden. Glauben Sie, dass Sie irgendwann umstimmen können?

Özdemir: Es gibt sicherlich einen festen Teil innerhalb der AfD-Sympathisanten, an den ich nicht herankomme. Aber es gibt auch Leute, die müssten da nicht sein. Und: Ich will nicht noch weitere Wähler dorthin verlieren. Wir können den Leuten zeigen, dass wir ihre Sorgen ernst nehmen. Vielleicht kann ich als jemand, der einen Migrationshintergrund hat und der sein ganzes Leben lang gegen Rassismus gekämpft hat, manches einfacher sagen.

SPIEGEL: Was meinen Sie?

Özdemir: Ich werde mich immer dafür einsetzen, dass wir ein liberales, offenes Land bleiben. Das bedeutet für mich zum Beispiel, dass die Leute selbst entscheiden, wann und wen sie heiraten. Ich will in einem Land leben, in dem es keine Zwangsehen, Kinderhehen und sogenannte Ehrenmorde gibt, wo Schwule und Lesben sich nicht verstecken müssen. Wer nur mit den Zehenspitzen auf dem Boden des Grundgesetzes steht, hat sich das falsche Land ausgesucht. Man muss mit beiden Beinen fest auf dem Boden des Grundgesetzes stehen.

SPIEGEL: Wie gefährdet ist die Demokratie durch das Erstarken der AfD?

Özdemir: Ich halte unsere Demokratie für so gefährdet wie noch nie. Wir sehen das Erstarken dieser Kräfte in vielen Ländern der Europäischen Union und auch global. Aber wir sind das Land der Schoa. Wir sind das Land, das wiedervereinigt werden durfte, weil unsere Nachbarn grünes Licht gegeben haben, unter der Bedingung, dass wir ein verlässlicher europäischer, welt-offener Partner bleiben. Wenn die AfD die Macht übernimmt, würde das bedeuten, wir haben unsere Nachbarn und die Welt angezogen.

SPIEGEL: Würden Sie mit einem AfD-Ministerpräsidenten zusammenarbeiten, etwa im Bundesrat?

Özdemir: Ich würde alles dafür tun, dass die AfD nicht den Ministerpräsidenten stellt. Und alles andere sieht man, wenn es so weit ist. Der Aufstieg der AfD ist kein Naturgesetz, wir können das immer noch abwenden. Ich habe zwei Kinder. Ich will nicht als Teil der Generation in die Geschichte eingehen, die tatenlos zugeschaut hat, wie die AfD an die Macht kam.

SPIEGEL: Herr Özdemir, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. **S**

Kinder wollen mitreden

DEIN SPIEGEL hilft Kindern, die Welt besser zu verstehen. Jeden Monat erklärt das Magazin spannende Themen aus Politik, Gesellschaft, Kultur und Sport altersgerecht und unterhaltsam – zum Selberlesen und Mitreden.

DEIN SPIEGEL – durch Wissen wachsen



Als Einzelheft oder im Abo erhältlich:
abo.deinspiegel.de/bestellen

»Riskier ich es mal«

Kriminalität Anlagebetrug im Internet führt zu Schäden in Milliardenhöhe. Der Fall eines Mannes, den nicht mal seine Angehörigen schützen können.

Als Anton Frank nach langem Zögern endlich bereit ist, über den Betrug zu sprechen, der ihn um seine kompletten Altersrücklagen gebracht hat, setzt er sich auf seine Wohnzimmercouch. Seine Dokumente liegen in einem blauen Ordner vor ihm. Frank, der eigentlich anders heißt, erzählt, wie es passieren konnte, dass er, der zeit seines Lebens in finanziellen Dingen vorsichtig war, insgesamt mehr als 80.000 Euro auf verschiedene Konten überwiesen hat.

Von ihm aus wäre es vermutlich nicht zu diesem Treffen gekommen. Franks Söhne haben ihn gedrängt, öffentlich zu machen, wie es kam, dass er Betrügern mehr Glauben schenkte als seinen Kindern und seiner Bank. Für die Söhne ist klar, dass das Geld ihres Vaters verloren ist. Frank ist sich da

noch nicht so sicher. Aber darüber sprechen, wie er dazu bewegt wurde, immer mehr Geld nachzuschießen, welche Versprechen ihm gemacht, welcher Druck ausgeübt wurde, das wird, so hat er sich das gedacht, nicht schaden. Er bietet einen Kaffee an, will dem SPIEGEL seine Geschichte erzählen, als plötzlich sein Handy klingelt.

Auf Franks Display erscheint das Foto einer jungen Frau, die auf einem Tenniscourt steht, ihr Gesicht mit einer Hand gegen die Sonne abschirmt und lächelt. »Agatha Bartosh« steht unter dem Bild. Der Name ist ziemlich sicher falsch und das Profilbild des WhatsApp-Accounts ist wie so vieles in dieser Geschichte gestohlen – hier von dem Instagram-Profil eines französischen Modells. Für Frank jedoch ist die Frau noch immer

das, was in ihrem Account steht: »Finanzanalyst mit mehrjähriger Erfahrung, spezialisiert auf Kryptowährungen«.

Er stellt das Telefon auf laut. Die angebliche Frau Bartosh begrüßt ihn und kommt schnell zur Sache. »Herr Frank«, sagt sie mit osteuropäischem Akzent, »ich warte auf irgendeinen Bescheid von Ihnen. Wir müssen das bis zum Ende der Woche klären.«

»Tja«, sagt Frank. »Ich weiß nicht, wie wir das machen können.« Und beginnt zu erklären: »Ich kann leider kein Geld mehr bekommen. Ich habe bereits einen Kredit aufgenommen, und mehr bekomme ich in meinem Alter nicht. Wo bleibt mein Gewinn, wenn ich nicht zahlen kann?«

»Das geht in die Archive und bleibt bei uns, Sie bekommen Überprüfungen – und das möchte ich vermeiden. Und Sie, denke ich, auch.«

»Tja«, sagt Frank.

»Wir müssen bis Freitag eine Lösung finden«, sagt Bartosh. »Vielleicht haben Sie Depots, die Sie auflösen können, Versicherungen, irgendetwas.« Sie würde ihm gern seinen Gewinn auszahlen. Vorher aber müsse er noch ein letztes Mal überweisen.

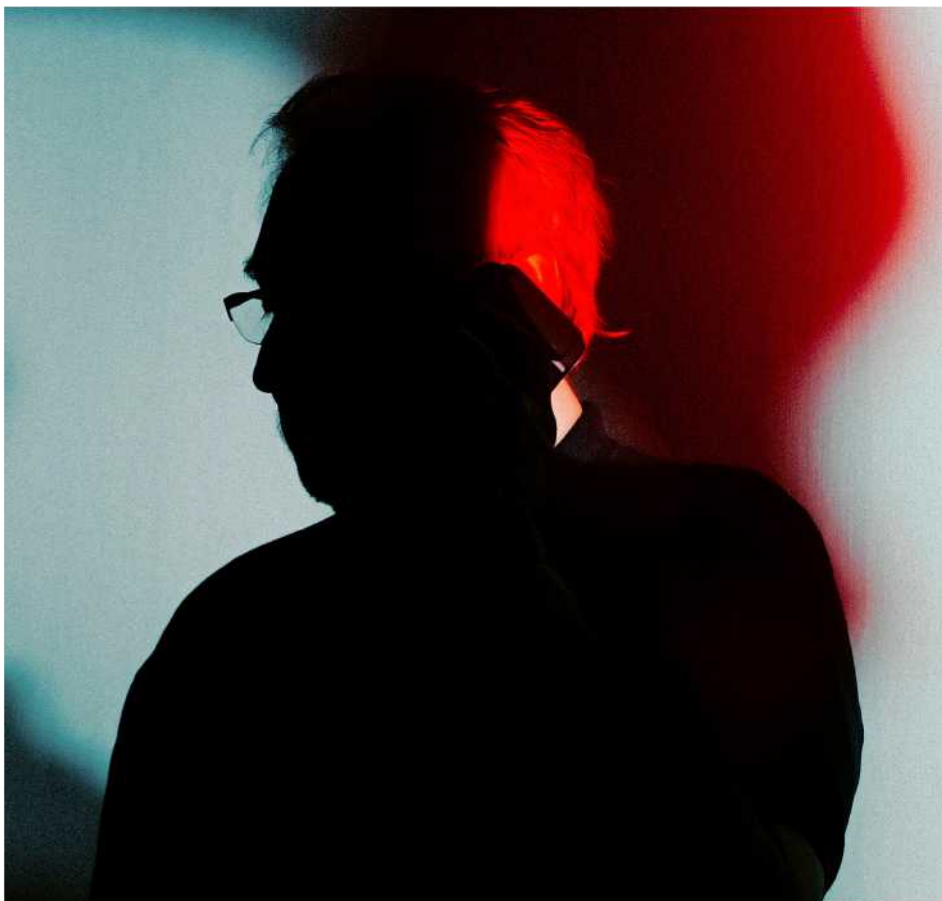
Der Gewinn wäre laut einer Mail, die er bekommen hat, wirklich fabelhaft: »Der endgültige Auszahlungsbetrag beträgt 319.829,00 Euro.« Direkt darunter: »Für die finale Freigabe ist eine einmalige Pfand-Deklaration in Höhe von 20.277,00 Euro erforderlich.« Eine Sicherheitsleistung sei das, die natürlich vollständig zurückgezahlt werde. Unterzeichnet von einer Nadia Calviño, Finanzabteilung Europäische Investitionsbank (EZB), so steht es da. Das, was Bartosh »Bescheid« nennt und gern von ihm sehen möchte, sind diese gut 20.000 Euro.

Frank ist ohne Zweifel Opfer einer Masche geworden, die sich Trading-Scam nennt. Nur: Würde er sich eingestehen, betrogen worden zu sein, könnte er nicht länger leugnen, dass seine bisher investierten 80.000 Euro wohl endgültig verloren sind.

Es gibt Strafverfolger, die sich täglich mit Trading-Scam beschäftigen. Oberstaatsanwalt Nino Goldbeck aus Bamberg bearbeitet das Thema seit 2019. Goldbeck sagt: »Wir sind uns sicher, dass der in Deutschland durch Trading-Scam angerichtete Schaden im Milliardenbereich liegt und es jährlich mehrere Zehntausend Geschädigte gibt.« Betroffen seien alle Bevölkerungsgruppen, vom Verkäufer bis zum Chefarzt.

Mit KI-generierten Videos als Lockmittel und Anrufen über falsche WhatsApp- oder Telegram-Kontakte nutzt eine internationale Betrugsindustrie die Gutgläubigkeit und die Hoffnung oder auch die Gier nach schnellem Geld aus. »Epidemische Ausmaße« hat das für Goldbeck erreicht, der Strafverfolger von der Zentralstelle Cybercrime Bayern spricht von einer »Scamdemie«. Goldbeck kennt Fälle, in denen nicht nur das Ersparte

Betrogener Frank: »Tja«



Sophia Hegewald / DER SPIEGEL

verloren ging. Es wurden Häuser verkauft. »Leider«, sagt er, »hatten wir in den vergangenen Jahren auch einige Suizide.«

Frank ist den Tätern im November 2025 ins Netz gegangen. Der Rentner mit den weißen Haaren und dem karierten Hemd ist das, was man einen Malocher nennt. Einer, der sich in der Industrie hocharbeitete, in Personalverantwortung. Am Ende seines Berufslebens hatte er ein kleines Eigenheim am Niederrhein und einen Benz in der Garage.

Frank ist einer, der, bevor er tanken fährt, im Netz nachschaut, wo er in der Umgebung zwei Cent pro Liter sparen kann. Auf so einer Website sah er im November vergangenen Jahres eine Anzeige. Eine von der Art, die es in diversen Varianten im Netz gibt: Promis jeglicher Art, die in Handschellen abgeführt worden sein sollen. Oder Slogans wie »Merz bei Maischberger, diese Sätze hätte die Öffentlichkeit nie hören sollen«. Oder: »Jetzt ist es raus, Millionen Menschen können aufhören zu arbeiten«.

Nachdem Frank auf die Anzeige geklickt hatte, öffnete sich ein Deepfake-Video, es ging darin um einen vorgeblichen Auftritt von Angela Merkel bei »Maischberger«, das weiß er noch. Das Versprechen, das er da erhielt: Mit einer kleinen Investition von 251 Euro könne er gewaltige Gewinne machen. Frank gab seine Telefonnummer ein, telefonierte kurz darauf mit einer Frau, am nächsten Tag rief ihn ein Mann an, der sich als Leonard Larssen vorstellte.

Ab dem Moment hatte Frank seinen persönlichen Finanzanalysten. Ein »Top-Experte mit über sechs Jahren Börsenerfahrung und mehr als 10.000 erfolgreichen Handelsgeschäften im Portfolio«, hieß es. Am 11. November 2025 überwies Frank die 251 Euro. »Riskier ich es mal«, habe er sich gedacht.

Trading-Scam ist letztlich eine digitale Variante des klassischen Anlagebetrugs. Auf Frank wirken die vermeintlichen Gewinne auf dem Bildschirm real. Und ständig drängte ihn der vermeintliche Anlageberater zu neuen Einzahlungen. Je mehr, desto mehr Rendite – so das Versprechen.

Als sein Ersparnis gänzlich verbraucht und der vermeintliche Gewinn wieder einmal angeblich nur noch eine letzte Einzahlung entfernt war, rief Frank am 18. März abends seinen Sohn an. Ob er ihm, fragte ihn der Vater, kurz mit rund 10.000 Euro aushelfen könne. Der Sohn fragte, worum es denn gehe. Frank sagte: »Ich muss noch einmal 10.000 Euro investieren, dann bekomme ich ganz viel Geld.«

Der Sohn verständigte die Polizei. Schließlich erstattete die Familie Anzeige. Die Chancen, dass die Täter gefasst werden, tendieren gegen null, das sagten ihnen auch die Beamten.

Sein Vater, sagt der Sohn, sei nie ein Typ gewesen, der »Geld investiert hat, das höchstens der Gefühle war ein Bausparvertrag«. Wie



Rentner Frank mit Bankunterlagen:
Transaktion verweigert

also kommt ein solcher Mann dazu, einem Menschen, den er nur aus dem Netz kennt, seine gesamten Ersparnisse zu überweisen?

»Ich habe ihm geglaubt«, sagt Frank. »Du hast dir Honig um den Bart schmieren lassen«, sagt seine Frau. Larssen, der vermeintliche Analyst, hat Frank persönliche Nähe vorgegaukelt. Als er ein paar Tage abgetaucht war, entschuldigte er sich via WhatsApp-Nachricht: »Sehr geehrter Herr Frank, ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung, dass ich mich am Samstag nicht bei Ihnen zurückmelden konnte – ein besonders freudiges Ereignis hat mich in Anspruch genommen. Meine Frau hat uns einen weiteren Sohn geschenkt, und wir durften die Geburt im Krankenhaus begleiten.« Er schickte ein Foto von einem lächelnden Mann mit Baseballcap auf dem Kopf und einem Neugeborenen im Arm.

Den Mann auf dem Foto gibt es tatsächlich, er ist ein bekannter schwedischer Eishockeyspieler, der das Bild auf seinem Instagram-Account gepostet hatte. Auch dieses Bild war gestohlen, wie eine kurze Internetrecherche zeigt. »Bisher«, sagt Frank und schaut auf seine Unterlagen, »hat mich Larsen doch nie betrogen.«

Wie groß angelegt digitale Beutezüge dieser Art sind, lässt sich in einem Urteil des Landgerichts Bamberg vom 26. Februar 2026 nachlesen. Verurteilt wurde der ehemalige Leiter eines Callcenters in Albanien. Bis zu knapp 700 Angestellte arbeiteten dort zwischen 2017 und 2019 daran, Menschen um ihr Geld zu bringen. Allein aus dem deutschsprachigen Raum flossen demnach mindestens knapp acht Millionen Euro.

Später stellte der Mann sein Wissen anderen Gruppen zur Verfügung. Damit hat er laut Urteil zu einem Schaden von weiteren 42 Millionen Euro beigetragen.

Die Ermittler glauben, dass der Gesamtschaden eher bei 180 Millionen Euro lag.

Siebeneinhalb Jahre Freiheitsstrafe bekam der 50-Jährige. Doch die Masche läuft weiter. Oder, wie Oberstaatsanwalt Goldbeck es sagt: »Wenn man am Hamburger Hafen eine Großladung Kokain beschlagnahmt, ist das ein schöner Erfolg – den Drogenmarkt gibt es aber unverändert weiter.«

Die Scammer operieren über Landesgrenzen hinweg. Mit Unterstützung von Europol haben Ermittler betrügerische Callcenter vom Baltikum über Balkanstaaten bis hin nach Israel hochgenommen. Die Schlange hat viele Köpfe: Es gibt Love-Scams, es gibt Schockanrufer, die sich als Polizisten ausgeben, und es gibt Support-Scammer, die als vermeintliche Microsoft-Mitarbeiter die Kontrolle über private Computer übernehmen und Onlinekonten leer räumen.

Nicht alle Überweisungen, die Frank in den vergangenen Monaten tätigte, kamen an. Mal war das Empfängerkonto gesperrt, mal verweigerte die Hausbank die Transaktion, weil sie Betrug vermutete. Dafür wiederum hatte Larssen laut Frank eine Erklärung: »Wir zahlen so viel Geld an unsere Kunden aus, da kann den Banken nur schlecht werden. Die müssen mit ihren ein bis drei Prozent Rendite so über uns reden.« Dann schickte er neue Kontonummern. Frank sagt, dass ihm das sehr schlüssig vorkam. Und dass eine Bank nicht bestimmen könne, was er mit seinem Ersparnis mache.

Bartosh, die vermeintlich tennisbegeisterte Finanzanalystin, redet an diesem Nachmittag gut zehn Minuten lang auf Frank ein.

»Ihre Auszahlung steht bereit für Sie, ich würde mich wirklich freuen, wenn Sie Ihr Geld bekommen.«

»Warum kann ich nicht zuerst mein Geld bekommen und Ihnen dann davon die 20.000 Euro Pfand-Deklaration überweisen?«

»Das ist alles in einem Betrag, davon können wir nichts abschneiden.« Ob er sich nichts leihen könne?

»Wir hatten gestern noch einen Termin bei der Bank, die möchten uns nichts geben.«

Sie machen einen Deal: 70 Prozent müsse Frank auftreiben, 30 Prozent könne ihm vielleicht sein Finanzanalyst leihen.

Frank legt auf und ruft seinen persönlichen Berater Larssen an, um ihm seine Situation zu schildern. Larssen hört zu, dann sagt er: »Kein Problem, ich zahle gern 30 Prozent für Sie ein, wenn Sie die restlichen 70 Prozent einzahlen.« Er werde auch noch einmal mit Bartosh Kontakt aufnehmen, um die Sache vom Tisch zu bekommen.

»Wenn ich die Garantie hätte, dass jetzt das Geld kommt, würde ich sofort überweisen«, sagt Frank.

Sein Sohn sagt, er gehe davon aus, dass sein Vater bis heute Kontakt zu den Betrügern hält.

Tobias Großbekemper, Torsten Klein

Land ohne Ladenschluss

Demografie Überalterung und Abwanderung treffen viele ländliche Regionen mit voller Wucht. Doch es gibt unkonventionelle Ideen, die man in Sachsen-Anhalt schon besichtigen kann.

Da hat also jemand dieses Schild an die Eingangstür geklebt, und man fragt sich, ob einen das beruhigen oder einschüchtern soll. »In dieser Arztpraxis«, steht dort, »ist das Mitführen von Waffen verboten.« Schlagstöcke, Messer, Pistolen, alles unerwünscht. Jede Bedrohung oder Beleidigung werde zur Anzeige gebracht.

Hilfe, was ist denn hier los?

»Wir haben halt Fachärztemangel«, sagt Carolin Stoye, 38, die neben der Tür hinterm Empfangstresen hockt und jetzt ein trauriges Gesicht aufsetzt. In manchen Praxen hier in der Altmark, im ländlichen Norden Sachsen-Anhalts, komme es deshalb leider zu Übergriffen. Weil viele Menschen keinen Termin mehr bekämen, auch wenn sie dringend Hilfe bräuchten. »Dann kommt die Angst«, sagt Stoye, »gefolgt von Wut, Verzweiflung, und schließlich schlägt's in Gewalt um.«

Hier auch, in der einzigen kassenärztlichen Augenarztpraxis von Salzwedel, einer Kreisstadt mit 23.000 Einwohnern? Stoye lächelt, winkt ab, als wollte sie sagen: Quatsch, wir sind doch nicht Teil des Problems – wir sind die Lösung.

Mangel herrscht auch in Salzwedel, das schon. Aber die Praxis, in einem Fachwerkhäuschen in der Altstadt gelegen, hat einen innovativen Weg gefunden, damit umzugehen: Statt einer Ärztin, eines Arztes gibt es etwa Augenoptikerin Stoye, die den Zustand der Netzhaut überprüft oder den Augeninnendruck misst und ihre Ergebnisse an konventionelle Praxen in anderen Städten weiterleitet. Dort werden sie ausgewertet, den ärztlichen Befund bekommen die Patientinnen und Patienten ein paar Tage später, per Telefon.

TEAS heißt dieses Modellprojekt der Kassenärztlichen Vereinigung: Telemedizinische Einheit Augenheilkunde Salzwedel. Komplexere Behandlungen mit Ultraschall oder Medikamenten bekommt man hier nicht – aber etwa Kontrolluntersuchungen bei Glaukom, Diabetischer Retinopathie oder Netzhauterkrankungen.

Es ist ein Versuch mit offenem Ausgang. Einer, der Lösungen liefern könnte für eine der größten politischen, ökonomischen und sozialen Herausforderungen der bundesdeutschen Gegenwart: Menschenmangel. Oder um genau zu sein: Mangel an jungen Menschen.

Wie soll in der Rentnerrepublik der Zukunft die Versorgung der Bevölkerung aussehen, wenn es immer mehr zu Versorgende und immer weniger Versorger gibt? Der demografische Wandel ist eine Krise, die nahezu sämtliche Lebensbereiche erfasst: An Staatsanwältinnen und Richtern fehlt es ebenso wie an Lehrkräften, Handwerkerinnen, Physiotherapeuten.

Im dünn besiedelten Sachsen-Anhalt, dem Bundesland mit der ältesten Bevölkerung, lässt sich die düstere Zukunft bereits besichtigen. Oder positiv formuliert: Das Land zwischen Altmark und Harz ist Vorreiter. Weil es gar nicht anders geht.

Verlöre Frankfurt am Main so viele Einwohner wie Sachsen-Anhalt seit dem Mauerfall, wäre die Mainmetropole eine Geisterstadt. Und der Abwärtstrend setzt sich ungebremst fort, Fachleuten zufolge werden manche Regionen in Sachsen-Anhalt binnen 15 Jahren ein weiteres Fünftel ihrer Bevölkerung verlieren.

Es droht eine sich selbst verstärkende Spirale: Immer weniger Arbeitskräfte führen zu immer schlechterer Infrastruktur, Stimmung, Lebensqualität. Und da ist noch gar nicht eingerechnet, dass die Rechtsextremisten der AfD die Umfragen zur Landtagswahl am 6. September mit großem Abstand anführen. Sollten sie am Ende die Landesregierung stellen, könnten sie versuchen,

Patientin Schulz bei Augenuntersuchung:

»Ich bin so richtig glücklich«



Aliona Kirdash / DER SPIEGEL

viele der mehr als 2000 ausländischen Mediziner loszuwerden, im Kampf gegen »kulturfremde Fachkräfte«. Besonders bedroht wären von dieser »Abschiebe- und Remigrationsoffensive« Beschäftigte in der Pflege und der Gastronomie.

Doch selbst wenn das nicht passiert, führt kein Weg daran vorbei, den Alltag jenseits der Großstädte neu zu denken. Weil es in einer Gesellschaft, die gleichzeitig altert und schrumpft, einfach zu wenige junge Menschen für all die Aufgaben gibt. Und die wenigen jungen Menschen oft auch noch wegziehen aus Ostdeutschland, erst recht aus kleinen Städten und Dörfern.

Rund 160 Kilometer südlich von Salzwedel, am anderen Ende von Sachsen-Anhalt: Kurz vor dem Ortsausgang von Burgkennitz steht seit Februar 2025 »Unser Schopp« – ein in der Sonne glitzernder Container, in dem sich ein Supermarkt befindet. Und ein Haufen Technik: Wenn man seine Kundenkarte oder den Personalausweis draußen an einen Scanner hält, öffnet sich die Tür. Drinnen kann man in Ruhe einkaufen, alles an der Kasse selbst einscannen und mit Karte bezahlen, fertig. Ganz ohne Personal.

Was diesen Laden so besonders macht, ist aber nicht die Technik – sondern, dass er ausgerechnet hier steht, im verschlafenen Burgkennitz. Bislang nämlich mussten die rund 700 Einwohnerinnen und Einwohner zum Einkaufen in Nachbarorte fahren, nun reicht ein Spaziergang.

Die Zentrale, ein Bioladen namens »Bio Schopp«, sitzt im 25 Kilometer entfernten Zörbig, von dort aus beliefert ein kleines Team die Burgkennitzer Filiale, kümmert sich um Buchhaltung, Videoüberwachung und Planung. »Unser Schopp« verkauft rund 1600 Artikel, es gibt also fast alles, vom Hackfleisch aus der Kühlung bis zum Küchenpapier, rund um die Uhr. Wer will, kann den Wocheneinkauf auch nachts um drei erledigen.

Die meisten kommen trotzdem tagsüber. Etwa Christa Matthei, 88, die gerade ihren Rollator zum Kühlregal schiebt und sich selbst so beschreibt: Witwe, Kommunistin, Glückspilz. »Ja, wissen Sie«, frohlockt sie, »jetzt muss meine Schwiegertochter nicht mehr für mich einkaufen gehen.« Sie blickt durch ihre goldumrandete Brille in den Einkaufskorb: Dinkeloastbrot, Zucker und Weizenmehl, Frischkäse und H-Milch. Ganz ohne fremde Hilfe zusammengesammelt, »das ist doch toll!« Was sie auch schätzt: dass es jetzt wieder einen Anlaufpunkt im Dorf gebe. »Da trifft man auch mal Leute wieder, die man seit Monaten nicht gesehen hat.«

Matthei gehört zu denjenigen, die immer dann kommen, wenn Dennis Vehlow da ist. Der 45-Jährige arbeitet dreimal in der Woche für einige Stunden im Laden, bedient und hilft, räumt auf und kassiert. Wer sich



Stella Weiß / DER SPIEGEL

Kundin Matthei im »Schopp«: Einkaufen kann man auch am Sonntag – oder nachts um drei

nicht selbst abkassieren möchte, mit Bargeld zahlt oder Hilfe benötigt, ist so nicht auf sich allein gestellt.

Ganz ohne Mensch geht es also doch nicht. Und es gibt noch ein paar Einschränkungen: Zigaretten und Schnaps kann man im Burgkemnitzer »Schopp« nicht kaufen, Angst vor Videokameras sollte man besser nicht haben, und die Produktvielfalt stößt in einem 72-Quadratmeter-Container an ihre Grenzen. Außerdem müssen die Kundinnen und Kunden ein Abo abschließen, die Kosten dafür werden beim Einkauf verrechnet. Ein Start-up-Dorfladen ist eben keine Shoppingmall. Und dieser hier sieht auch eher aus wie eine Mischung aus Café und Gemeindezentrum: An der Fensterfront stehen ein paar Tische und gepolsterte Stühle, zwischen Kaffeeautomat und Eistruhe hockt ein Sechsjähriger in der Spielecke.

Da kommt durch die Tür eine Frau, die fröhlich »Hallöchen« ruft und Nachschub mitbringt: eine Kiste mit Energydrinks und einen Karton voller Gemüse. Sandy Hoppert, 47, ist Inhaberin des Ladens und aus gutem Grund bestens gelaunt: Es läuft.

»Am Anfang dachten wir, dass unsere Zielgruppe vor allem die Seniorinnen im Dorf sind«, sagt sie. »Aber das war falsch gedacht. Unsere Zielgruppe ist die komplette Dorfgemeinschaft.« Mütter erledigten hier ihren Wocheneinkauf, Kinder erhielten ihr Taschengeld auf eigene Kundenkarten. Und

ausgerechnet an Sonntagen, wenn man selbst in Großstädten kaum Butter und Milch bekommt, macht Hoppert nach eigenen Angaben den meisten Umsatz. Warum? »Manche nutzen ihren freien Tag, andere benötigen noch was fürs Familienfrühstück oder erwarten die Tante zum Kaffeekränzchen und brauchen noch Kuchen.«

Mehr Flexibilität mit weniger Personal: Könnte das bundesweit funktionieren? Im Burgkemnitzer »Schopp« arbeitet meistens niemand, die Grundidee basiert auf Automatisierung. Mit jedem weiteren »Schopp« ließe sich die Effizienz steigern.

Und genau das ist der Plan. Marius Schiel, 39, ist der zweite Inhaber des »Schopps«. Er will das Konzept ausbauen, seine Analyse geht so: »Es gibt immer weniger Einzelhändler, aber die Leute kaufen ja nicht weniger ein.« Das Leben werde zwangsläufig komplizierter, mit längeren Autofahrten, umständlicher Planung. »Irgendwann ist die Infrastruktur so schlecht, dass die Leute frustriert wegziehen – und das Dorf langsam stirbt.«

Im Kampf gegen die demografische Krise braucht es Flexibilität, so viel steht fest. Doch genau die fehlt im Bürokratieland Deutschland oft.

Das bekommen sie auch in der arztfreien Arztpraxis in Salzwedel zu spüren: Die Mediziner, die etwa aus dem Harz oder Magdeburg dem Praxispersonal zuarbeiten, dür-

fen ihre telemedizinischen Leistungen bislang nicht über die Krankenkassen abrechnen, weil der offizielle Leistungskatalog das nicht vorsieht. Daher springt das Land ein: Das Gesundheitsministerium honoriert die ärztlichen Befunde, insgesamt zwei Millionen Euro lässt sich Sachsen-Anhalt diesen Versuch kosten – noch bis Dezember, dann endet die zweijährige Pilotphase.

Und dann? Michael Borrmann, 45, zuckt mit den Schultern. Er verantwortet das TEAS-Projekt, an diesem Frühlingstag ist er nach Salzwedel gekommen und sagt ganz offen, wie vertrackt die Lage ist. Ob es die Praxis nächstes Jahr noch geben werde, sei ungewiss – unter anderem, weil unklar ist, wer künftig ärztliche Leistungen aus der Ferne honorieren soll. Borrmann plädiert dafür, diese Art der Telemedizin zur Kassenleistung zu machen, »das wäre die einfachste Lösung«.

Aber weil Deutschland eine Bürokratierepublik ist, ist die einfachste Lösung vorerst nicht in Sicht. Zumal Telemedizin als Kassenleistung natürlich Geld kostet – und die Bundesregierung die Kosten im Gesundheitssystem eigentlich beschränken möchte.

Und dann ist da ein noch viel grundsätzlicheres Problem: »Das hier funktioniert gut, um regionale Lücken zu füllen«, sagt Borrmann. Aber Telemedizin sei kein Allheilmittel für die Zukunft. »Junge Ärztinnen und Ärzte brauchen wir ja trotzdem – egal wo sie dann wohnen.«

Ein Effekt des TEAS-Konzepts ist, dass Lasten gerechter verteilt werden. Indem sich Ärztinnen und Ärzte in besser versorgten Regionen um die Befunde aus Salzwedel kümmern, lindert man die Krise vor Ort. Nur: Was, wenn sich die Situation in immer mehr Regionen dramatisch verschlechtert? Wenn selbst die klügsten und effizientesten Verfahren, inklusive Digitalisierung und Telemedizin, eines Tages nichts mehr gegen den Ärztemangel ausrichten können?

Das ist keine Schwarzmalerei. Mehr als die Hälfte der rund 14.400 Ärztinnen und Ärzte in Sachsen-Anhalt ist älter als 50 Jahre, die Zahl der Mediziner unter 30 hingegen ist mickrig: 887. Mehr als 170 Hausarztstellen seien schon jetzt unbesetzt, sagt Projektleiter Borrmann, und von denen, die noch arbeiteten, seien fast 200 im Rentenalter, manche davon älter als 85. »Wenn diese Hausärzte auch noch ohne Nachfolger in Rente gehen sollten, droht Unterversorgung wohl bald landesweit. Das wäre dann ein echtes Problem.«

Vor Ort in der Salzwedeler Praxis starrt jetzt Maria Anna Schulz, 81, in einen surrenden Diagnoseapparat namens »Cirrus 6000« und schwärmt: »Ich bin so richtig glücklich, was Besseres gibt es nicht.« Sie hoffe, dass Projekte wie TEAS ausgeweitet

Damit Sie die besseren Argumente haben.

Jetzt neu: Löhr & Pennekamp.
Der wöchentliche F.A.Z.-Podcast zur wirtschaftspolitischen Debatte.



Steuerreform, Rentendebatte, Mindestlohn: Was bedeutet das Thema der Woche für unseren Wohlstand, für die Machtkonstellation in Berlin und für Sie ganz konkret? Julia Löhr liefert Einblicke hinter die Kulissen der Hauptstadt, Johannes Pennekamp ordnet ein, was ökonomisch sinnvoll ist. Hintergründig und pointiert bietet der Podcast Orientierung und neue Denkanstöße – kompakt in 30 Minuten.



Jetzt anhören unter
faz.net/podcast-wirtschaft
oder in allen gängigen Podcastern.



und verstetigt werden. Eine Praxis ohne Arzt sei schließlich besser als gar keine Praxis. Ihr Mann beispielsweise, der im Wartezimmer auf sie warte, habe Parkinson – finde aber rund um ihren Heimatort, rund 20 Kilometer von hier, weit und breit keinen Neurologen.

Ein paar Zimmer weiter, in einem fensterlosen Raum von der Größe einer Besenkammer, hockt Maik Taubert vor einem riesigen Gerät zur Gesichtsfeldmessung, dem Perimeter. Er hat Diabetes und eine Brille, aber eben keinen Augenarzt, schon seit 25 Jahren nicht mehr, wie er sagt. Deshalb habe er heute Urlaub genommen und sei 65 Kilometer aus seinem Heimatdorf durch die Altmark hierhergefahren.

Er sagt das, als wäre dieser Aufwand völlig normal. Weil er für ihn völlig normal ist: Um seinen Hausarzt zu besuchen, müsse er rüber nach Niedersachsen fahren, sagt er, »und den habe ich auch nur dank Vitamin B«. Für andere Facharzttermine reise er ins nächste Krankenhaus, Wartezeiten von drei oder vier Monaten für einen Termin seien üblich.

Was ihm aber wirklich Angst mache: Er werde bald 50, müsse häufiger zum Arzt als früher. Er bräuchte also einen möglichst jungen Arzt, der ihn auch noch in 10 oder 20 Jahren behandeln könnte – aber junge Ärzte gebe es nicht, nirgendwo. »Irgendwann ist der Ofen dann aus.« Er lacht. Es klingt verzweifelt.

Man hört Maria Anna Schulz und Maik Taubert zu und begreift: Orte wie das TEAS oder der automatisierte Dorfladen sind keine Allheilmittel, sondern aus der Not geborene Lösungen. Aber immerhin welche, die funktionieren. Die Frage ist, wie es mit ihnen weitergeht.

Während die »Schopp«-Betreiber Hopfert und Schiel darauf hoffen können, dass sich ihre Dorfläden von allein rentieren, wird die ärztrefreie Augenarztpraxis erst mal in Ruhe evaluiert. Das ganze Projekt ist als Machbarkeitsstudie konzipiert, die Ergebnisse sollen irgendwann im kommenden Jahr vorliegen – und dann, unter einer neuen Landesregierung, wird vermutlich neu entschieden.

Aber wer weiß, womöglich erkennen die Verantwortlichen ja das Potenzial dieser Idee, nicht nur für Salzwedel, und eventuell ergeht es ihr dann so wie dem Burgkennitzer Pilotmodell: Der automatisierte Dorfladen erlebt inzwischen einen kleinen Boom, bundesweit, gleich mehrere Anbieter expandieren. »Schopp«-Chef Schiel sagt, er habe Anfragen aus 150 Gemeinden erhalten, vom Sauerland bis ins Erzgebirge.

Vielleicht ist es so, dass man für die besten Lösungen zunächst schwere Krisen braucht. Dann könnte Sachsen-Anhalt ein echtes Vorbild werden.

Peter Maxwill

Weißer Garagen unerwünscht

Kommunen Mit extra Vorschriften wollen Gemeinden ihr harmonisches Ortsbild erhalten. Manche Eigentümer aber fühlen sich geängelt, wenn der Staat im Vorgarten mitmisch.

Gerade sei wieder Post vom Landratsamt gekommen, erzählt Dieter Meyer am Telefon. Eine Aufforderung, die dritte in zwischen. »Ich soll mein weißes Garagentor gegen eines in Holzoptik austauschen«, erzählt der 85-Jährige entrüstet. Dabei lebe er schon seit 26 Jahren in seinem Haus, mit weißem Tor. »Ich lasse mich doch nicht schikanieren.«

Der Senior aus Rottach-Egern steht im Zentrum einer harten Konfrontation zwischen Hauseigentümern und Behörden im idyllischen Oberbayern, die bundesweit als Garagentor-Zoff vom Tegernsee bekannt geworden ist. Kamerateams von BR bis Sat.1 filmten Auffahrten, nachdem sich vor Wochen mehrere Betroffene an Medien gewandt hatten, darunter Meyer. Mittlerweile will er seinen richtigen Namen nicht mehr verbreitet sehen, deshalb heißt er hier anders. Vorbeikommen solle man auch nicht. »Es hat sich ja nichts geändert.«

Anlass für den Streit mit dem Charakter einer Provinzposse ist ein Begriff aus dem Vokabular der Bürokratie: die Ortsgestaltungssatzung. Solche örtlichen Vorschriften gehen teilweise weit über die Baugesetze hinaus. Kommunen können darin vorschreiben, wie Gebäude auszusehen haben, damit sie etwa mit dem traditionellen Ortsbild harmonieren. Die Gemeinde Sylt hat solche Satzungen, die Stadt Erfurt in Thüringen, Wyk auf Föhr.

Im tiefen Süden scheint man es besonders genau zu nehmen. Dort haben viele Verwaltungen etwa die »voralpenländische Prägung« ihrer Dörfer in die Satzungen geschrieben. In ganz Bayern haben etwa 200 von rund 2000 Kommunen eine Ortsgestaltungssatzung, im Landkreis Miesbach, zu dem Rottach-Egern gehört, ist es die überwiegende Zahl der Gemeinden.

Was schön ist, illustriert Rottach-Egern mit bebilderten »Hinweisen zur Gestaltung«: »Holzbalkon und Blumenschmuck« sind gewünscht, ein »mit Natursteinen gestalteter Vorplatz« und »blühende Mischhecken«. Garagentore mussten laut Satzung, die in den 1970er-Jahren erstmals erlassen wurde, aus Holz gefertigt sein. Erst seit einer Lockerung im vergangenen Jahr reicht auch: »Holzoptik«.

Doch lange Zeit nahmen es die kommunalen Behörden mit Verstößen offenbar nicht

mehr so genau. Erst als 2024 ein Bauherr auf sein weißes Tor verzichten sollte, nahm die Sache Fahrt auf. Denn der begann einen Streifzug durch die Kommune – und entdeckte dabei zahlreiche Farbsünder, die er indirekt bei den Behörden anschwärzte.

Eine Sprecherin des Landratsamts Miesbach teilt mit: Seit 2024 habe man »vermehrt Fälle von Garagentoren im Widerspruch zur jeweiligen Gestaltungssatzung aufgenommen«, insgesamt gehe es inzwischen um 45 Fälle im Landkreis. Die Zahl habe zugenommen, weil Betroffene wiederum selbst weitere Fälle benennen. Eine Art oberbayrisches Schneeballsystem.

Inzwischen macht das Landratsamt ernst. Eigentümer würden im Normalfall zwei- bis dreimal formlos angeschrieben, sagt die Sprecherin. Dann folge ein Bescheid mit Zwangsgeldandrohung – zunächst 500 Euro, bei besonders renitenten Eigentümern mit jeder abgelaufenen Frist das Doppelte, »bis die Verpflichtung erfüllt ist, also das Tor irgendwann umgebaut wurde«.

Hinzu können Bußgelder für Ordnungswidrigkeiten kommen. Gegen mehrere Bescheide sei geklagt worden, so die Sprecherin.

Beanstandetes Tor in Rottach-Egern: Oberbayerisches Schneeballsystem



Stefan Schwehofer

rin, »die Urteile des Verwaltungsgerichts stehen noch aus«. Die zentrale Frage ist dabei: Wie sehr darf der Staat in die Rechte von Eigentümern eingreifen? Viele Bauherren wollen sich individuell verwirklichen und ihren Status zur Schau stellen – mit der Folge, dass in Baugebieten ohne besondere Vorgaben dann die Toskanavilla neben dem Schwedenhaus steht.

Streit gibt es längst nicht nur am Tegernsee. Anderswo geht es um Gauben, Zäune oder Gabionen, das sind mit Steinen gefüllte Gitterkörbe. Auch Müllhäuschen oder Dachformen sind regelmäßig Gegenstand von Gefechten zwischen Verwaltungen und Einwohnern.

In Lenggries in Oberbayern stritt man sich über Balkon-Solarpanels. In Oberstdorf trugen Kläger den Disput um die Ortsgestaltungssatzung sogar bis vor den Bayerischen Verfassungsgerichtshof in München. Die Verfassungsrichter wiesen die Klage als unzulässig ab.

Bürgermeister und Gemeinderäte können es kaum allen recht machen. Welche Freiheiten Mitbürger gutheißen, hängt zuweilen auch davon ab, ob das eigene Grundstück gemeint ist oder das des Nachbarn.

Während Buchloe im Allgäu seine Satzung abschaffte, hat sie Wielenbach bei Weilheim in Oberbayern für seine 3500 Einwohner im vergangenen Jahr neu beschlossen. »Das verursacht uns zusätzlich viel Aufwand«, berichtet SPD-Bürgermeister Harald Mansi. »Die Bürgerinnen und Bürger wünschen solche Regeln, damit nicht jeder bauen kann, was er will.« Jedoch: »So schaffen wir im Detail weitere Bürokratie.«

In der Gemeinde Oberhaching bei München empfängt Stefan Schelle, Erster Bürgermeister seit 2002, an einem Samstag in Lederhosen, am Nachmittag ist ein Dorffest. Der CSU-Mann zeigt vom Fenster seines Büros auf die rote Dachlandschaft rund um die Kirche St. Stephan und sagt stolz: »Das ist eine lebendige Ortsmitte.«

Schelle versteht sich nicht als Traditionalist, was er vorträgt, klingt sehr modern: Bauen mit Holz, einfache Gebäudeformen, begrünte Vorgärten. »Unsere Ortsgestaltungssatzung ist gleichzeitig ein Hitzeschutzplan.«

Natürlich gebe es auch in Oberhaching Konflikte. So mussten einige Eigentümer etwa Gauben abbauen, die Gemeinde wäre sonst vor Gericht gezogen. Doch Erklären helfe meistens, sagt Schelle. Oberhaching beschäftigt dazu eine eigene Architektin, die Eigentümer berät. Schelles Credo: »Bauen ist ja nicht nur privat. Jedes Bauwerk greift auch in den öffentlichen Raum ein.«

In Rottach-Egern denkt Dieter Meyer inzwischen darüber nach, sein weißes Garagentor mit einer Folie in Holzoptik zu überkleben. So wäre es dann schön genug, zumindest nach den Vorgaben der Gemeinde. Jan Friedmann

Weder Roboter noch Reinheitsgebot

Medien Schon länger diskutieren wir in der Redaktion, wie stark wir uns bei unseren Texten von der künstlichen Intelligenz helfen lassen. Nun ist eine wichtige Entscheidung gefallen.

Von Dirk Kurbjuweit

In unserer großen Konferenz am Freitag der vergangenen Woche haben wir zwei Stunden lang über ein Wort diskutiert: »maßgeblich«. Uns beschäftigte die Frage, ob und wie wir die künstliche Intelligenz beim Schreiben einsetzen. Ist das verboten oder in gewissen Grenzen erlaubt, solange der Text maßgeblich von uns selbst stammt?

Diese Debatte war eine der Sternstunden, die ich in knapp 27 Jahren beim SPIEGEL erlebt habe. Eine lange Rednerliste, ein leidenschaftliches Gespräch, mit klugen Argumenten auf beiden Seiten. Ein Kollege sagte, Journalisten seien in Zukunft eine Art TÜV ihrer Geschichten, sie würden im Wesentlichen überprüfen, was sie mithilfe der KI erarbeitet haben. Jemand widersprach mit den Worten, er wolle nicht nur der TÜV sein, er wolle auch die Autos bauen. Das ist, verpackt in einer Metapher, das Meinungsspektrum in unserer Redaktion zu dieser Frage.

Wir diskutieren schon länger über den Einsatz der KI, in vielen Runden. Bislang untersagen unsere Richtlinien, dass wir »Artikel maßgeblich von einer KI schreiben oder umschreiben lassen«. Damit ist ein maßvoller Einsatz erlaubt. Als wir diese Regeln routinemäßig überprüft haben, geriet das Wort »maßgeblich« ins Visier. Lieber ganz ohne KI, forderten einige Kollegen.

In allen Redaktionen wird derzeit über die KI-Nutzung geredet. Jüngst flog beim Berliner »Tages-

spiegel« ein ehemaliger Chefredakteur auf, der sich Texte von der KI hatte schreiben lassen. Der Vorstandsvorsitzende und Miteigentümer des Springer-Konzerns, Mathias Döpfner, hielt es offenbar für witzig, zum Thema KI unter seinem Namen einen Text zu veröffentlichen, den eine KI verfasst hatte, was Döpfner erst am Schluss enthüllte.

Im Kern geht es bei alledem um die Frage, welche Rolle der Mensch im Journalismus spielen soll. Diese Frage existiert auch für andere Berufe, für das Leben insgesamt. Wo wird der Mensch noch gebraucht? Und wo braucht der Mensch noch den Menschen? Selbst für die Liebe stellt sich diese Frage schon, weil manche Menschen lieber mit einem Chatbot säuseln, als eine echte Beziehung zu pflegen.

Viele der großen technologischen Neuerungen der vergangenen Jahrzehnte haben den Journalismus und die

Situation der Medien verändert: das Internet, das Smartphone, die sozialen Medien, nun die KI. Wir haben von diesen Neuerungen einerseits profitiert, denn wir können unseren Journalismus auf mehr Kanälen verbreiten als früher. Wir können schneller auf die Ereignisse reagieren, mit Video und Audio haben wir beim SPIEGEL neue Spielarten des Journalismus hinzugewonnen. Wir sind neugierig, wir sind offen für neue Technologien, wir haben Freude daran, mit ihnen zu arbeiten, sie für uns nutzbar zu machen.

Andererseits ist es schwieriger geworden, sich in der neuen Medienwelt zu behaupten. Der SPIEGEL-Verlag ist ein mittelständischer Betrieb, steht aber im Wettbewerb mit den mächtigsten, finanzkräftigsten Unternehmen der Geschichte, mit Google oder mit Meta, mit denen wir seit Jahren um Anzeigen und Aufmerksamkeit konkurrieren.

In der alten Welt konnten vor allem Journalisten Nachrichten, Erzählungen aus der Wirklichkeit oder Kommentare verbreiten. Mittels der sozialen Medien schafft das inzwischen nahezu jeder. Als Alleinstellungsmerkmal blieb uns, dass nur wir fähig sind, professionelle Texte zu recherchieren und zu schreiben, weil wir dafür ausgebildet sind, weil wir damit Erfahrungen haben, weil wir über die passende Infrastruktur verfügen.

Die KI verändert auch das. Sie ist in der Lage, journalistische Texte zu verfassen, die professionell wirken. Sie lesen sich oft nicht be-

sonders gut, haben einen glatten, seifigen Sound, aber das wird besser werden. Wir Journalisten müssen mit der narzisstischen Kränkung leben, dass wir nicht mehr das Monopol auf Journalismus haben. Wir kommen damit klar, so ändern sich eben die Zeiten. Und wir sind sicher: Der bessere Journalismus kommt weiterhin von uns.

Aber was ändert sich durch die KI für unsere Arbeit? Werden wir zum TÜV? Bauen wir die Autos weiterhin selbst? Oder gibt es einen Mittelweg? In diesem Text soll es vor allem um das Schreiben gehen, weil das Thema unserer jüngsten Debatte war. Verwandte Probleme gibt es bei der Recherche, bei Fotos und Videos.

Lassen Sie mich mit dieser Frage beginnen: Was bedeutet Schreiben für mich persönlich? Die Antwort, ob Sie es mir glauben oder nicht: das reine Glück. Ich bin glücklich, wenn



Ksenia Apresian / DER SPIEGEL

Kollegen im SPIEGEL-Newsroom:

Die KI hat kein Gemüt, keine Leidenschaft

ich schreibe, auch jetzt, während ich diese Zeilen in meinen Laptop tippe, in einem verspäteten ICE, der in der Abendsonne durch eine grün glänzende Landschaft rast. Leben im Text, herrlich.

Schreiben ist auch der Moment, in dem sich Gedanken zu Wörtern, Sätzen und Absätzen formen. Der Philosoph George Steiner hat ein Buch geschrieben mit dem Titel »Warum Denken traurig macht«. Eine Antwort: weil es unzulänglich bleibt – ein Gefühl, das ich gut kenne. Wer denkt, scheitert, weil sich der letzte Gedanke zu einem Thema nicht finden lässt. Trotzdem macht mich auch Denken glücklich, als Suche.

Denken und Schreiben bilden zusammen ein Zentrum meines Lebens. Wäre ich nicht verrückt, würde ich mir beides von der künstlichen Intelligenz wegnehmen lassen? Ich wäre verrückt, und so verrückt bin ich nicht.

Aber was gut ist für mich, muss nicht gut sein für den SPIEGEL. Deshalb ist dies noch keine Antwort auf die große Frage, auf »maßgeblich« oder nicht.

In den Redaktionen arbeiten auch Kolleginnen und Kollegen, die am Schreiben leiden oder die das Gefühl haben, ihre Zeit besser nutzen zu können als mit der mühseligen Suche nach einer Struktur für eine Geschichte oder den trefenden Wörtern, für Recherchen zum Beispiel. Das verstehe ich. Es wäre zudem Größenwahn, zu behaupten, eine KI könne nicht bessere Argumente finden als man selbst. Vielleicht weist mir jemand nach, dass es zu diesem Text mit künstlicher Intelligenz eine bessere Version gibt, besser gedacht, besser strukturiert, besser geschrieben.

Das wäre ein starkes Argument, denn wollen wir nicht unseren Leserinnen und Lesern den bestmöglichen SPIEGEL bieten? Oder sollen wir lieber sagen: Wir wollen den bestmöglichen menschengemachten SPIEGEL bieten?

Der Mensch. Bei der Fußball-WM erleben wir ein großes, wildes Fest des Menschen, seine Emotionen, seine Kreativität, seine Instinkte, seine Abgründe. Wundervoll. Am Abend vor unserer Freitagdiskussion saß ich in der Elbphilharmonie und hörte ergriffen ein Konzert mit Stücken von Rachmaninow, Dvořák, Janáček. Das war ebenfalls ein Fest des Menschen, ein gediegenes. Es gibt so viele erfreuliche Beispiele für das, was er schaffen kann.

Und das Gegenteil. Die Kriege, die Grausamkeiten, die Zerstörungen, die Maßlosigkeiten. Aber ich bin ein Menschenfreund geblieben, lasse mich immer wieder begeistern, faszinieren, entzücken. Nichts interessiert mich mehr als das, was Menschen tun.

Deshalb habe ich nichts übrig für KI-Kunst, war enttäuscht, als ich lesen musste, dass sich die Schriftstellerin und Nobelpreisträgerin Olga Tokarczuk von der KI helfen lässt. Wenn ich Literatur lese, lese ich nicht nur eine Geschichte, ich setze mich auch mit der Autorin oder dem Autor auseinander, frage mich, warum er wohl auf diese oder jene Idee gekommen ist, was vom Erzählten aus seinem Leben stammt. Lese ich eine geniale Passage, freue ich mich, dass ein Mensch das erschaffen hat. Oder frage mich verdrossen, warum ich dazu nicht in der Lage bin.

Vielleicht kann die KI eines Tages besser schreiben als die beste Autorin. Aber dann fehlt immer noch diese zweite Ebene, die Auseinandersetzung mit einem Menschen, also

mit einem Ähnlichen, mit dem man sich als Leser mehr oder weniger vergleichen kann. Journalistische Texte sind in der Regel keine Kunstwerke, aber wir merken an Ihren Mails und Briefen, liebe Leserinnen und Leser, dass Sie sich gern mit uns als Autorinnen und Autoren auseinandersetzen, dass Sie uns als Menschen kritisieren, loben, beschimpfen.

»Die KI ist kalt, wir leben«, schrieb mir ein Kollege im Rahmen unserer internen Diskussion. So ist es. Wir haben ein Gemüt, das sich aus unserem Leben speist, aus unserem Menschsein, und ein erheblicher Teil dieses Gemüts ist die Leidenschaft, mit der wir unserer Arbeit nachgehen. »Ich würde eher kündigen, als die KI für mich schreiben zu lassen«, hat jemand bei unserer Freitagdebatte ausgerufen. Ein anderer schrieb mir: »Ein Großteil von uns ist einmal Journalist geworden, weil wir mit Texten nicht nur unser Auskommen bestreiten wollten, sondern weil wir ohne zu schreiben nicht leben könnten.« Die Leidenschaft von SPIEGEL-Menschen.

Die KI hat kein Gemüt, keine Leidenschaft. Sie kann das vielleicht simulieren, kann uns in allem nachäffen, aber sie kann nichts empfinden. Sie bleibt vornehmlich auf die Berechnung von Wahrscheinlichkeiten beschränkt, also auf Zahlen, Prozentwerte.

Auch Redaktionen haben ein Gemüt. Es setzt sich zusammen aus den Einzelgemütern, aus den Traditionen des Hauses, aus den Gesprächen, die wir miteinander haben, aus den Texten, die wir voneinander lesen, den Podcasts, die wir hören, den Fotos und Videos, die wir betrachten. Es gibt ein SPIEGEL-Gemüt, so wie es ein »Zeit«-Gemüt oder ein »FAZ«-Gemüt gibt. Auch dieses Gesamtgemüt fließt in unsere Texte. Deshalb liest sich der SPIEGEL anders als die »Zeit« oder die »FAZ«. Auch das wird die KI jeweils simulieren können, aber das wäre ein fader Abklatsch, nicht das Original.

Ein Wort, das bei unserer KI-Debatte häufig fällt, ist »Vertrauen«. Die Autobauerfraktion geht davon aus, dass Sie, liebe Leserinnen und Leser, dem SPIEGEL vertrauen, nicht einer Maschine, trotz der Fehler, die wir gemacht haben und machen. Aber Fehler macht auch die Maschine.

Eine Kollegin aus dem Hauptstadtbüro schrieb mir: »Ich bin überzeugt: In Zukunft wird »von Menschen gemacht« ein Distinktionsmerkmal sein. Ecken und Kanten, ein eigener Stil, machen einen Text erst interessant. Autoren, die mit ihrem Namen und ihrem Gesicht für ein Thema stehen, werden eine noch höhere Glaubwürdigkeit besitzen als aktuell schon. Vertrauenswürdige Medienmarken werden Inseln in einem Meer aus KI-generierten Texten und Videos sein.«

Ein Kollege aus den USA schrieb: »Wenn wir die Tür zu KI-generierten Texten öffnen, indem wir nur noch »maßgeblich« vom Menschen schreiben lassen, wird das m. E. das Vertrauen in uns und unseren Journalismus erschüttern.« Auch diese Sätze habe ich gelesen: »KI ist eine hochgradig unpopuläre Technologie, die immer mehr Menschen ablehnen, weil sie die Wahrheit verzerrt.« Ein anderer Kollege weist mich in seiner Mail darauf hin, dass die »Financial Times« eine Studie zitiere, die zeige, dass 70 Prozent der Leser es vorzögen, wenn beim Verfassen von Texten keine KI eingesetzt werde.

Wie sehen Sie das? Was wollen Sie lesen? Von wem wollen Sie etwas lesen, hören oder sehen, von Menschen oder von Maschinen? Wünschen Sie sich ein »Reinheitsgebot«,

wie das ein Kollege in unserer Freitagsdebatte ausdrückte, eine Art Stempel, der garantiert: KI-frei?

Dieser Kollege meinte das kritisch. Er ist ein Protagonist der TÜV-Fraktion und hält ein Reinheitsgebot für falsch. Es sei »nicht zeitgemäß«, hat er angemerkt. Der SPIEGEL solle technologieoffen bleiben, die KI gehöre für viele Menschen zum Alltag, vor allem für junge Menschen. Leser seien weniger an Autoren als an Inhalten interessiert, und die KI könne unsere Inhalte besser machen. »Wir verlieren den Anschluss an das, was möglich ist«, sagte jemand warnend bei unserer Freitagsdebatte.

»Wir sollten kein naives Autorenideal pflegen«, schrieb mir ein Ressortleiter. »Kein Text entsteht im luftleeren Raum. Journalisten arbeiten von jeher mit Quellen, Vorwissen, Archiven, Texten von Kolleginnen und Kollegen. Autoren lassen sich von anderen Autoren anregen.« Warum also nicht von der KI?

Ein weiterer Punkt dieser Gruppe: Ein Verbot der künstlichen Intelligenz ließe sich nicht durchsetzen, weil permanente Kontrolle weder möglich noch wünschenswert sei.

Das sind gute Argumente. Ich habe am Freitag mal der einen, mal der anderen Seite zugeneigt. Am Wochenende danach, das hatte ich versprochen, wollte ich die Frage im Lichte der Debatte entscheiden. Das habe ich gemacht.

»Zeitgemäß« ist ein Wort, das zarter klingt, als es ist. Auch ich bin gern zeitgemäß, möchte auf keinen Fall rückständig sein. Als Chefredakteur wäre das fatal. Wir leben in einer technologiegetriebenen Welt, wir wollen nicht zurückfallen, nicht die Letzten sein, die gemütlich mit der Dampflok fahren. So waren wir nie. Die Chancen des digitalen Journalismus haben wir früh genutzt und mit SPIEGEL ONLINE das erste wirkmächtige Nachrichtenportal des Landes geschaffen.

Die KI jedoch ist eine Technologie, die es einem schwer macht, sie euphorisch anzunehmen. Zwar ist es schön, dass sie dazu beitragen kann, den Krebs zu besiegen. Aber damit lässt sich nicht jeder sogenannte Fortschritt rechtfertigen. Unternehmen wie Google oder OpenAI wollen nicht vorrangig den Krebs besiegen, sie wollen ihren Gewinn maximieren, und sie wollen Macht über Menschen ausüben, deren Gewohnheiten verändern und so optimieren, dass diese Unternehmen noch mehr Geld verdienen und noch mehr Macht haben.

In vielen Geschichten haben wir darüber berichtet, wie gefährlich künstliche Intelligenz sein kann, sollte sie mit bösen Absichten gesteuert werden oder sich eines Tages selbstständig machen und die Menschheit unterjochen, gar auslöschen. Dario Amodi, Chef des KI-Unternehmens Anthropic, schrieb über das Trainieren von künstlicher Intelligenz: »Wir wissen jetzt, dass dies ein Prozess ist, bei dem vieles schiefgehen kann.«

Für die Medien kommt hinzu, dass diese Unternehmen uns Konkurrenz machen mit KI-Texten, für die sie zum Teil unsere Inhalte abgeschöpft haben. So nagen sie an unserer Existenz. Aber das ist für mich kein Grund, die Nutzung von künstlicher Intelligenz abzulehnen. Die Frage ist vielmehr, ob es immer zeitgemäß ist, das Machbare zu machen, alles zu übernehmen, was technologisch möglich ist.

Ist es zeitgemäß, dass Menschen das Denken verlernen, indem sie es der KI überlassen? Das ist ein Trend unserer

Zeit, aber ist er richtig? Sollen wir es für richtig halten, irgendwann zu dumm zum Schreiben zu sein, zu dumm, um in einem möglichen Überlebenskampf gegen die KI zu bestehen?

Sie haben wahrscheinlich längst gemerkt, worauf dieser Text hinausläuft. Wir werden das Wort »maßgeblich« aus unseren Richtlinien streichen. Wir lassen unsere Texte nicht von einer KI schreiben oder umschreiben. Der SPIEGEL soll ein Fest von Menschen für Menschen bleiben, mal wild, mal gediegen, ein Menschenmedium. Das ist Teil unseres Ethos, unserer Identität.

»Not a Robot« ist ein Aufkleber, der auf dem Laptop eines Kollegen aus der Nachrichtenredaktion prangt. Er ist keineswegs technologiefeindlich, im Gegenteil, aber er findet, dass es eine Grenze geben muss. Diese Grenze zu ziehen, ist komplex. Es kann hier meines Erachtens keine radikale Lösung geben, weder Roboter noch Reinheitsgebot. Mir ist zudem bewusst, dass wir nicht im Juni 2026 Regeln für alle Zeiten aufstellen können. Alles fließt, schneller denn je, wir müssen flexibel bleiben und werden weiterhin regelmäßig überprüfen, ob wir die richtigen Regeln haben. Wir müssen vor allem die KI-Nutzung junger Menschen genau beobachten. Änderungen in unseren Regeln machen wir transparent.

Kein Roboter: Wir sind die Autorinnen und Autoren unserer Texte. Wir denken selbst, wir strukturieren selbst, wir schreiben selbst, ob im Team oder allein. Niemand von uns soll das verlernen. Ich habe nichts dagegen, wenn man sich nach dem Schreiben mit einer KI darüber austauscht, ob alle Formulierungen glücklich gewählt sind oder jeder Absatz richtig steht. Wo die Grenzen sind, lässt sich nicht scharf definieren. Aber ich vertraue darauf, dass der Anspruch, Menschenmedium zu sein, eingehalten wird, dass jeder auf die eigene Schöpfungstiefe achtet. Wenn wir Ausnahmen von dieser Regel machen, kennzeichnen wir das.

Kein Reinheitsgebot: Wir werden die KI weiterhin nutzen, werden neugierig bleiben. Sie soll uns helfen, das bestmögliche Menschenmedium zu machen. Die KI kann uns beim Übersetzen fremder Sprachen helfen, bei der Rechtschreibung, als Unterstützung beim Fact-Checking, bei der Recherche im Internet, bei der Auswertung großer Datenmengen, vielleicht irgendwann auch bei Kurzfassungen eigener Texte. Aber wir müssen aufpassen. Gerade die tiefe Recherche zeichnet den SPIEGEL aus, sie ist die Grundlage für unser Bild von der Wirklichkeit, auch von verborgener Wirklichkeit. Die KI kann irren, kann uns täuschen. Deshalb müssen wir alles überprüfen, was sie uns anbietet. Hier sind wir auch TÜV.

Zugleich ist die KI für uns Ansporn, noch mehr auf das zu setzen, was sie nicht kann: zum Recherchieren rausgehen, mit Leuten reden, von Mensch zu Mensch, uns selbst zeigen, zum Beispiel bei Aufzählungen in Videos, und so Vertrauen zu schaffen, über Persönlichkeit. Die KI ist für uns ebenfalls ein Ansporn, uns noch mehr anzustrengen, tiefer zu denken, besser zu schreiben, damit sich SPIEGEL-Texte deutlich abheben von dem, was ringsum mehr und mehr von der KI erstellt wird.

Und dann kommt es auf Sie an, liebe Leserinnen und Leser. Was ist Ihnen unsere Haltung wert, was sind Ihnen unsere Anstrengungen wert? Schreiben Sie mir gern, wie Sie auf dieses Thema blicken. Ob mit oder ohne KI bleibt natürlich Ihnen überlassen. **S**

Dirk Kurbjuweit, Jahrgang 1962, ist seit Mai 2023 Chefredakteur des SPIEGEL.



Lesen Sie den SPIEGEL, solange Sie möchten

Ihr flexibles Vorteilsangebot: Die ersten 52 Ausgaben DER SPIEGEL erhalten Sie für nur 5,60 € pro Ausgabe statt 7,10 €. Inklusive Zugriff auf das digitale Magazin, alle S+-Inhalte auf SPIEGEL.de sowie in der App und vieles mehr.

Sie sparen 21 % und können jederzeit monatlich kündigen.

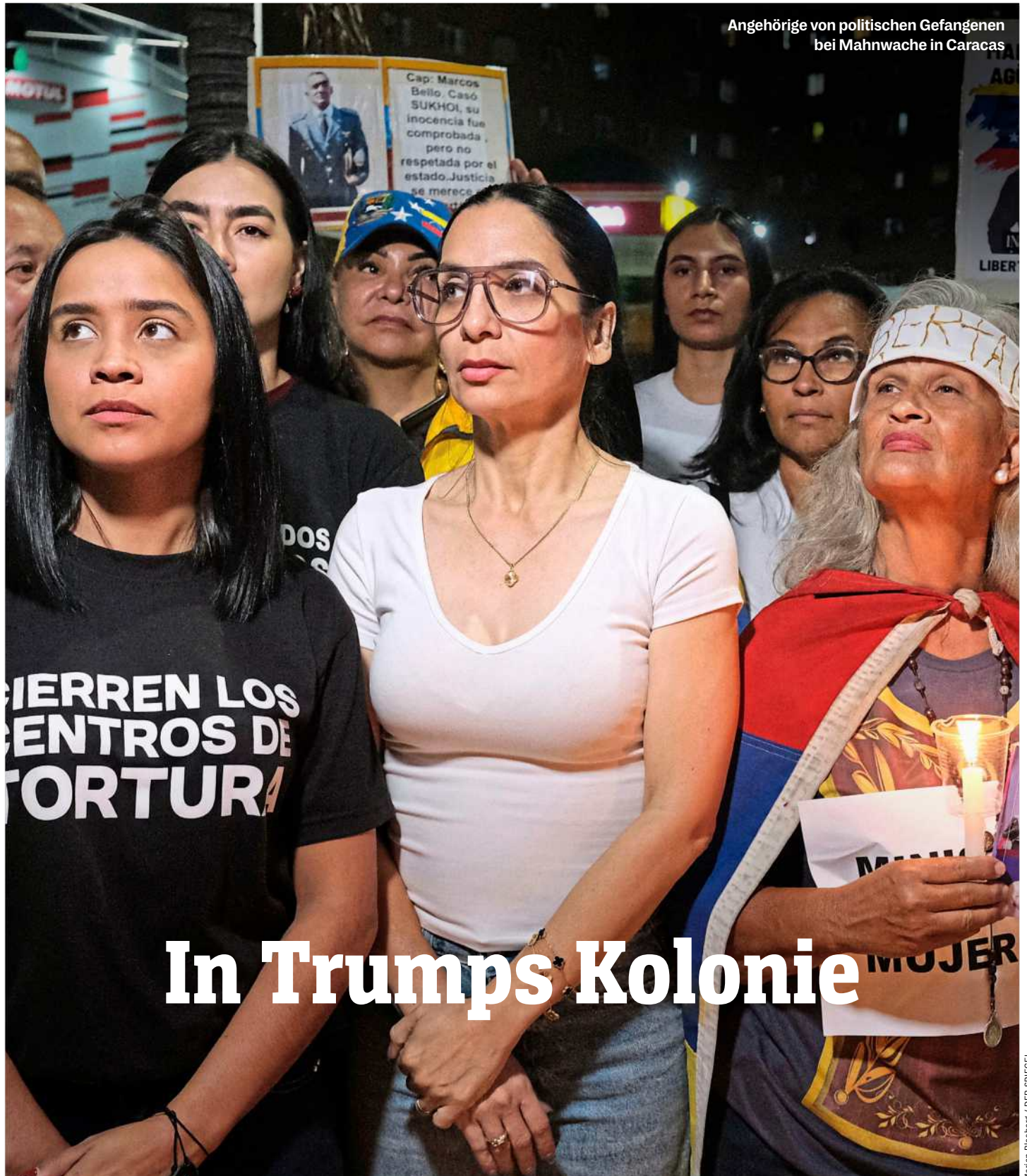


Jetzt bestellen und sparen:
abo.spiegel.de/flex1

oder telefonisch unter 040 3007-2700

AUSLAND

Angehörige von politischen Gefangenen
bei Mahnwache in Caracas



In Trumps Kolonie

Venezuela Nach der Entführung von Diktator Nicolás Maduro erklärte der US-Präsident, er habe das Sagen. Ist das so? Unterwegs in einem Land der Profitjäger und Glücksritter. Von Marian Blasberg

Als ich an einem Morgen im April zum ersten Mal den Fuß in dieses neue Venezuela setzte, brauchte es nur wenige Sekunden, bis ich erschrak. Am Ende der Gangway, die das Flugzeug mit dem Terminal verbindet, stand eine Frau in Uniform und hielt ein Schild mit meinem Namen in die Höhe.

»Mitkommen, bitte«, raunte sie.

Wortlos folgte ich ihr durch ein Labyrinth fensterloser Flure. Aufzüge öffneten sich, Türen, vor denen bewaffnete Wächter standen. Irgendwann, als ich längst die Orientierung verloren hatte, streckte mir die Frau die Hand entgegen.

»Passport, please.«

Während sie verschwand, spürte ich, wie mir der Schweiß den Rücken runterlief. Ich stellte mir vor, wie gleich die Handschellen zuschnappen würden. Ich sah eine Zelle oder, wenn sie gnädig wären, einen Platz im nächsten Flieger. Jedes Mal, wenn ich in den vergangenen Jahren illegal nach Caracas reiste, rauschte mir dieser Albtraum durch den Kopf. Packte mich die Angst, wenn ich als schlecht verkleideter Tourist im Tropenhemd vor einem Migrationsbeamten stand, der mich mit Fragen zu den alten Stempeln quälte. Die Paranoia, dass mein Name auf einer Liste des Geheimdiensts aufluchtet.

Das alte Venezuela erteilte keine Journalistenvisa. Der Diktator Nicolás Maduro wollte keine fremden Blicke. Willkommen waren Ausländer, die er zu Hunderten in seine Folterknäste sperrte, vor allem als Verhandlungsmasse beim Austausch von Gefangenen.

Auch wenn nun zum ersten Mal ein Visum in meinem Pass klebte – es beruhigte mich nicht wirklich. Welchen Wert hat so ein Blatt Papier in einem Land, dessen Behörden über Jahre alles dafür taten, das Vertrauen in sie zu zerstören? Warum sollte ich mich ausgerechnet auf diesen Wisch berufen können, fragte ich mich, als plötzlich ein Kellner vor mir stand. Der Mann wies mir den Weg in einen lichtdurchfluteten Saal, wo er mir ein antikes grünes Ledersofa anbot.

Er lächelte mich an.

»Café, Señor?«

So ging es also los, im VIP-Bereich des Außenministeriums. Als Staatsgast, nicht als Terrorist. Nach all den Jahren war das durch eine Ansage.

Fünf Monate ist es jetzt her, dass amerikanische Elitesoldaten in der Nacht zum 3. Januar in Caracas den Militärkomplex Fuerte Tiuna stürmten, Maduro überwältigten und nach New York ausflogen. Als sie ihn in Handschellen über einen Flur des Metropolitan Detention Centers führten, sah es kurz so aus, als

hätten sie den falschen Mann erwischt. In seinem Jogginganzug wirkte Maduro nicht wie der Drogen- oder Terrorboss, von dem Donald Trump immer gesprochen hatte.

Er wirkte eher wie ein Ladendieb.

»Frohes Neues«, brummte er noch, dann verschwand er in der Zelle, in der er seitdem auf den Beginn seines Prozesses wartet.

Es war ein beispielloser Einsatz. Dass kein einziger Soldat der amerikanischen Entführungsscrew ums Leben kam, nährt in Caracas bis heute Theorien von Verschwörung und Verrat. Vor allem aber war er ein Bruch mit der Vergangenheit. Anders als in Libyen, Afghanistan oder im Irak, wo frühere US-Regierungen mit dem Versuch gescheitert waren, die Demokratie in ein fragiles Umfeld zu exportieren, ging es in Venezuela zunächst darum, auf unblutige Weise die Ordnung zu bewahren.

»Ab jetzt haben wir das Sagen im Land«, erklärte Trump nur Stunden nach Maduros Festnahme. Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, drohte er dessen Stellvertreterin Delcy Rodríguez, die noch am selben Tag die Amtsgeschäfte übernahm, ihr könne Schlimmeres zustoßen, falls sie nicht tue, was er sagt.

Was Trump vorschwebte, war eine Art Besetzung aus dem Homeoffice, eine moderne Kolonie, die amerikanischen Unternehmen nicht nur einen privilegierten Zugang zu den größten Ölreserven der Welt gewährt, sondern auch zu Gold, zu Erzen oder seltenen Erden, die wohl in großen Mengen in venezolanischen Böden liegen.

Der Plan scheint aufzugehen.

Ende Januar brachte Rodríguez ein Gesetz durchs Parlament, das die Ölindustrie

für private Investoren öffnete. Ausländischen Firmen, die bislang nur in Kooperation mit der staatlichen Ölgesellschaft PDVSA produzieren durften, ist es nun gestattet, Förderlizenzen zu beantragen und ihre Ware eigenständig zu vermarkten. Wochen später weichte die Regierung das staatliche Monopol im Bergbausektor auf. Flankiert wurde dies alles durch ein Amnestiegesetz, das nicht nur Hunderte politische Gefangene auf freien Fuß setzte, sondern vor allem eine Botschaft senden sollte:

Investoren, habt Vertrauen!

Wir sind wieder ein Rechtsstaat.

Kommt zurück und baut Paläste auf den Ruinen unserer Revolution.

Was mir nach meiner Ankunft auffällt: Niemand spricht mehr von Maduro. Während die Plakate entlang der Highways, die seine Rückkehr fordern, verblassen, kreisen die Gespräche jetzt um Airlines, die ihre Verbindungen reaktivieren, um Bohrplattformen, Minen oder um die Jahresbeiträge der Golfclubs, die anziehen, weil die großen Deals zwischen den Löchern auf dem Grün verhandelt werden.

Fritz Breisacher, der einen Energiefonds managt, sagt mir auf einer Clubterrasse, er bekomme gerade Anrufe aus aller Welt. Die Frage sei immer dieselbe: ob es stimme, dass Venezuela jetzt durch die Decke gehe?

CEOs, Profitjäger und Glücksritter, die glauben, dass in näherer Zukunft kein anderes Land mit solchen Margen wächst, eilen dieser Tage nach Caracas. Zum ersten Mal seit Jahren sind die Businesshotels ausgebucht. Wer kann, steigt im JW Marriott ab, auf dessen oberster Etage sich die Washingtoner Diplomaten eingerichtet haben, weil ihre Botschaft nach Jahren des Verfalls noch renoviert wird. Dieser von GIs bewachte Kasten ist jetzt der Ort, an dem die Zukunft entworfen wird.

Was für ein Land soll Venezuela künftig sein? Wer trifft die Entscheidungen? Wie viel ist der Revolver an ihrer Schläfe und wie viel eigene Überzeugung, wenn Rodríguez bei ihren Auftritten von einer historischen Chance spricht, ihre tief gesplante Gesellschaft zu versöhnen?

Was ist das Ziel?

Die Rückkehr zur Demokratie? Das endgültige Ende des von Hugo Chávez' ausgehenden Sozialismus des 21. Jahrhunderts, vor dem in den letzten Jahren fast acht Millionen Menschen flohen? Oder macht das Regime nur einen Schritt zurück, wie mir Maduros Sohn während meiner Spurensuche ein wenig kryptisch sagt, um danach zum Sprung nach vorn anzusetzen? Sicher sagen

US-Beamte, Ex-Machthaber Maduro (2. v. l.) in New York im Januar: Wie ein Ladendieb



XNY / Star Wix / iPx / AP

lässt sich nur: Die Lage ist komplex. Das Alte ist noch da, aber es ist nicht mehr dasselbe.

Das erste Mal, dass ich den Namen Delcy Rodríguez in einen Notizblock schrieb, war vor etwa vier Jahren. Damals erzählte mir Alfredo Cohen in seinem Büro von ihr. Cohen, dessen Familie in den Sechzigerjahren mit dem Bau von Wohntürmen reich geworden ist, gehörte zu einem kleinen Teil der alten Elite, die sich von Chávez nicht vertreiben ließ. Als ich ihn besuchte, plante er gerade die Eröffnung einer Shoppingmall.

Kurz vor der Fertigstellung hatte Chávez das Gebäude 2010 konfisziert. Er wollte eine Universität darin eröffnen. 2022 gab Maduro Cohen den leer stehenden Bau zurück. Das Regime, dem die amerikanischen Sanktionen zunehmend die Luft abschnürten, hoffte, durch die Rückgabe enteigneten Besitzes die Privatwirtschaft zu stimulieren. Der Kopf hinter dieser Initiative: Rodríguez, die neben ihrer Rolle als Maduros Stellvertreterin auch Ministerin für Wirtschaft und Finanzen war.

Sie war Maduros Managerin, die im Hintergrund die Fäden zog.

Cohen sagte, sie gehöre zu einer neuen Generation von Chavistas, mit der man reden könne. Heute beschreiben sie viele als Neoliberale im roten Hemd. Rodríguez, die Tochter eines Kommunisten, der in der Haft zu Tode kam, hat in Paris studiert. Im Gegensatz zu Maduro spricht sie fließend Englisch. In Caracas erzählt man sich, dass es Ali Moshiri war, der frühere Lateinamerikachef des Ölkonzerns Chevron, der Trump empfohlen habe, nach einem Sturz Maduros an Rodríguez festzuhalten. Sein Argument: Anders als die konservative Friedensnobelpreisträgerin María Corina Machado, habe Rodríguez die Sicherheitskräfte auf ihrer Seite. Nur sie sei in der Lage, ein Abgleiten in Chaos und Gewalt zu verhindern.

Wochen bevor Trump Rodríguez von seiner Sanktionsliste strich, lobte er sie als »fantastische Person«.

Am Vorabend des 1. Mai sehe ich sie erstmals live. Rodríguez betritt in einem engen blauen Trikot des Baseballhelden Ronald Acuña eine Bühne, die mitten auf der Stadt-autobahn steht. Vor ihr warten Hunderte in rote Overalls gekleidete Ölarbeiter, die wie immer bei solchen Anlässen in Bussen der Gewerkschaft angekart wurden. Anders als Maduro, der gern ausschweifte, hält Rodríguez ihren Vortrag kurz. Sie grüßt die amerikanischen Diplomaten, dann fallen nach und nach die neuen Zauberworte: Wiedergeburt, Stabilisierung, Rekordwachstum.

Dialog. Versöhnung.

Einmal wendet sie sich an die Opposition und ruft: »Wir haben ein gemeinsames Interesse: Venezuela.«

Ein paar Sätze später wechselt sie die Perspektive und kündigt an, nach Jahren den

Mindestlohn zu erhöhen. »240 Dollar«, ruft Rodríguez in den Jubel der Claqueure. Dann schiebt sie hinterher: »Venezuela vuelala libre!« Venezuela werde fliegen, frei und ohne Druck von außen. Ohne das Verbrechen der Sanktionen. Es ist der Slogan, den die Maler des Regimes jetzt an die Fassaden pinseln.

Es klingt, als säßen im Orchestergraben zwei Souffleure, die Rodríguez gleichzeitig aus zwei verschiedenen Skripten zuflüstern. Sie sagt die Dinge, die Trump hören will, und dann spricht sie Worte, die die Seele ihrer eigenen Leute wärmen. Immer wieder bricht ihr dabei die Stimme weg, sie überdreht ins Schrilte, als würde sie noch fremdeln mit dem Rampenlicht und ihrer neuen Rolle als Antimperialistin von Trumps Gnaden.

Wichtiger aber als was Rodríguez sagt, ist, was sie nicht sagt. Wenn sie die Opposition zum Dialog aufruft, zählt sie alle größeren Parteien auf. Nur Vente ist nicht darunter, Machados Organisation, die sie als Terrorgruppe sieht. Wichtiger als die Leute, die auf der Bühne stehen, sind die Lücken. 13 Minister hat Rodríguez seit Januar entlassen, darunter Männer wie den General Vladimir Padrino, den sie aus dem Verteidigungs- ins Landwirtschaftsressort abschob.

Ernesto Villegas, der als Kulturminister fast ein Jahrzehnt lang an Maduros Kabinettsitz saß, schickte sie als Botschafter zur Unesco nach Paris. Dem Industrie-minister Alex Saab, dem vorgeworfen wird, über undurchsichtige Verträge mit der PDVSA Milliarden Dollar auf private Konten abgezweigt zu haben, dankte sie für seinen »Dienst am Vaterland«, bevor sie ihn nach Washington auslieferte.

Auf die Posten der alten Hardliner beorderte sie jüngere, moderatere Chavistas, die zu ihrer eigenen Gefolgschaft zählen. Die symbolkräftigste dieser Rochaden dürfte Oliver Blanco sein, ein Mittdreißiger, der sich bis vor Kurzem noch um den Social-Media-Auftritt

einer Oppositionspartei kümmerte. Heute koordiniert er im Außenministerium die Beziehungen zu Nordamerika und Europa.

Um Missverständnisse auszuräumen, stellte Blanco am Tag seiner Ernennung auf Instagram klar, dass er keiner Regierungspartei angehöre. Er nehme diese Stelle an, »um Räume zu öffnen für eine andere Vision Venezuelas«. Bis dahin hatte sein Kanal ein halbes Dutzend Einträge: Man sah ihn beim Studentenaustausch oder nach dem Abschluss seines Studiums der Internationalen Beziehungen. Heute postet er im engen Takt seiner Agenda, Vertragsabschlüsse, Dienstreisen, die Ankunft des ersten American-Airlines-Fluges seit sieben Jahren, die er im VIP-Bereich des Flughafens als Anbruch einer neuen Epoche bezeichnete.

Es war Blanco, der mein Visum genehmigt hatte. Er ist jetzt der Mann, der Diplomaten, Geschäftsleuten und Journalisten die Türen zum Regime aufschließt. Alle sagen: Blanco ist das neue Venezuela! Mit ihm musst du reden. Also schickte ich ihm vorab einen Brief, in dem ich um ein Treffen bat, als Zeichen, dass sich sein Land nicht nur wirtschaftlich, sondern in einem umfassenderen Sinne öffne. Drei Wochen später kam über WhatsApp eine Antwort.

»Sorry, komme erst jetzt dazu.

Natürlich können wir uns treffen.«

Wenn ich ihn nach einem Datum fragte, verstummte er. Tage später schickte er ein »Hi!«, aber sobald es darum ging, einen Termin zu finden, tauchte er wieder ab. Irgendwann wollte er wissen, ob es auch ein Hintergrundgespräch sein könnte. Es schien, als wäre er unsicher. Als hätte er Angst, die falschen Antworten zu geben oder sich für Angelegenheiten rechtfertigen zu müssen, die nicht seine sind.

Am Ende hielt er Wort.

An einem Morgen Anfang Mai läuft Blanco über den Platz vor der Casa Amarilla, einem Kolonialbau, an dessen Wänden goldgerahmte Porträts aus dem 19. Jahrhundert hängen. Es ist der Ort, wo das Außenministerium normalerweise Staatsgäste empfängt, aber dann schien ihm das Hipstercafé gegenüber angemessener. Blanco lächelt schüchtern, als er im Businessanzug an einen der Stehtische tritt.

»Interview also?«, fragt er.

Interview also.

Wie muss man sich das vorstellen, dass Trump in Caracas die Geschäfte führt?

»Es gibt zwischen unseren Ländern eine Agenda gemeinsamer Interessen. Die Basis unserer Zusammenarbeit sind Dialog und gegenseitiger Respekt.«

Wann wird es Wahlen geben?

»Irgendwann. Derzeit ist unsere Priorität, wirtschaftliche und institutionelle Bedingungen für einen politischen Prozess zu schaffen.«

Die Regierung, für die Sie arbeiten: Ist die noch links? Oder schon rechts?

Blanco überlegt, bevor er antwortet.

»Ich würde sagen, sie ist darauf fokussiert, pragmatische Lösungen zu finden.«

Interimspräsidentin Rodríguez:

Das Alte ist noch da, aber nicht mehr dasselbe



Jesus Vargas / Getty Images

So geht es einen Kaffee lang. Es ist ein Abtasten. Es führt nicht wirklich irgendwohin, aber die Vibes sind freundlicher als früher.

Der Plan, mit dem Trumps Außenminister Marco Rubio in den Tagen nach Maduros Festnahme die Zukunft Venezuelas skizzierte, besteht aus drei Phasen. In Phase eins geht es um die von Blanco angesprochene wirtschaftliche Stabilisierung. Um Wachstum zu erzeugen, hat Washington inzwischen einige Sanktionen gelockert. Konzerne, die in Venezuela investieren wollen, können in den USA eine Lizenz beantragen. Hinzu kommt, dass die PDVSA ihr Öl nicht mehr mit einer Schwarzmarktflotte über die Meere transportieren muss, sondern unter Auflagen legal verkaufen darf.

Durch diese Rückkehr auf den Weltmarkt erhoffen sich die Amerikaner, dass in Phase zwei die rechtsstaatlichen Institutionen wieder auferstehen, was die Grundlage für Phase drei wäre, die Ansetzung von freien Wahlen.

Der stärkste Hebel, den Trump besitzt, um Rodríguez diese Roadmap aufzuzwingen, findet sich im Kleingedruckten des Sanktionsregimes. Alle Einnahmen, die PDVSA generiert, sei es allein oder im Joint Venture mit ausländischen Firmen, wandern auf ein Treuhandkonto im Washingtoner Amt zur Kontrolle von Auslandsvermögen, das darüber entscheidet, wie viel an die Zentralbank in Caracas überwiesen wird.

Diese Auflage, die offiziell mit dem Kampf gegen Korruption begründet wird, macht Rodríguez zur Bittstellerin. Jeden Monat muss sie neu begründen, wie viel sie braucht, um die Rechnungen ihrer Regierung zu bezahlen. Aber nicht nur Trump hat Hebel.

Natürlich weiß Rodríguez, dass auch Trump sie braucht. Deshalb kann sie seinen Leuten sagen, dass ein Oppositioneller als Zentralbankchef ebenso wenig vermittelbar wäre wie einer als Generalstaatsanwalt. Oder sie kann mehr Geld fordern, um die Mindestlöhne zu erhöhen. Mal droht sie mit dem Verlust ihrer Basis. Mal damit, den Rückhalt innerhalb ihres Regimes zu verlieren.

Was sie gewinnt, ist Zeit, um ihre Macht zu konsolidieren.

Andererseits dürfte sie ahnen, dass sie dem lauter werdenden Ruf nach Wahlen irgendwann nicht mehr entkommen kann. Auch wenn es bislang kein Datum gibt, Rodríguez hat den Wahlkampf bereits aufgenommen. Ihr Auftritt am Vorabend des 1. Mai war der Abschluss einer mehrwöchigen Tour, bei der sie auf Tuchfühlung zu einem Volk ging, das ihr in Umfragen zu rund drei Vierteln misstraut. Wenn sie eine Chance haben will, heißt das, muss sie nicht nur ihre Stimme finden.

Im Grunde braucht sie ein Wunder.

Deshalb jetzt dieses Tempo.

In den Tagen meines Aufenthalts unterschrieb Rodríguez Verträge mit den Ölkonzernen Eni und Repsol. An Bord des American-Airlines-Fluges waren Manager der



José Rotolo

Mitarbeiter Blasberg bei Kundgebung, Auftragsmaler in Caracas: »Venezuela wird fliegen«



Marian Blasberg / DER SPIEGEL

Hunt Overseas Energiegesellschaft, die eine Absichtserklärung unterzeichneten, zwei Milliarden Dollar in die Förderung von Rohöl und Natargas im Orinoco-Delta zu investieren. Fritz Breisacher, hinter dessen Fonds der pensionierte Chevron-Chef Moshiri steht, sagte mir am Rand des Golfplatzgrüns, bei ihnen gehe es um ähnliche Beträge.

Wichtig sei jetzt, schnell zu sein. Von den rund 5500 venezolanischen Bohrlöchern seien 5450 derart abgewrackt, dass es Jahre dauern würde, bis sie Rendite abwerfen.

Auch die Deutschen bringen ihre Lobbyisten jetzt in Stellung.

Früh um acht streifen Mark Heinzl und Ingo Kramer um das Frühstücksbuffet des Renaissance-Hotels. Heinzl, Lateinamerikachef der Deutschen Industrie- und Handelskammer, und der frühere Arbeitgeberpräsident Kramer, der heute die Lateinamerikainitiative der Deutschen Wirtschaft leitet, sagen, sie schnupperten jetzt mal rein.

Zwei Tage lang haben sie Termine. Innenministerium, Handelskammer, Blanco. Gestern Abend waren sie bei einem Dinner in der Wohnung eines europäischen Diplomaten. Vor dem Essen standen sie mit einem Prosecco auf dem Balkon, während unten im Tal die Lichter angingen.

»Vier Monate – und schon so viel passiert«, sagte einer der Gäste.

»Man muss sich das mal vorstellen«, sagte ein anderer. »Da kommen die mit ihren Hubschraubern und holen den Merz aus seinem Haus im Sauerland.«

»Und bringen ihn nach Rammstein.«

»In seinen Adiletten.«

Wenn ich Heinzl und Kramer beim Frühstück frage, was es für die deutsche Wirtschaft in Venezuela zu tun gebe, sprudeln die Ideen.

»Ich seh Potenzial im Bauwesen«, sagt Heinzl. »Stromversorgung. Engineering.«

»Medizintechnik«, sagt Kramer.

»Anlagen«, meint Heinzl. »Da sind ja überall deutsche Komponenten drin.«

»Die Frage ist eher«, sagt Kramer, »in welchem Sektor gerade kein dringender Modernisierungsbedarf besteht.«

Aber die beiden haben Zweifel.

Die letzten 20 Jahre, sagen sie, hätten Vertrauen zerstört, das jetzt wieder zurückgewonnen werden müsse. Vertrauen in den wirtschaftlichen Aufschwung. Aber auch Vertrauen in eine Regierung, »die dir nicht die ganze Zeit auf deine Server guckt«. Die ihre Rechnungen bezahlt. Die Schlüsselfrage, glauben beide, sei die Rückkehr zur Demokratie. Zu gesichert rechtsstaatlichen Verfahren. Vielleicht kann man es so sagen: Während die Amerikaner bereits die Boutique plündern, machen die Deutschen erst mal Windowshopping.

Einheit, das ist ein anderes neues Zauberwort, aber am 1. Mai ist Caracas eine geteilte Stadt. Die gleichen Ölarbeiter, die Rodríguez gestern auf dem Highway zujubelten, stehen heute vor einer Bühne unweit der Casa Amarilla. Wenige Blocks entfernt hat sich eine Protestgruppe der Opposition versammelt. Dazwischen: Hundertschaften der Polizei, die mit vorgehaltenen Visieren Wälle in die totenstillen Straßen ziehen.

Auf der einen Seite feiern sie die Erhöhung des Mindestlohns. Auf der anderen tragen sie T-Shirts mit der Aufschrift: Ohne Löhne keine Zukunft.

»Schluss mit der Ausbeutung« steht auf einem Banner, das auf dem Asphalt liegt. Davon wandert ein Megafon von Hand zu Hand. Die Redner, die es halten, beschreiben eine Wirklichkeit, die man im Bildernebel der Regierung leicht übersieht. Sie klagen über eine Stadt, in der Familien nicht 240 Dollar brauchen, um über die Runden zu kommen, sondern mindestens 600, berichten aus Schulen, in denen die Anzahl unterernährter Kinder



Angehörige Baduel, Protestcamp vor Gefängnis Rodeo I: Immer noch ein Willkürstaat

steige, oder aus Krankenhäusern, in denen Menschen stürben, weil der Strom ausfällt, und immer wieder fordern sie, was auch auf ihren Pappschildern und Mützen steht:

Phase drei! Wahlen jetzt!

Und dieses Mal ohne Betrug.

Das hat es lange nicht gegeben.

2024, nach der gestohlenen Präsidentschaftswahl, hatte Maduros Sicherheitsapparat die aufkeimenden Proteste mit systematischer Gewalt erschlagen. Tausende Menschen wurden festgenommen, der Widerstand verstummte. Regimegegner verordneten sich Ausgangssperren. Andere löschten ihre Social-Media-Profile, aus Angst, ein Nachbar könnte sie denunzieren. Selbst am 3. Januar, als sie glaubten, der Spuk wäre vorbei, blieben sie zu Hause.

Keine Feiern. Keine Böller.

Jetzt aber tauchen sie langsam wieder auf. Fast täglich gibt es irgendwo in der Stadt kleine, von Rodríguez tolerierte Kundgebungen, bei denen Lehrer protestieren, Ärzte oder die Angehörigen politischer Gefangener. Andreína Baduel, die am 1. Mai auf einem Transparent die Freilassung ihres Bruders Josnars forderte, begegnete ich bei einer Mahnwache am Fuß des Helicoide, einer Festung, die als berüchtigtster Folterknast Venezuelas gilt. Seit Januar treffen sich dort jeden Abend die Mütter, Brüder oder Tanten derer, die durchs Raster des Amnestiegesetzes fielen, trinken Kaffee, zünden Kerzen an.

Andreína, eine rundliche Frau Anfang vierzig, ist fast immer da. An diesem Abend sitzt sie auf dem Mäuerchen, pumpt Plastikbälle auf und erzählt von der Hoffnung, mit der sie hergekommen war, als Rodríguez im Januar die Freilassung der Häftlinge ankündigte.

Aber Andreína wartete.

Und wartete.

Und wartete, bis sie ein Dokument in Händen hielt, auf dem in knappen Worten

stand, dass ihr Bruder nicht unter das Amnestiegesetz falle. Antrag abgelehnt. »Sie haben es nicht mal begründet.«

Die Häftlinge, die weiter festgehalten werden, sitzen wie Josnars inzwischen mehrheitlich in einem Knast namens Rodeo I. Sie wurden verlegt, nachdem Rodríguez angekündigt hatte, aus dem Helicoide eine Mall zu machen. Andreínas Gruppe blieb. Ihre Präsenz, sagt sie, erinnere daran, dass sich das Karma dieses Ortes nicht durch eine Renovierung reinwaschen lasse.

Als sie die Bälle aufgepumpt hat, stellen sich ihre Leute auf und werfen sie sich zu. Der Werfer ruft dabei den Namen einer Institution, der Fänger ruft, wie es dort zugeht.

»Ministerium für Haftanstalten!«

»Ich bin nicht zuständig.«

»Berufungsgericht.«

»Nicht befugt, Auskunft zu erteilen.«

So geht es immer weiter. Sie werden getröstet, hingehalten, abgewimmelt. Es ist eine Metapher für einen Willkürstaat, in dem Menschen wie Josnars einfach verschwinden.

Ein paar Tage später begegne ich vor Andreínas Haus dem alten Venezuela. Als ich sie abhole, um sie zum Gefängnis zu begleiten, parkt vor ihrer Tür ein weißer Pick-up des Geheimdiensts. »Meine Schatten«, sagt sie und schlüpft auf die Rückbank. »Ein Baduel zu sein, ist kein Verbrechen« steht auf ihrem T-Shirt.

In Caracas kennt jeder ihre Familie.

Ihr Vater, Raúl Baduel, war ein enger Freund von Chávez, General, gleiche Fallschirmjäger-Einheit. Später kommandierte er als Verteidigungsminister die Armee, aber ihre Waffenbrüderschaft zerbrach, als Chávez sich per Referendum die Erlaubnis holen wollte, sich unbegrenzt zur Wiederwahl stellen zu dürfen. Baduel sah dies als Angriff auf die Demokratie. Er trat von seinem Amt zurück, was Chávez ihm nie verzieh.

2009 ließ er ihren Vater einsperren.

Zwölf Jahre später starb er im Helicoide. Covid, hieß es, aber Andreína glaubt, es waren die Folgen jahrelanger Folter. In dieser Nacht, sagt sie, habe er in den Armen ihres Bruders gelegen, der kurz zuvor verhaftet worden war, angeblich weil er mit einer Gruppe von Verschwörern einen Putsch gegen Maduro geplant hatte.

»Alles Lüge«, sagt Andreína. »Es gibt keinen einzigen Beweis. Er sitzt nur wegen seines Namens.«

Seit zwei Jahren, sagt sie, habe sie ihn nicht umarmt.

Wenn sie ihn besucht, haben sie 15 Minuten. Josnars hockt dann hinter einer Scheibe, in der Hand einen Hörer, durch den er ihr von den Elektroschocks erzählt, die sie durch seine Genitalien jagten, von den Plastiktüten, die sie so eng um seinen Kopf zurrten, dass er zu ersticken glaubte. In ihrem Rucksack hat Andreína Medizin dabei. Schmerztabletten für den Rücken, weil er auf einer Pritsche aus Zement schläft. Etwas für die Atemwege, weil sein Klo ein dampfendes Loch im Zellenboden ist. Ein Durchfallmittel, weil niemand das Essen desinfiziert.

Insgesamt, schätzt die Organisation Foro Penal, gibt es in Venezuela immer noch rund 380 politische Gefangene. Die Frage ist: Wie lange müssen diese Leute sich gedulden? Wie ernst ist es Rodríguez, die Fehler der Vergangenheit zu korrigieren, Exzesse und Verbrechen aufzuarbeiten, an denen sie als Vizepräsidentin nicht unbeteiligt war?

Oder anders: Ist diese selektive Amnestie nur ein Ventil, das jetzt gelockert wird, um aus dem Kessel etwas Druck zu lassen? Viele glauben, das Schicksal von Menschen wie Josnars Baduel werde künftig ein Maßstab dafür sein, wie rechtsstaatlich das neue Venezuela ist. Was aus ihnen wird, entscheidet mit darüber, ob Firmen den Mut aufbringen, in Venezuela zu investieren.

Andreína sagt, sie hoffe, dass die politischen Gefangenen zu Trumps Prioritäten zählen. Sicher aber ist sie nicht. Umso wichtiger sei deshalb, immer wieder an sie zu erinnern, damit das Märchen der Regierung nicht verfange, wonach Venezuela inzwischen wieder ein normales Land sei. Rodríguez' Bruder Jorge, der Präsident der Nationalversammlung, wandte sich kürzlich an die Exilanten. Verzeiht und kommt nach Hause, rief er ihnen übers Fernsehen zu.

Als wäre nichts geschehen.

Als würde nichts geschehen.

An dem Abend, als ich auf dem Mäuerchen am Helicoide saß, sprach ich auch mit einem Mann, der irgendwann sein Telefon aus der Tasche zog. Er öffnete eine Datei, und in der Dunkelheit leuchteten Zahlen auf, die das Denken eines Volkes sichtbar machten, für das sich seit Langem niemand interessiert.

»Ginge es nach uns«, sagte der Mann, »wäre die Sache klar.«

Wie entwickelt sich das Land unter Rodríguez, fragte ein Umfrageinstitut vor wenigen Wochen.

78 Prozent: Schlecht.

6 Prozent: Gut.

Wenn morgen Wahlen wären, wen würden Sie wählen?

76 Prozent: María Corina Machado.

4 Prozent: Delcy Rodríguez.

74 Prozent sprachen sich dafür aus, dass Machado nach Venezuela zurückkehren sollte. 22 Prozent sagten: Noch in diesem Jahr. 60 Prozent: Sofort.

Sie selbst sagte: Ich komme bald.

Wenn das so einfach wäre.

Nach Monaten im Untergrund war Machado im Dezember ausgereist, um in Oslo ihren Nobelpreis zu erhalten. Sollte sie zurückkehren, hat Rodríguez angekündigt, würde sie verhaftet. Machado, der unter anderem vorgeworfen wird, auf eine militärische Intervention der USA gedrängt zu haben, gilt im Land als justizflüchtige Terroristin. Zurzeit, hört man, sei sie in Washington. Als sie im Januar dort war, hatte sie Trump im Oval Office die Medaille ihres Preises geschenkt. Trump bedankte sich, dann ignorierte er sie wieder. Jetzt, heißt es, versuche sie, ihm klarzumachen, dass sie nichts anders machen würde als Rodríguez, nur auf legale Weise, mit dem Vertrauen ihres Volks.

»Trump's Leute sollten Druck auf Delcy ausüben, um eine sichere Einreise zu garantieren. Eine andere Sprache versteht sie nicht«, sagt Henry Alviárez, Machados Statthalter in Caracas, in seinem Büro. Er beugt sich etwas vor. »Andererseits: Sie könnte es auch so riskieren. Der Preis, sie festzunehmen, wäre hoch, und Delcys Wort muss man nicht trauen. Es hieß ja auch immer, sie rede nicht mit dem Imperium.«

Alviárez, ein leise sprechender Jurist, sitzt in ihrer Parteizentrale, die im gleichen Villenviertel liegt, in dem Rodríguez lebt. Als er vor ein paar Jahren aus Barquisimeto nach Caracas zog, um Machado beim Aufbau ihrer Bewegung zu helfen, war sie gerade hier eingezogen. Im Frühjahr 2024 koordinierte er aus diesen Räumen ihren Wahlkampf, aber die Sache endete abrupt. Erst verbot der Nationale Wahlrat Machados Kandidatur. Tage später stand die Polizei vor seiner Tür.

Haftbefehl. Helicoide.

»Ich war Anwalt und kurzzeitig auch Richter. Diese Perspektive auf unser Justizsystem fehlte mir noch«, sagt er.

Trotzdem will er sich nicht beschweren. Auch wenn sie seine Wohnung plünderten, die Computer und sein Auto mitnahmen, auch wenn er weder seine Akten einsehen noch einen privaten Anwalt sehen durfte – andere, sagt Alviárez, hätten sie schlechter behandelt. Ende Januar, zwei Jahre später,

blinzelte er so plötzlich, wie ihn dieses Loch verschluckt hatte, wieder ins Licht.

»Amnestiegesetz«, murmelt er.

Jetzt wühlt er sich zurück ins Leben. Vor zwei Wochen hat er mit ein paar Freunden das Parteibüro zurückerobert. Sicherheitskräfte hatten die Räume nach der Wahl verwüstet. 300 Parteigenossen, sagt Alviárez, saßen hinter Gittern, mehr als 1000 gingen ins Exil, der Rest duckte sich in ein Versteck.

In seinem Handy hat er Fotos von dem Tag, an dem sie das Tor aufbrachen, die Wände strichen, neue Scheiben einsetzten. Dann deutet er auf seine Uhr. Alviárez muss zum Gericht. Jeden Monat muss er dort seinen Pass vorzeigen. Bewährungsaufgabe.

»Die Lage ist nicht gut, aber sie könnte schlechter sein«, sagt er, während er den Wagen durch verstopfte Straßen steuert, die manche jetzt als Zeichen eines Aufschwungs deuten. »Nach dem 3. Januar gab es die Erwartung, dass sich sofort was ändert, aber dann kam Rubio mit seinen drei Phasen. Wir brauchen noch etwas Geduld.«

Wann wird gewählt?

»Noch dieses Jahr.«

Alviárez räuspert sich.

»Sagen wir so: Wenn es den politischen Willen gäbe und eine Exitstrategie, die Straffreiheit für begangene Verbrechen zusichert, wäre es möglich.«

Phase drei. Noch dieses Jahr. Eine Wahl ohne María Corina wäre weder frei noch fair. Immer wieder fallen in den Gesprächen mit Vertretern der Opposition Sätze wie diese. Als klammerten sie sich an die nächste Illusion. Über die Jahre, sagen sie, hätten sie alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Sie waren auf der Straße; haben Wahlen boykottiert, Wahlen gewonnen. Beim letzten Mal, als der Rentner Edmundo González Machado vertrat, belegten sie durch die Veröffentlichung unzähliger Urnenausdrucke sogar, dass Maduro die Wahl gestohlen hatte.

Oppositionelle Machado in Panama City:

76 Prozent würden sie wählen



Enea Lebrun / REUTERS

Als auch dies nicht weiterhalf, fanden sie in Trump einen Vollstrecker, der keine Bedenken hatte, diesen Mann, der sich mit illegalen Mitteln an der Macht hielt, mit illegalen Mitteln davon zu entfernen. Es ging nicht mehr um Moral, nur noch um das Ziel, und nie schien es so nah zu sein wie an diesem 3. Januar.

Was Machado fehlte, war ein allerletzter Schritt. Ein Rückflug nach Caracas. Ein Empfang im VIP-Bereich. Eine Wahl, die unverlierbar schien. Heute, kein halbes Jahr später, wirkt sie wie eine tragische Figur, deren Schicksal in den falschen Händen liegt.

Niemand weiß, was Trumps Pläne sind, aber in Caracas glaubt kaum jemand, dass Machado darin eine Rolle spielt. Mag sein, dass es ums Öl geht, um Business-Opportunitäten für seine Wahlkampfspender oder die Vertreibung der mit Maduro verbündeten Chinesen aus seinem Hinterhof. Warum aber sollte ausgerechnet Trump, der die Demokratie in seinem eigenen Land zerstört, ein Interesse daran haben, sie in Venezuela wieder aufzubauen?

Vielleicht ist es kein Wunder, dass ihn Machado nicht überzeugt. Er tickt ja selbst viel eher wie Rodríguez.

Während meiner Tage in Caracas habe ich von Oppositionellen kein schlechtes Wort über Trump gehört. Bei vielen war es Dankbarkeit, bei anderen das Wissen, ihn zu brauchen. Besser also, sagen manche, Machado bliebe erst mal, wo sie ist, um ihn nicht zu provozieren. Auf ein paar Monate komme es nicht an. Andere schlagen vor, zu warten, bis Machado in der Gunst des Volks sinkt. Dann könnte man einen Kandidaten finden, dem sowohl die Bürger als auch Trump vertrauen.

Es ist wieder wie früher.

Die Parteien der Opposition streiten, während die Regierung Zeit gewinnt. Alles anders machen, damit alles so bleibt, wie es ist – das war ihr Kalkül. »Es funktioniert für alle, nur nicht für Machado«, sagt der Investor Breisacher, der Rodríguez sogar zutraut, am Ende vielleicht nicht mehr völlig chancenlos in eine Wahl zu gehen.

Was aber, wenn er sich täuscht? Wenn Rodríguez befürchten müsste, verklagt zu werden für die Verbrechen des Regimes? Kommt dann das alte Venezuela wieder? Die Repression? Wäre es das Ende von Blancos Visapolitik?

Als ich nach zehn Tagen am Gate saß, dachte ich an Andreína, die von ihrem Bruder hörte, dass sich die Aufseher jetzt ein Vergnügen daraus machten, die Häftlinge nackt aufzureihen. Ich dachte an Heinzl und Kramer, die beiden Lobbyisten, die daran erinnerten, dass auch das Nachkriegsdeutschland mit einem Marshallplan begann. Und ich dachte an Henry Alviárez. Auch wenn das Ausweisen nur eine Formalität sei, sagte er, bevor er im Gericht verschwand – es mache ihm noch immer Angst. **S**



Darren Staples / AFP

Frecher Junge aus Manchester

Großbritannien Keir Starmer's instinktlöse Politik hat die Labour-Partei in eine schwere Krise geführt. Sein möglicher Nachfolger Andy Burnham hat gezeigt, dass er gegen Rechtspopulisten gewinnen kann.

Den vielleicht besten politischen Nachruf auf Keir Starmer hat in diesen Tagen der »New Statesman« veröffentlicht. Er versucht gar nicht erst, Starmer's Scheitern als Premierminister anhand von Programmen, Mehrheiten oder Umfragen zu erklären, sondern steigt mit einer Szene ein, die man so schnell nicht vergisst.

Ein Mann ist zu einer Party eingeladen. Er steht vor der Haustür, korrekt und geradezu rührend seriös angezogen: Dinnerjacket, Fliege, die Schuhe glänzen, in der Hand eine Flasche Wein. Er klingelt, die Tür geht auf. Erst als er eintritt, merkt er, dass hier kein Abendessen stattfindet, sondern eine Orgie. Alle anderen sind nackt.

So ist es Starmer in den vergangenen zwei Jahren häufig ergangen. Er hat die Politik mit ihren Ritualen wohl nie richtig durchdrungen: persönliche Beziehungen, der Hang zum Verrat, Übertreibungen, Inszenierungen, Instinkt. All das fehlte Starmer. Gleich zu Beginn seiner Amtszeit ließ er sieben Abgeordnete seiner Labour-Partei suspendieren, weil sie gegen die Begrenzung von Sozialleistungen für Familien mit mehr

als zwei Kindern rebellierten. Rentnern kürzte er die Winterhilfe, einen Heizkostenzuschuss für Millionen ältere Menschen, wie kalt das klang, merkte er zu spät.

Keir Starmer ist vielleicht der unpolitischste Premierminister, den Großbritannien je hatte: ein Mann im Smoking unter Nackten.

Ganz anders sein möglicher Nachfolger Andy Burnham. Am Montag, nur wenige Stunden nachdem Starmer seinen Rücktritt angekündigt hat, trifft der scheidende Bürgermeister von Greater Manchester im Sitzungssaal des Unterhauses ein, um König Charles III. die Treue zu schwören. Vorher hat die BBC einen Helikopter aufsteigen lassen, um Burnham's Zugfahrt von Manchester nach London zu begleiten.

Das Parlament betritt er durch die schwere Eichentür, läuft an den mit grünem Leder bespannten Sitzreihen vorbei und legt den Eid ab. Als er schließlich noch den Papierkram erledigt, ruft ein Abgeordneter der Konservativen für alle hörbar: »Er ist nicht der Messias!« Ein Zitat aus Monty Pythons Film »Das Leben des Brian«. Burnham zö-

gert nur einen Augenblick, dann komplettiert er den Dialog, den viele Briten auswendig kennen: Er sei dann wohl ein »frecher Junge«.

Es ist genau jene Art von Schlagfertigkeit, die die Briten lieben und die Starmer immer gefehlt hat. Burnham braucht nur einen Zwischenruf, um als Politiker zu wirken.

Burnham ist kein Quereinsteiger, kein Jurist, der Politik für eine Frage sauberer Abläufe hält. Er ist seit einem Vierteljahrhundert im Geschäft. Und nun kehrt er nach London zurück: der freche Junge aus dem Norden.

Vergangene Woche hat Andy Burnham mit 54,8 Prozent den Wahlkreis im nordenglischen Makerfield, westlich von Manchester, gewonnen. Auf Platz zwei folgte Reform UK mit 34,5 Prozent. Bei den Kommunalwahlen am 7. Mai hatten dort noch gut 50 Prozent für die rechtspopulistische Partei gestimmt. Damals büßte Labour im Land Hunderte Sitze in Stadträten ein. Eine Blamage ersten Ranges für Starmer.

Burnham's klarer Sieg in Makerfield erhöhte über das Wochenende den Druck auf Starmer und mündete in dessen Rücktritt. Burnham hat Reform UK eindrucksvoll geschlagen und vielen Abgeordneten in London Hoffnung gemacht, dass sie die Partei des Brexit-Wortführers Nigel Farage bei der nächsten Parlamentswahl, die voraussichtlich 2029 stattfindet, von der Macht fernhalten können. Wer also ist dieser Mann, auf den die Labour-Partei so große Erwartungen setzt?

Sein Leben folgt einigen klaren Prioritäten: An erster Stelle steht die Familie, dann kommt sein Fußballverein, der Everton FC, danach Labour und schließlich die katholische Kirche. Geboren wurde er 1970 in Aintree bei Liverpool, der Vater war Ingenieur, die Mutter arbeitete am Empfang einer Arztpraxis. Er studierte Englisch in Cambridge und kam doch nie ganz los von dem Milieu, aus dem er politisch seine Legitimation bezieht: dem Nordwesten Englands, dem Fußball und der Abneigung gegen die Arroganz Londons.

Seine Karriere begann allerdings klassisch im politischen Apparat in Westminster. Er arbeitete für eine Labour-Abgeordnete und dann als Berater des Kulturministers. 2001 zog er ins Unterhaus ein und wurde wenig später Staatssekretär, Premier Gordon Brown machte ihn schließlich zum Gesundheitsminister. Er war ein talentierter New-Labour-Aufsteiger, fleißig, loyal, ehrgeizig, aber noch kein regionaler Volkstribun.

Schon zweimal wollte Burnham Labour-Chef werden. 2010 kam er nur auf den vierten Platz, Ed Miliband gewann. 2015 galt er zunächst als aussichtsreicher Kandidat, verlor dann aber deutlich gegen Jeremy Corbyn.

Cat Woodall-Crook hat vergangene Woche für Andy Burnham gestimmt. We-

nige Tage vor der Wahl in Makerfield steht sie in ihrem Vorgarten in Abram, einem Dorf im Wahlkreis, und schneidet Rosen. Die Straße, in der sie wohnt, wurde Anfang 2025 überflutet, mehrere Häuser waren monatelang unbewohnbar. Starkregen, Klimawandel, nasse Mauern, kaputte Böden. Und doch haben einige Nachbarn türkisfarbene Schilder in ihre Vorgärten gestellt, damit jeder sehen kann, dass sie Reform UK wählen, eine Partei, die Klimaschutzpolitik ablehnt.

Im Fenster ihres Hauses hat Woodall-Crook ein rotes Plakat angebracht. »Vote Andy For Us« steht darauf, daneben ist Burnham als Illustration zu sehen. Sie sagt, sie sei »sehr gegen Reform«. Dann wird ihre Stimme schärfer. »Ich halte Reform UK für die neuen Nazis. Sie machen genau das, was die NSDAP in den Dreißigerjahren gemacht hat: Sie richten sich gegen jede Art von Minderheit. Im Moment sind sie noch so etwas wie höfliche Nazis. Aber das würde sich ändern, wenn sie an die Macht kämen.«

Zwanzig Jahre hat Woodall-Crook gearbeitet, gut verdient, Karriere gemacht. Heute ist sie Vollzeitpflegerin, weil zwei ihrer Kinder Behinderungen haben, eines von ihnen braucht besonders viel Unterstützung. »Was sie über Menschen mit Behinderungen gesagt haben, macht mir große Angst«, sagt sie. Und dann ist da noch die Migrationspolitik: »Reform will, dass Großbritannien die Europäische Menschenrechtskonvention verlässt, um Ausländer schneller abschieben zu können.«

Der »Times«-Journalist Peter Chappell hat genau diese Möglichkeit einmal durchgespielt. »What If Reform Wins« heißt sein Buch. Vorbild war Annie Jacobsens »Nuclear War: A Scenario«, eine Erzählung darüber, was geschähe, wenn Nordkorea eine Atomrakete auf die Vereinigten Staaten abfeuerte. »Im Grunde habe ich die Atombombe durch Nigel Farage ersetzt«, sagt Chappell. »Er war meine Atombombe.«

In Chappells Buch kündigt Farage als Premier tatsächlich den Austritt aus der Menschenrechtskonvention an. Was danach folgt, ist eine Kaskade an Entscheidungen, die das Land ins Wanken bringt. Farage spart die BBC kaputt, zettelt einen Handelskrieg mit der Europäischen Union an, und niemand vermag ihn zu stoppen. Großbritannien habe keine kodifizierte Verfassung, sagt Chappell. »Es ist eines der wenigen demokratischen Länder der Welt, in denen es keine festen Regeln dafür gibt, wann und wie ein Premierminister zurücktritt. Es sind im Wesentlichen Konventionen.«

Die vielleicht einzige Institution, die sich Farage zumindest zeitweilig in den Weg stellen könnte, wäre das Oberhaus. »Viele in Großbritannien betrachten das House of Lords allerdings als aufgebläht, voll mit poli-

Burnham ist links genug, um mehr öffentliche Kontrolle zu fordern, aber pragmatisch genug, um moderate Labour-Wähler nicht zu verschrecken.

tischen Freunden, Günstlingen, früheren Beratern«, sagt Chappell.

In seinem Szenario greift Farages Kommunikationsdirektor das Oberhaus an, der amerikanische Milliardär Elon Musk mischt sich ein, und die rechte Presse stellt die Lords als Verräter dar. Am Ende, sagt Chappell, knicken sie ein. »Letztlich ist das House of Lords nicht stark genug, um Farage aufzuhalten und als echte Gewaltenteilung zu funktionieren.« Reform braucht keinen Putsch, um Großbritannien dramatisch zu verändern. Es könnte reichen, die Schwächen eines Systems auszunutzen, das weitgehend darauf vertraut, dass sich am Ende alle an die etablierten Regeln halten.

Ausgerechnet gegen eine Truppe potenzieller Regelbrecher hätte Labour noch einmal Starmer ins Rennen schicken sollen? Einen Premierminister, der Politik als Verfahren versteht, gegen eine Partei, die Verfahren selbst zum Feindbild macht? Burnham dagegen kann nun auf Makerfield zeigen und sagen: Reform ist nicht unaufhaltsam. Man kann Farage und seine Leute dort schlagen, wo sie stark sein wollen: in Wahlkreisen, die sich vergessen fühlen, überflutet, überfordert und wütend.

Premier Starmer am 22. Juni:
Allein am Pult



Ein paar Häuser weiter in der Straße in Abram wohnt Stephen Astley. In der Hecke steckt ein gelbes Schild: »Vote Labour« steht in roten Lettern darauf. Er muss gleich zur Arbeit, ein paar Minuten hat er dennoch und bittet herein. Früher war er Gefängniswärter, heute schiebt er in einem Krankenhaus Betten von Station zu Station.

Im Winter 2025 war sein Haus das letzte in der Straße, das unversehrt blieb. Das Wasser stand hoch, aber es sickerte nicht ins Fundament. Seine Nachbarn, deren Häuser ein paar Zentimeter tiefer liegen, hatten weniger Glück. »Sie mussten monatelang raus, bis alles repariert war.«

Anfang Juni war Andy Burnham im Gemeindezentrum in Platt Bridge, ein paar Straßen entfernt. Er sprach über die Flut, hörte sich Sorgen an. Astley erinnert sich an Burnham nicht erst als nationalen Hoffnungsträger, sondern als Abgeordneten vor Ort. Schon bevor er nach Manchester ging, habe Burnham viel für Leigh getan, die nächste größere Stadt, die er in London als Parlamentarier vertrat.

2017 wurde er dann zum Bürgermeister von Greater Manchester gewählt, 2021 und 2024 erneut. Während der Pandemie stellte er sich Boris Johnsons Regierung entgegen, als es um harte Coronabeschränkungen und die finanzielle Unterstützung der Betroffenen ging. Den »König des Nordens« nennen sie ihn seitdem.

Seinen größten Erfolg erzielte Burnham im öffentlichen Nahverkehr. Mit dem »Bee Network« übernahm Greater Manchester als erste Region in England nach Jahrzehnten der Deregulierung wieder die Verantwortung für seine Busse. Die Ticketpreise sind nun sozialverträglich. »Er macht einen sehr guten Job«, sagt Astley.

Burnham ist links genug, um mehr öffentliche Kontrolle zu fordern, aber pragmatisch genug, um Unternehmer und moderate Labour-Wähler nicht zu verschrecken. Er will den Einfluss der Regionen stärken, weniger Londoner Zentralismus. Und in der Sozialpolitik möchte er die Begrenzung von Sozialleistungen für Familien mit mehr als zwei Kindern zurücknehmen.

Über Starmer spricht Stephen Astley deutlich kühler: »Er hat Labour schweren Schaden zugefügt. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie viele Leute zu Reform UK gewechselt sind«, sagt er. »Viele hier wollen Veränderung. Aber ich glaube nicht, dass sie wissen, wofür sie da stimmen.« Und dann sagt er noch einen Satz, der bei Labour viele umtreibt: »Nigel Farage ist sehr charismatisch, er ist ein gefährlicher Mann.«

Das ist wohl der Gegner, mit dem es Labour nun zu tun bekommt, auch mit Andy Burnham an der Spitze: keiner, der im Smoking zur Orgie erscheint, sondern einer, der die Orgie veranstaltet.

Christoph Giesen

Sie suchten Schutz im Gebetsraum, dann folgte der zweite Angriff

Iran Mehr als 100 Kinder starben bei Luftschlägen gegen eine Schule in Minab. War die Attacke ein fataler Fehler des US-Militärs – oder Absicht? Rekonstruktion eines möglichen Kriegsverbrechens.

Abdollah Karyanipak wartet vor dem Schulingang auf seine beiden Söhne, als der Marschflugkörper in das Gebäude einschlägt. Die Druckwelle ist so stark, dass er von den Füßen gerissen und durch die Luft geschleudert wird. So wird er es später der »Washington Post« erzählen. Karyanipak bleibt unverletzt. Er läuft zurück zum Eingang. »Aber der war nicht mehr da. Er war eingestürzt.«

Karyanipak arbeitet als Beamter in der Stadtverwaltung von Minab in Südiran. Er wird an diesem 28. Februar 2026 Zeuge dramatischer Szenen. Videoaufnahmen zeigen, wie Rauch aus dem beschädigten Schulgebäude aufsteigt. Rettungskräfte haben laut Berichten Mühe, den Unglücksort zu erreichen. Auf der Zufahrtsstraße bildet sich Gedränge. Offenbar hat der Einschlag einige Fluchtwege aus der Schule nach draußen versperrt.

Der Beamte Karyanipak klettert über Trümmer und versucht vergebens, Kinder aus dem zweiten Stock zu retten. »Da oben waren drei Mädchen, weinend und verletzt.« Er habe sie nicht erreicht. Später wird Karyanipak in die Leichenhalle gerufen, um seine beiden Söhne zu identifizieren, sagte er der »Washington Post«. Den jüngeren erkennt er nur noch an den Schuhen.

Der Angriff auf die Schule von Minab am ersten Tag des Kriegs zwischen den USA, Israel und Iran war einer der wohl dramatischsten Momente in diesem Konflikt. Laut iranischen Angaben starben dabei mehr als 160 Menschen, die meisten von ihnen Kinder. Noch ist nicht abschließend geklärt, warum genau der Angriff erfolgte – und wer dafür verantwortlich ist.

Das iranische Regime bezichtigt die Amerikaner, die Schule beschossen zu haben. US-Präsident Donald Trump vermutete zunächst die Iraner selbst hinter dem Schlag, was Experten jedoch für extrem unwahrscheinlich halten. Später kündigte er eine Untersuchung an, deren Ergebnis noch aussteht. Vergangene Woche sagte Trump, niemand habe das absichtlich getan. Die Untersuchungen liefen noch.

Dass die USA und Israel mit ihren Luftschlägen gegen Iran gegen das Völkerrecht verstoßen haben, gilt vielen Juristen als eindeutig. Doch durch den Angriff in Minab

stellt sich eine weitere Frage: Hat die US-Armee ein Kriegsverbrechen begangen?

Ein SPIEGEL-Team hat die Ereignisse vom 28. Februar rekonstruiert. Es hat unter anderem Videos und Bilder überprüft und durch Geolokalisierung verifiziert, iranische Quellen ausgewertet, darunter Medienberichte, Onlineportale und Websites von Institutionen und staatsnahen Einrichtungen. In Iran selbst zu recherchieren, ist kaum möglich, da Medienschaffende des SPIEGEL, wie viele anderer Medien auch, keine Visa erhalten. Massive Internetsperren blockieren Informationen, Telefonate werden oft abgehört.

Es gibt jedoch Berichte von Eltern, Überlebenden und Helfern, die in iranischen und internationalen Medien beschreiben, was sie am Tag des Angriffs erlebt haben. Sie alle dürften in einem kontrollierten Umfeld abgegeben worden sein, um eine Darstellung im Sinne der Islamischen Republik zu gewährleisten. Der SPIEGEL hat diese Be-

richte soweit möglich anhand von Videos, Fotos, Satellitenaufnahmen und anderen öffentlich zugänglichen Quellen überprüft.

Etwa gegen 10.30 Uhr erreicht die Nachricht über Explosionen in der Hauptstadt Teheran die Schulleiterin in Minab. Aus Sorge um die Schülerinnen und Schüler weist sie das Kollegium an, alle Eltern anzurufen und die Kinder abholen zu lassen. So werden es später mehrere Angehörige und eine überlebende Lehrerin berichten. Offiziell wird um 11.14 Uhr durch die staatliche Nachrichtenagentur Isna gemeldet, dass Schulen geschlossen würden, der Unterricht finde teilweise online statt.

Während die Lehrkräfte die Eltern abtelefonieren, wird die Schule zum Angriffsziel. Sie habe eine heftige Explosion gehört, erinnert sich eine Lehrerin. Die Fensterscheiben seien zerborsten. »Ich sah Feuer, das sich mir näherte«, sagt sie in einem Interview. Mehrere Schülerinnen seien von den Flammen bedroht gewesen. »Ich nahm sie alle in den Arm. Danach hörte ich keine Stimmen mehr. Es war still, überall war Rauch.«

Ein Mitarbeiter des Roten Halbmonds erzählt in einem Interview, er habe drei heftige Geräusche gehört. Das Büro der Hilfsorganisation sei nur 500 Meter entfernt von der Schule. Die Helfer seien anschließend in die Richtung aufgebrochen. Doch die Straße sei versperrt gewesen, die Krankenwagen seien zunächst nicht durchgekommen. Eine große Menschenmenge habe sich um die Schule versammelt.

»Jeder dort versuchte, sein Kind zu finden«, sagt Morteza Bahadori, der Vater eines Drittklässlers. »Unsere ganze Verwandtschaft war da, meine Schwester und meine Brüder. Sogar Menschen aus den umliegenden Dörfern, die den Lärm gehört hatten, kamen. Jeder suchte nach seinen Vermissten.« Er habe das Auto im Stau zurückgelassen und sei zur Schule gelaufen. Ihm seien Kinder entgegengekommen, staubbedeckt und verletzt. Sein Sohn Arya ist nicht darunter.

Die Verantwortlichen in der Schule entscheiden, einen Teil der Kinder in einen Gebetsraum im unteren Stock zu führen. Bevor die Überlebenden von dort gerettet werden können, folgt ein zweiter Angriff. »Nur we-

Tod im Erdgeschoss

Wie die Angriffe auf eine iranische Schule am 28. Februar mutmaßlich abliefen

1 Zwischen 10.30 Uhr und 11.30 Uhr wird das Gebäude **angegriffen**.

2 Mutmaßlich verlassen die **Schulmädchen** über das Treppenhaus das Obergeschoss.

3 Die Lehrerinnen bringen die **Kinder** in den Gebetsraum. Die Schule wird kurz darauf erneut angegriffen.

4 Der Gebetsraum befindet sich in einem Gebäudeteil, der bei diesem **zweiten Angriff** vollständig zerstört wird.

5 - Grafik





1 | Verwüstetes Klassenzimmer 2 | Rettungskräfte, Anwohner bei Suche nach Vermissten
3 | Trauernde auf dem Friedhof von Minab 4 | Zerstörtes Schulgebäude in Minab

nige, die dort Schutz suchten, überlebten den zweiten Schlag«, sagt ein Mitarbeiter des Roten Halbmonds gegenüber »Middle East Eye«. Das Onlinemedium zitiert auch Aussagen eines Vaters. Seinen Angaben zufolge hat seine Tochter den ersten Angriff überlebt und ist dann im Gebetsraum getötet worden.

Die Lehrerin Neda Solhizadeh rettet übereinstimmenden Berichten zufolge zunächst ihre eigenen Kinder Nila und Hami. Dann eilt sie zurück, um anderen zu helfen. Ihr jüngeres Kind Hami folgt ihr. Beide sterben beim zweiten Angriff.

Laut dem Sprecher des iranischen Ministeriums für Bildung und Erziehung, Ali Farhadi, wird die Schule an diesem Tag dreimal getroffen. Die iranische Plattform »Khabar Online« berichtet von zwei Angriffen. Die exakte Anzahl der Einschläge lässt sich nicht bestimmen. Anhand von Satellitenaufnahmen, Fotos und Videos wird jedoch das Ausmaß der Zerstörung sichtbar.

Aus den Fenstern des östlichen Flügels des Gebäudes steigt Rauch auf. Der Rest der Schule ist vollständig zerstört. Fotos und Vi-

deos dokumentieren die eingestürzten Mauern, der Trümmerberg erstreckt sich augenscheinlich über etliche Quadratmeter.

Es gibt kaum Zweifel, dass das US-Militär für den Angriff verantwortlich ist. Analysen von Amnesty International und der Rechercheplattform Bellingcat deuten darauf hin, dass Tomahawk-Marschflugkörper in Minab verwendet worden sind. Die USA sind die einzige Kriegspartei, die über diese Waffen verfügt.

Der britische Militärexperte und frühere Artillerieoffizier Chris Lincoln-Jones hat sich für den SPIEGEL Satellitenbilder und Aufnahmen angeschaut, die die Zerstörung in Minab dokumentieren. Auch er kommt zu der Einschätzung, dass eine präzisionsgelenkte Waffe zum Einsatz gekommen sei. Die Merkmale der Einschläge stimmten demnach überein mit den Schäden, die etwa Tomahawks hinterlassen würden.

Schwieriger zu klären ist die Frage, warum die USA die Schule angegriffen haben.

An der Adresse am Resalat-Boulevard in Minab sind die Schadschare-je-Tajjibe-Vor-

schule, die gleichnamige Mädchengrundschule und die Jungenschule Rahpujan-e Schohada-je Chalidsch registriert. Übersetzt heißt die zweite ungefähr: die Nacheiferer der Märtyrer des Persischen Golfs. Satellitenbilder, ein Eintrag in einem Branchenportal und die Aussage eines Vaters legen nahe, dass das Gebäude seit 2016 als Schule genutzt wird.

Das Schulgebäude befindet sich in unmittelbarer Nähe zu einer Militärbasis der Marine der Revolutionswächter. Auf der Website der Schule findet sich der Adresszusatz »hinter der Assef-Brigade«, einer wichtigen Raketeneinheit. Umstritten ist, ob die Schule ein Teil dieser Basis ist.

Spätestens seit 2016, so heißt es etwa in regimennahen Medien, habe keine Verbindung mehr zwischen dem ab da als Schule genutzten Gebäude und der Militärbasis bestanden. Tatsächlich zeigen Satellitenbilder, dass beide Areale in dieser Zeit voneinander getrennt wurden: Im Oktober 2013 gibt es auf dem Gelände keine internen Sperren. Drei Jahre später trennt eine Mauer den Bereich mit dem Schulhaus vom anderen

ab. 2018 sind die Hofmauern bunt bemalt – so wie es auch auf aktuellen Bildern des Schulgeländes zu sehen ist. Weitere Straßensperren scheinen entstanden zu sein.

Recherchen des SPIEGEL zeigen jedoch, dass die Schule organisatorisch und auch strukturell im Schulalltag bis zum Tag des Angriffs mit der Militärbasis verbunden war. Sie war Teil eines Schulverbands aus mehr als 50 Schulen und Kindergärten, die von der Marine der Revolutionswächter betrieben werden. Die Marine wird regelmäßig im Namen der Schule mitgenannt. Das Außenministerium und iranische Staatsmedien selbst verbreiten Bilder und Videos vom Eingangsschild der Schule, auf dem die Marine als Teil des Namens aufgeführt wird.

Iranische Quellen behaupten, dass die Militärbasis Sajjid al-Schohada in Minab schon vor vielen Jahren geräumt wurde. US-Admiral Brad Cooper, der Oberbefehlshaber des regionalen Einsatzkommandos United States Central Command, sagte am 19. Mai im Kongress hingegen aus, dass das US-Militär davon ausgehe, dass es sich zum Zeitpunkt des Angriffs um eine aktive Basis der Revolutionswächter gehandelt habe. SPIEGEL-Recherchen zeigen ebenfalls, dass die Militärbasis bis zu den Angriffen im Februar höchstwahrscheinlich aktiv war: Alle bekannten Einrichtungen auf dem Areal – die Schule, ein Krankenhaus und ein Kulturkomplex – gehören zur Marine der Revolutionswächter, offizielle Mitteilungen nennen bis vor Kurzem namentlich einen Kommandeur des Stützpunkts, und am Tag des Angriffs äußert der Gouverneur von Minab, dass Einrichtungen der Assef-Brigade auf diesem Stützpunkt angegriffen worden seien.

Auf dem Gelände ist zu diesem Zeitpunkt mit hoher Wahrscheinlichkeit die 16. Raketenbrigade Assef stationiert. Sie soll eine der wichtigsten Raketenbrigaden der Marine der Revolutionswächter sein. Wegen ihrer Stationierung an der Straße von Hormus spielt sie offenbar eine kritische Rolle in Irans Verteidigungs- und Raketenstrategie. Zu ihrer Mission gehört die Kontrolle von Schiffsbewegungen in der nahe gelegenen Meerenge.

Plausibel erscheint, dass die Amerikaner die Schule irrtümlich als militärisches Objekt identifiziert hatten. Denkbar wäre auch, dass die Schule als Kollateralschaden eines Angriffs auf ein benachbartes Ziel zerstört wurde, was jedoch beim Einsatz einer Präzisionswaffe wie der Tomahawk eher unwahrscheinlich ist.

Der britische Militärexperte Lincoln Jones geht von einem tragischen Fehler aus. Die Verantwortlichen seien offenbar von einem legitimen Ziel ausgegangen. Für den Experten zeigen die mehrfachen Luftschläge, dass die Schule absichtlich getroffen wurde. »Ich vermute, dass die Entscheidung auf Grundlage falscher oder veralteter Informationen getroffen wurde.«



Kevin Dietsch / Getty Images

US-Präsident Trump:
Laufende Untersuchungen

Die Schwelle für Kriegsverbrechen liegt im humanitären Völkerrecht hoch. Ein Angriff auf ein ziviles Objekt gilt erst dann als Kriegsverbrechen, wenn er wesentlich erfolgt. »Die US-Armee müsste die Schule gezielt und in dem Wissen angegriffen haben, dass es sich um eine Schule handelt«, sagt die Oxford-Professorin für Globale Sicherheit Janina Dill. Ein Kriegsverbrechen setzt belegbaren Vorsatz voraus – genauer: das Wissen um den zivilen Status des Ziels.

Dieser Nachweis ist schwer zu führen. Doch das bedeutet nicht, dass der Angriff rechtmäßig war. Bei einem vorgeplanten Angriff auf ein Gebäude besteht in der Regel kein Zeitdruck. Umso gründlicher hätte geprüft werden müssen, ob die Informationen aktuell waren – und ob Hinweise auf eine zivile Nutzung übersehen wurden.

Die Islamische Republik benutzt den Angriff für eigene Zwecke. »Warum weinst du?«, wird die kleine Nika vor laufender Kamera gefragt. Sie steht gemeinsam mit einem etwas größeren Mädchen vor den Überresten der Schule. Der Interviewer lässt nicht locker, die Kinder sollen erzählen, welche Mitschüler sie hier verloren und wen sie davon am meisten gemocht haben. Das Video verbreitet sich Mitte März in sozialen Netzwerken. Es ist nicht die einzige Aufnahme dieser Art.

Es gibt mehrere Videos, in denen überlebende Kinder von iranischen Medienvertretern zum Tod von Geschwistern und Freunden befragt werden. Auf die Traumatisierung infolge des Luftangriffs und die psychischen Folgen wird dabei keine Rücksicht genommen.

Der Angriff auf die Schule von Minab soll sich ins kollektive Gedächtnis der Islamischen Republik einbrennen. Unabhängige Aufklärung vor Ort ist kaum möglich, Informationen gelangen nahezu ausschließlich

gefiltert an die Öffentlichkeit. Das zerstörte Schulgebäude in Minab soll in ein Nationalmuseum umgewandelt werden. Der Angriff soll künftig Teil von Lehrplänen sein.

Aber auch Menschenrechtsorganisationen fordern Aufklärung, eine Uno-Kommission hat ihre Arbeit aufgenommen. »Zualtererst haben die USA die Verpflichtung, ihre internen Prozesse hier zu untersuchen«, sagt Völkerrechtsexpertin Dill. Das sei bereits jetzt möglich – noch im laufenden Konflikt. Für die Regierung in Washington geht es dabei um mehr als politische Schadensbegrenzung. Die USA erkennen die Kernregeln des Kriegsvölkerrechts als verbindlichen Standard an; durch den »War Crimes Act« sind sie ins nationale US-Recht integriert. Verstöße sind damit strafbar.

Nach dem Angriff suchen Helfer in den Trümmern stundenlang nach Überlebenden. Es verbreitet sich das Gerücht, dass unter dem Schutt des Gebetsraums Kinderstimmen zu hören seien. »Nicht ein einziges Kind, das wir da herausgeholt haben, war lebendig«, sagt der Beamte Karyanipak.

In sozialen Netzwerken finden sich Videos, die zeigen, wie Menschen vor Ort die Habseligkeiten der Kinder durchgehen. Helfer berichten vom Blutgeruch in der Luft, von Körpern, die durch die Druckwellen der Explosionen nach draußen geschleudert wurden. Oft sei von den Toten kaum etwas übrig geblieben, bei den Bergungsarbeiten stoßen die Suchenden auf einzelne Körperteile. In den Ruinen des Gebetsraums habe man Gruppen toter Jungen und Mädchen gefunden.

Während der Bergungsarbeiten entstehen kaum Aufnahmen getöteter Kinder. In einigen Videos sind sie jedoch zu erahnen, auf anderen lassen sich einzelne Körperteile erkennen. Nachdem die Suche nach Überlebenden und Todesopfern beendet ist, veröffentlichten offizielle Stellen und iranische Medien Listen mit den Namen der Getöteten. Der SPIEGEL hat sie miteinander verglichen. Die Angaben sind weitgehend konsistent.

Am 3. März findet in Minab ein Massengrabnis statt. Aufnahmen aus der Luft zeigen Dutzende ausgehobene Gräber. Bei der Prozession wird das Bild des sieben Jahre alten Ali Salari hochgehalten. Es zeigt ihn gemeinsam mit seiner Schwester Mahya. Der Name des sechs Jahre alten Arsha Mirani findet sich auf einem der Kindersärge, die iranische Medien zeigen. Der neun Jahre alte Arya Bahadori, dessen Vater das Auto im Stau zurückließ, wird am späten Abend des Angriffs von einem Onkel unter den Toten erkannt.

Zum Zeitpunkt der Massenbeerdigung sind noch nicht alle Toten identifiziert. Einige Opfer werden zudem andernorts begraben. Schulleiterin Fatemeh Taheri-Fard wird in ihrem Heimatort Dschiroft beigesetzt.

Nikolai Antoniadis, Francesco Collini, Max Heber, Chris Kurt, Anna-Sophie Schneider

Zum Lachen in den Keller

China In der Volksrepublik boomt Stand-up-Comedy. Neuerdings füllen zunehmend weibliche Comedians die Säle im Land der Zensur.

In einem kargen Raum im Keller einer Shoppingmall sitzen die Zuschauer an diesem Freitagabend dicht gedrängt. Dann tritt der Moderator vor den roten Samtvorhang, um das Publikum zu begrüßen. »Hi, Leute, nehmt die Witze nicht persönlich. Und bitte meldet sie nicht den Behörden.«

Eine, die an diesem Abend in Peking, im Land der Zensur, Witze macht, ist Yaoyao, 27. Ihr echter Name lautet anders. Sie wird über Stress auf der Arbeit herziehen, ihre Identität als trans streifen. Sie wird von unbeholfenen Flirtversuchen ihrer Verehrer erzählen und von ihrer Mutter, die nachts den Külschrank räubert, weil sie sich am Tag an die Diät Tipps aus dem Fernsehen hält. Das Publikum wird kichern. Hinterher wird Yaoyao sagen: »Diese Themen sind ohne Risiko.«

Ein paar Wochen vor dem Auftritt sitzt Yaoyao in einer schummerigen Bierbar. Sie trägt silbrige Gelnägel, die Haare zum losen Zopf gebunden. Im Hintergrund proben ein paar ihrer Freunde auf einer kleinen Bühne. »Nie gab es in China«, sagt Yaoyao und atmet aus, als müsste sie auf diese Weise ein Meer teilen, »ein größeres Bedürfnis der Menschen, sich gemeinsam Luft zu verschaffen. Und nie wurde uns die Kehle mehr zugechnürt.«

In der Volksrepublik boomt Stand-up-Comedy. Die Zahl der Shows stieg im ersten Halbjahr 2025 im Vergleich zum Vorjahr um mehr als 50 Prozent. Über 600.000 Menschen kauften Tickets für Auftritte. Acht Milliarden Mal wurde die Comedysendung »Roast!« im Internet geschaut, wo Prominente und Profis gegeneinander antreten.

Und es sind inzwischen viele Frauen, die das Publikum anziehen. Onlinemagazine schreiben vom »Aufstieg der neuen weiblichen Stimmen«. Noch 2017 war nur eine von zehn Comedians in den größten landesweiten Shows weiblich. 2025 standen dort fast genauso viele Frauen wie Männer vor dem Mikro.

Yaoyao und ihre Kolleginnen beackern Themen, die viele Chinesinnen bewegen: Druck im Job, die schwache Wirtschaftslage, Angst vor Arbeitslosigkeit, Schlafprobleme, Menstruationsschmerzen. Das harte Leben von Frauen auf dem Land. Erwartungen der Familie, die eine Heirat und Nachwuchs erwartet, während viele Chinesinnen heute kinder- und partnerlos bleiben wollen.

Director Fang heißt eine Künstlerin aus einem chinesischen Dorf, die mit 50 berühmt

geworden ist und deren Shows heute im ganzen Land ausverkauft sind. Fang spottet über das Scheitern ihrer missbräuchlichen Ehe. Frauen, die im Publikum sitzen, sagen, Fang spreche aus, was auch sie erlebten.

Das geht nicht immer gut. Yaoyao erzählt von einer befreundeten Comedian, die Anfang des Jahres von der chinesischen Plattform Weibo gesperrt worden war. Sie hatte darüber gefrotzelt, froh zu sein, keinen Ehemann und keine Kinder zu haben, für die sie kochen müsse, während sie mit Fieber im Bett liege. Offiziell wurde das Verbot damit begründet, sie habe »Ängste in Bezug auf Ehe und Kinderkriegen geschürt«.

Doch genau wegen dieser Themen kommen die Frauen zu den Shows. »Wenn du das Publikum zum Lachen bringen willst«, sagt Yaoyao, »musst du zuerst deinen eigenen Schmerz finden.« Vom Tiefpunkt zur Pointe. »Je mehr Schmerz du beim Schreiben deiner Texte verspürst, desto mehr

»Ich checke ab, was für Leute gekommen sind. Je nachdem lasse ich ein paar Witze weg.«

Yaoyao, Künstlerin



wird es beim Auftritt für alle wie eine Befreiung.«

Viermal die Woche tritt Yaoyao auf, sie braucht dafür bloß bequeme Schuhe und ein Mikro. Sie sagt, sie könne einigermaßen von ihrer Kunst leben. Angefangen hat sie damit in der Pandemie, als Comedy in ihrer Heimat zum Hype wurde. Weil sie nicht reisen konnten, investierten viele Chinesen ihr Geld in Tickets. In ihrem streng reglementierten Pandemiealltag wollten sie etwas erleben, das spontan wirkte.

Stand-up-Comedy kam vor etwa 15 Jahren aus dem Westen nach China. Erste, vor allem männliche Comedians begannen damals, in winzigen Pubs in Shenzhen oder Peking auf die Bühne zu steigen. Zu Beginn, erinnern sich Künstler, habe man sogar noch Witze über Staats- und Parteichef Xi Jinping machen können. Dann beschränkte die Regierung in den Zehnerjahren nach und nach das Sagbare.

Was von Comedians auf Tour vorgetragen wird, muss erst bei der örtlichen Abteilung für Kultur und Tourismus vorgelegt werden. Jeder Witz, der heute auf so einer chinesischen Bühne erzählt wird, ist für gewöhnlich schon mal auf einem Behördenschreibtisch durchgewinkt worden.

Witze über den Staatschef, Politik, Armut, Militär, Glücksspiel und Covid gehen nicht mehr. Wer zu viel wagt, dem drohen Geldstrafen und die Zerstörung der Karriere. Der erfolgreiche chinesische Comedian Chizi legte jahrelang seine besten Sketche in einem Ordner mit dem Namen »Kann ich nicht sagen« ab. Später sah er sich gezwungen, China zu verlassen.

Immer öfter wird auch alles zensiert, was mit Feminismus zu tun hat. »Wenn du dir treu bleiben willst, werden deine kreativen Möglichkeiten in China immer kleiner«, sagt Yaoyao.

Aber mal ganz westlich gefragt: Braucht der Witz nicht das Unkontrollierbare, Spontane, die Freiheit zu Trotz und Gemeinheit? Wie kann man über das sprechen, was einen schmerzt, wenn danach einer den Rotstift ansetzt? Yaoyao antwortet nüchtern, dass sie Kompromisse mache. »Die Gefahr ist zu groß.«

Die Behörden, sagt sie, seien nicht ihr größtes Problem. »Ich habe Angst vor dem Publikum. Manchmal schaue ich vor der Auf-führung von hinten in die Menge und checke ab, was für Leute gekommen sind. Je nachdem lasse ich ein paar Witze weg.« Die Menschen in China, sagt sie, seien schnell dabei, Dinge, die ihnen nicht passen oder ihnen wie Kritik an der Regierung vorkommen, bei der Polizei anzuzeigen.

»Aber wenn niemand in China mehr die Grenzen des Sagbaren austestet«, sagt sie, bevor es auf die Bühne geht, »woher wollen wir dann wissen, wo sie liegen?« Die Leute geben ihr später klatschend recht.

Maria Stöhr



Jaafar Ashtiyeh / AFP

◀ Der Moment

Ein Soldat führt einen Trupp der israelischen Armee durch das Zentrum von Nablus. Rund um die Stadt im nördlichen Westjordanland eskaliert seit Jahren die Gewalt zwischen radikalen israelischen Siedlern, Sicherheitskräften und Palästinensern. Seit dem Hamas-Massaker am 7. Oktober 2023 haben die Spannungen weiter zugenommen, inzwischen ist Israels Armee beinahe pausenlos im Einsatz; Tausende Bewohnerinnen und Bewohner wurden bereits vertrieben. Die meisten Palästinenser können nur ohnmächtig zuschauen. THS

SCHAUT AUF DIESE STADT

Rebellion der Straße

Peking Neulich war es dann so weit: Ich stand an der Kreuzung der Zhangzizhonglu-Station und trommelte einem silbernen E-Auto aufs Blech, das mir beinahe über die Zehen gerollt wäre. »Fucking idiot«, schrie ich. Es war das eine Mal zu viel. Vor ein paar Wochen erst musste ich mit dem Fahrrad eine Vollbremsung einlegen, weil ein Auto mir den Weg abgeschnitten hatte. Ich flog über den Lenker.

Pekings Verkehr ist ein Straßenkampf, bei dem jeder nur auf sich achtet. Obwohl die Stadt eines der dichtesten Netze an Überwachungskameras weltweit hat, reißen ständig Leute das Tempolimit. Roller kreuzen in alle Richtungen. Die sonst so allgegenwärtige Polizei sehe ich selten jemanden wegen eines Verkehrsdelikts anhalten.

Zum Ausrasten bringt mich ein Manöver, das ich den Wendehammer nenne:

Autos, die auf Hauptverkehrsadern 180-Grad-Spurwechsel vollziehen. Die Pekingener tragen es mit stoischer Ruhe. Eine Freundin erklärte mir das damit, dass die Menschen in dem Einparteiensstaat permanent zurückstecken müssen. Ihre kleine Rebellion: wenigstens ab und zu mit ihren nagelneuen Elektrokarren ein bisschen Überlegenheit ausspielen.

Die Straßen in der Stadt sind zwar viel besser als in Hamburg oder Berlin. Frisch geteert, für Fahrräder und Elektromotroller gibt es eine eigene Fahrspur. Aber Leute kutschieren darauf ihre Omi im Rollstuhl. Paketboten bleiben ohne Vorwarnung stehen, weil sie parallel eine Serie auf ihrem Handy gucken. Aus den Ladeflächen von Müllautos ragen langstielige Schau-

feln heraus. Taxifahrer fahren so lange Schicht, dass sie vor Erschöpfung bei jeder roten Ampel am Steuer einschlafen. Dazwischen Tausende rasende Lieferanten auf klapprigen Rollern, die für ein paar Cent Essen ausfahren.

Das Chaos in meiner neuen Heimat hat das Schlimmste in mir hervorgebracht. Will ich es zu Fuß über die Straße schaffen, fixiere ich die heranrasenden Autos mit dem schärfsten aller Blicke. Manchmal überrasche ich mich selbst damit, dass ich die

Pekingener brüllend belehre wie eine richtige Deutsche. Zuletzt blieb mir im Verkehr der Grenzüberschreitung nichts anderes übrig, als die Waffen biederer Vernunft zu zücken. Ich nahm mir ein Mietbike zum Fahrradshop – und kaufte einen Helm. Maria Stöhr



An dieser Stelle schreiben im Wechsel Marian Blasberg, Christoph Giesen, Julia Amalia Heyer, Leo Klimm und Maria Stöhr.

ITALIEN

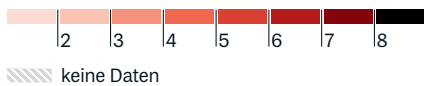
Revanche aus Rom

Zuletzt suchte Giorgia Meloni Ruhe bei den italienischen Gebirgsjägern, den »Alpini«. Veteranen, Ehrenamtler und Musikkapellen marschierten durch Gemona del Friuli in Norditalien, mit dabei die italienische Ministerpräsidentin. »Ich habe ein wenig gesunden Nationalstolz gebraucht«, sagte die aus Rom angereiste Politikerin. Einen Wohlfühltermin mit schönen Bildern kann Meloni gerade gut gebrauchen, denn sie befindet sich mitten in einem unangenehmen Machtkampf mit Donald Trump, wieder einmal. Die einstigen Verbündeten waren bereits im April öffentlich aneinandergeraten, es ging um den Papst und den Irankrieg. Auf dem jüngsten G7-Gipfel schienen sie sich wieder angenähert zu haben. Dann telefonierte Trump mit einem italienischen Fernsehjournalisten: Er behauptete, Meloni habe ihn beim Gipfel um ein gemeinsames Foto »angefleht«, sie habe ihm »leidgetan«. Melonis Revanche: »Die Behauptungen von Donald Trump sind komplett erfunden«, erklärte sie in einem Selfie-Video. Eine Sache müsse Trump in Erinnerung behalten: »Ich und Italien flehen nie an.« Der Druck, unter dem Meloni steht, erklärt ihre scharfe Antwort. Im März verlor sie ein Referendum über eine umstrittene Justizreform. Seither glaubt die Opposition wieder an einen Wahlsieg. Zudem hat die Regierungschefin mit dem Ex-General Roberto Vannacci einen neuen Konkurrenten, der sie von rechts überholen möchte. Weil der US-Präsident in Italien unbeliebt ist, schaden ihr die Angriffe zwar nicht direkt – sie gelten Meloni-Kritikern aber als Beleg, dass sie mit ihrer bisherigen Strategie der Nähe zu Trump gescheitert ist. Die Kontrahenten könnten sich schon bald wiedersehen – beim Nato-Gipfel am 7. und 8. Juli in der Türkei. **COL**

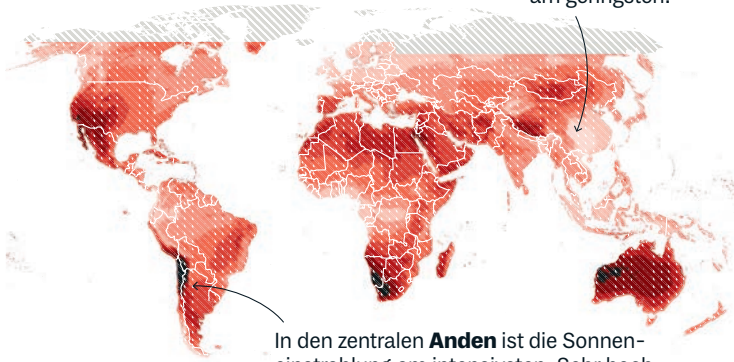
BLICK IN DIE WELT

Wo scheint die Sonne am stärksten?

Durchschnittliche tägliche Sonneneinstrahlung in kWh/m²



Im **Südwesten Chinas** ist die Einstrahlung am geringsten.



In den zentralen **Anden** ist die Sonneneinstrahlung am intensivsten. Sehr hoch ist sie beispielsweise auch im Süden Afrikas und in Westaustralien.

Quelle: Global Solar Atlas

DÄNEMARK

»Nicht verbieten, sondern belohnen«



Können Touristen helfen, eine Stadt grüner zu machen? Rikke Holm Petersen, 50, setzt mit der gemeinnützigen Organisation »Wonderful Copenhagen« auf ein Prämienprogramm.

SPIEGEL: Frau Holm Petersen, Ihr Programm soll Touristen in Kopenhagen dazu bewegen, sich nachhaltiger zu verhalten. Im Gegenzug gibt es Rabatte und Prämien. Wann haben Sie zum letzten Mal etwas gemacht, wofür das Programm Sie belohnt hätte?

Holm Petersen: Ich fahre jeden Tag mit dem Zug zur Arbeit. Zugreisende bekommen Gutscheine für eine Tüte mit überschüssigen Lebensmitteln, eine Führung oder eine Yogastunde. Inzwischen gibt es in den Sommermonaten mehr als 100 solcher Angebote.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Holm Petersen: Besucher können kostenlos Boote oder Stand-up-Paddle-Boards mieten, wenn sie dabei Müll aus dem Wasser sammeln. In einem Museum können sie mithelfen, ein altes Schiff zu restaurieren, und zahlen dafür weniger Eintritt. Es gibt Upcycling-Aktionen oder gemeinsame Spaziergänge, um die Natur sauber zu halten. Im vergangenen Jahr haben mehr als 25.000 Personen an dem Programm teilgenommen.

SPIEGEL: Sind das nicht vor allem Menschen, die sowieso umweltbewusst leben?

Holm Petersen: Nicht unbedingt. Den meisten geht es nicht primär um Nachhaltigkeit, sondern darum, die Stadt auf eine andere Art zu erleben. Das hat unsere Umfrage ergeben. Diese Besucher wollen sich Kopenhagen nicht nur anschauen, sondern sich engagieren und einen Beitrag leisten, gemeinsam mit den Menschen vor Ort.

SPIEGEL: Sie belohnen auch Besucher, die mit dem Flugzeug anreisen, solange sie nachhaltigere Kraftstoffe unterstützen. Wieso?

Holm Petersen: Wer außerhalb Europas lebt, hat in der Regel keine andere Wahl. Es werden weiterhin Menschen nach Kopenhagen fliegen, egal welche Anreize wir setzen. Wir wollen sie aber dazu anregen, zumindest die nachhaltigere Alternative zu wählen.

SPIEGEL: Was erhoffen sich die Kooperationspartner von dem Programm?

Holm Petersen: Sie machen mit, weil sie an die Vision glauben – und um ihre eigenen nachhaltigen Maßnahmen zu stärken und sichtbarer zu werden. Ihre Überzeugung treibt sie an, nicht das Geld. Sie wollen gemeinsam mit uns Gutes für die Stadt tun.

»Wir werden mit »CopenPay« nicht die Welt retten.«

SPIEGEL: Gelingt Ihnen das?

Holm Petersen: Wir werden mit »CopenPay« nicht die Welt retten. Aber wir sehen Erfolge: Einer unserer Partner, ein Anbieter für Fahrradleasing, hat während des Programms im vergangenen Jahr etwa 59 Prozent mehr Räder verliehen. Und 98 Prozent der Teilnehmer geben an, zufrieden zu sein. Das zeigt sich auch dadurch, dass andere Städte das Modell übernehmen, wie Bremen und Berlin.

SPIEGEL: Touristen sorgen in Kopenhagen auch für andere Probleme, etwa auf dem Wohnungsmarkt. Gibt es Pläne, das anzugehen?

Holm Petersen: Da halten wir uns raus und lassen die Politiker entscheiden. Wir wollen nicht einschränken oder verbieten, sondern belohnen. So bringt man die Leute eher dazu, ihr Verhalten zu ändern. **ESW**

Die Dramaqueen

Fernsehen Die frühere Profifußballerin Filiz Rose ist eine der mächtigsten Managerinnen im Reality-TV. Ihr erfolgreichstes Projekt: ihre jüngere Schwester Yeliz Koç. Einblick in ein Millionengeschäft.

Von Laura Backes, Julia Kopatzki und Louisa Stichelbruck (Fotos)

Filiz Rose lenkt einen schwarzen Kleinbus auf den Parkplatz vor der Kölner Flora. Eigentlich wollte sie vor einer halben Stunde da sein, aber beim Friseur hat es länger gedauert. Die Tür gleitet auf, ihre Schwester Yeliz steigt mit Sonnenbrille aus dem Wagen. Draußen zupft sie den Saum ihres braunen Kleids zurecht. Ob sie da wirklich lang müsse, fragt Yeliz und guckt zu der Menschentraube, die am Eingang der Kölner Flora steht. Teenager in Schwarz, Frauen in Leopard, ein Paar hat seinen Sohn dabei. »Das ist deine Community«, sagt Filiz Rose, »das wäre schon lieb.«

»Yeliz«, ruft ein Mann und läuft auf die beiden Frauen zu, »unterschreibst du mir was?« Er ist um die fünfzig, trägt ein blaues Poloshirt. »Also, wenn du so was unterschreibst.« Er nestelt ein Foto aus seiner Mappe und hält es hin. Es ist ein Nacktfoto von Yeliz aus dem »Playboy«. Sie unterschreibt.

Filiz Rose beugt sich nach vorn und blickt durch ihre Sonnenbrille auf das Foto. Schwer zu sagen, wie sie es findet. Als Schwester könnte sie den Impuls haben, den Mann wegzuschicken. Aber sie ist eben nicht nur Yeliz' Schwester, sondern auch ihre Managerin. Und sie weiß: ohne Fans keine Karriere.

Yeliz Koç ist 32 Jahre alt und ein Star des Realityfernsehens. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass Millionen Menschen sie kennen. 2018 ohrfeigte sie öffentlich den Bachelor, zur Teilnahme an der RTL-Datingshow überredete sie Filiz. Seitdem hat man sie in gut 15 »Formaten« gesehen, wie man in der Branche die einzelnen Sendungen nennt. Sie biss im Dschungelcamp in einen Krokodilpenis, knutschte auf »Love Island VIP«, gewann »Promi Big Brother« und hat eine eigene Dokusoap auf Wow, dem Streamingdienst von Sky – zusammen mit Jimi Blue Ochseneck, ihrem Ex-Freund und Vater ihrer vierjährigen Tochter.

An diesem Abend gehen die beiden Schwestern gemeinsam zu einer Premiere in Köln. RTL Zwei hat geladen und zeigt heute die erste Folge der neuen Staffel »Kampf der Realitystars«. Die Sendung ist eine Mischung aus Olympia und Pranger: Die Teilnehmer wohnen auf der thailändischen Insel Ko Phuket und kämpfen dort um 50.000 Euro. Man kann durch Siege in Spielen weiterkommen oder weil man durch Taktik dafür sorgt, dass andere aus der Sendung geschmissen werden. In dieser siebten Staffel nehmen noch mal diejenigen teil, die in einer vorherigen Staffel schon dabei waren. Die »Allstars«. Einer dieser Allstars ist Yeliz Koç.

Der Festsaal in der Kölner Flora ist voll. Kronleuchter hängen von der Decke. Zwischen den funkelnden Kleidern, bunten Extensions und sehr hohen Schuhen fällt Rose auf, weil sie all das nicht hat. Sie trägt ein weites schwarzes Jeanshemd, Shorts und

schwere Boots. Ihre langen, dunklen Haare hat sie streng zurückgebunden, sie ist kaum geschminkt. Ihre Gucci-Sonnenbrille ist aus der Herrenkollektion. Alles an ihr soll sagen: Ich bin zum Arbeiten hier.

Aus der Bewerbung ihrer jüngeren Schwester beim »Bachelor« ist längst die Agentur Rosenschwestern geworden. Filiz Roses Portfolio an Realitystars ist vielleicht das hochkarätigste der Branche: Cecilia Asoro, Gigi Birofio, Julia Römmelt, das Ex-Paar Samira und Serkan Yavuz, die nachnamenlose Ariel. Ihre Klienten sieht man beim »Bachelor« und



Realitystar Koç mit Fan, Kandidaten:

»Ein Job, mit dem man reich werden kann«

»Prominent getrennt«, im Dschungelcamp und »Big Brother«-Container, auf RTL, ProSieben und Prime Video.

»Alle wollen zu Rosenschwestern«, sagt eine Kandidatin. »In jeder Sendung ist jemand von Filiz«, sagt ein Caster. »Wenn ich mein Management wechseln würde, wären meine Eltern so sauer«, sagt eine von Roses Klientinnen, »vor Filiz war ich nichts.«

Sogar manche Zuschauer kennen Roses Management, so erfolgreich platziert sie ihre Klienten in den Sendungen. Online tauschen Fans ihre Theorien aus: »Ich finde, dass

Rosenschwestern langsam einem Kartell gleicht«, kommentiert einer. Andere vermuten, die Managerin dürfe bestimmen, was in der Sendung gezeigt wird. »Die denken echt, ich säße auf dem goldenen Thron«, sagt Filiz Rose.

Sie hat zugestimmt, sich vom SPIEGEL begleiten zu lassen, um ihre Welt hinter den Kulissen zu öffnen. Man wird verstehen, was einen guten Realitystar ausmacht, wie man aufsteigt und oben bleibt. Es wird um Grenzen gehen und den Preis der Aufmerksamkeit. Und um die Frage, die man sich immer stellt, egal ob man die Sendungen guckt oder nicht: Warum machen die das?

Reality-TV wächst nicht, es wuchert. Aus einer Handvoll Sendungen ist eine riesige Industrie geworden, die mit Schicksalen handelt und in der die Kandidaten Karriere machen können. Nicht ein paar Monate lang, sondern über Jahre. Bei RTL und Sat.1 macht Reality-TV einen Großteil des Programms aus, Netflix, Joyn und Prime Video produzieren eigene Shows. Die Quoten ähneln denen von Fußballspielen und dem »Tatort«.

Dienstags kommt gerade eine neue Folge »Temptation Island«, mittwochs laufen »Die Bachelors«, donnerstags »Prominent getrennt« und »Realitystar Academy«, freitags geht es mit »Match my Ex« und »Ex on the Beach« weiter. Und das ist nur der Juni.

Realityshows sind kein Sprungbrett mehr, sie sind das ganze Becken. Realitystar ist ein Job geworden. Einer, mit dem man reich werden kann.

Auf der Premiere in Köln ist es friedlicher als in den Sendungen. Keiner schreit sich an, niemand weint. Yeliz Koç rollt mit den Augen, wenn jemand an ihr vorbeigeht, den sie nicht mag. Filiz Rose begrüßt alle gleich freundlich. Heute ist sie »die Schwester von Yeliz«. Lange war das genau umgekehrt.

Filiz kam 1986 in Ankara als Tochter eines Fußballers zur Welt. Ihr Vater Savaş Koç spielte damals bei Galatasaray Istanbul in der ersten türkischen Liga, ihre Mutter Andrea war mit ihm in die Türkei gezogen. Ihre Eltern haben sich in Hannover kennengelernt, wo Savaş Koç für Hannover 96 spielte. Die Beziehung war kompliziert, die Mutter zog mit Filiz nach Hannover, der Vater kam nach. 1993 wurde Yeliz geboren. Als die Schwestern drei und zehn Jahre alt waren, trennten sich die Eltern endgültig.

Heute sagen beide, sie wüssten gar nicht, wie viele Halbgeschwister sie vielleicht noch haben. Der Vater sei selten da gewesen. Fußball sei die einzige Möglichkeit gewesen, etwas von seiner Aufmerksamkeit zu bekommen. Also spielte Filiz Fußball. Mit dem Mellendorfer TV nahe Hannover stieg sie in die zweite Liga auf, spielte für die türkische Nationalmannschaft.

Für Sky berichtete sie als Reporterin vom Spielfeldrand, spielte eine kleine Rolle im »Tatort« und größere Rollen in »Das



Agenturchefin Rose, Klientin Ariel: »Vertrau mir«

Model & der Freak« und »Die Model-WG«. Freunde ins Fernsehen zu bringen, sei damals so etwas wie ihr Hobby gewesen.

Ihre Schwester Yeliz war 24 und arbeitete als Kosmetikerin, als Filiz sie überredete, sich beim »Bachelor« zu bewerben. In der Sendung sucht ein Junggeselle unter 24 Kandidatinnen nach der passenden Partnerin. »Sie saß nur im Bademantel vor der Tür und hat geraucht«, sagt Rose, »ich wusste, ich muss sie jetzt mal pushen.« Im Wald neben ihrem Zuhause in Hannover haben sie das Bewerbungsvideo gedreht.

»Yeliz war immer unser Sorgenkind«, sagt Filiz Rose.

»Ich habe ständig Scheiße gebaut«, sagt Yeliz Koç und grinst. »Ich wollte, dass mein Papa mal was sagt.«

Es ist nicht zu übersehen, dass die beiden Frauen verwandt sind. Nicht wegen ihrer Ähnlichkeit, sondern wegen dieser schroffen Selbstverständlichkeit, die es nur unter Geschwistern gibt. Die ältere Schwester ist streng, die jüngere genervt.

Warum schickt man seine Schwester zum Daten ins Fernsehen? »Ich habe vor allem gehofft, dass Yeliz mal ein bisschen Selbstbewusstsein tankt«, sagt Rose.

Als der Bachelor ihre Schwester nach ihrem ersten Kuss rausschmiss, ohrfeigte sie ihn. »Ich war geschockt, als sie mir das erzählte«, sagt Rose, »aber es war ein guter Start.« Noch während der Sendung hätten

sich Managements gemeldet, die Koç betreuen wollten. »Da kamen problematische Verträge und Typen, die 30 Prozent der Einnahmen wollten«, sagt Rose. 20 Prozent seien in der Branche üblich.

»Das brauchst du nicht«, habe sie zu ihrer Schwester gesagt, »wir machen das einfach zusammen.« Da war Filiz 31, hatte eine kleine Tochter und plante gerade ihre Hochzeit mit Almond Rose, einem Model und früheren Mister Germany. Als das Paar 2018 heiratete, filmte Sat.1 die Zeremonie für »Promis privat«.

Im selben Jahr drehte Yeliz Koç »Bachelor in Paradise«, wo sich leer ausgegangene Bachelor- und Bachelorette-Kandidaten kennenlernen. Sie kam mit einem neuen Partner zurück nach Deutschland und einer Freundin, die ein Management brauchte. Yeliz habe gefragt, ob sie das nicht zum Beruf machen wolle. »Also habe ich einen Businessplan geschrieben und Gründerzuschuss beantragt«, sagt Rose.

Heute heißt es über das Rosenschwestern-Management, dass alle Leute im Portfolio »funktionieren«, also oft gebucht werden. Produktionsfirmen erwarten von ihnen gute Quoten. Das liegt auch daran, dass Rose neue Leute testet und prüft, ob und für welches Format sie geeignet sind. Sie schlägt sie bei Produktionen vor, wartet ab, wie sie sich in den Sendungen verhalten. »Ist doch Gewinn«, sagt sie, »du bist nicht in einem Ma-

nagement, das nichts für dich reißt. Und ich will nicht, dass irgendwo Rosenschwestern steht, wenn noch nichts gerissen wurde.«

So um die zehn Kandidaten betreue sie exklusiv, sagt sie. Anderen helfe sie nur gelegentlich, ohne festen Vertrag. Sie hat eine Assistentin, ihr Mann erledigt die Buchhaltung. Aber die persönlichen Kontakte kann sie nicht abgeben. Nicht die zu ihren Leuten und nicht die zu den Produktionsfirmen.

Zu Beginn brauchte Realityfernsehen ständig Nachschub neuer Menschen. Neue Männer für die nächste Staffel »Bachelorette«, neue Frauen, die Topmodel werden wollten, neue Kandidaten für den »Big Brother«-Container.

Das hat sich verändert. Statt neuer Menschen gibt es heute neue Formate für die immer gleichen Menschen. Die Kandidaten können bei »Are You the One?« die Liebe suchen oder bei »Love Is Blind« auf Netflix heiraten. Haben sie jemanden gefunden, ziehen sie in »Das Sommerhaus der Stars« bei RTL oder das »Forsthaus Rampensau« von Joyn. Wenn die Beziehung vorbei ist, trifft man sich wieder bei »Prominent getrennt« oder »Match My Ex«. Auch für die, die nicht daten wollen, ist gesorgt: »Promi Big Brother« auf Sat.1, »The Summit« auf Prime Video, »Survivor« auf Sport1.

Im Reality-TV gibt es für jede Lebensphase die passende Sendung. Es ist die Aufgabe von Filiz Rose, für ihre Klienten jedes Mal die perfekte Sendung zu finden.

Eine Woche nach der Premiere werden in Bonn die »Reality Awards« verliehen, das Klassentreffen der Realitystars. Der Ur-Bachelor Paul Janke läuft durchs Foyer, ein Fernsehschamane ist angereist, Sophia Thomalla und Olivia Jones moderieren. In Kategorien wie »Sexytime des Jahres« oder »Lovestory des Jahres« sind fast ausschließlich RTL-Sendungen nominiert.

Am Nachmittag läuft die Generalprobe. Ein Mann mit Headset und Klemmbrett stößt eine Tür auf, Filiz Rose folgt ihm. Neben ihr läuft eine kleine Frau mit Bademantel und rot gefärbten Haaren: Ariel, der Shootingstar des Realityfernsehens. In den vergangenen zwölf Monaten nahm sie an sechs Sendungen teil. Heute Abend ist sie als »Dramaqueen des Jahres« und »Realitystar des Jahres« und für die »Trennung des Jahres« nominiert. Rose managt sie seit drei Jahren.

Will man verstehen, wie Filiz Rose arbeitet, ist Ariels Karriere das perfekte Anschauungsobjekt. Ariel ist ein Spitzname, den sie wegen ihrer Haarfarbe bekam. Ihr echter Vorname lautet Valeria, ihren Nachnamen hält sie geheim. Gemeinsam mit ihrem damaligen Partner nahm sie 2023 bei »Love Fool« teil, einer Sendung, in der Vergebene tun, als wären sie Single. Wären sie bis zum Finale nicht aufgefliegen, hätten sie 50.000 Euro gewonnen, aber Ariel machte tränenreiche Eifersuchtsszenen.

»Die kann das Reality-Game aufmischen«, habe Rose gedacht, als sie Ariel in der Sendung sah, und flog in die Schweiz, um sie kennenzulernen. »Weißt du noch?«, sagt Rose zu Ariel, die mit einem Teller Nudeln neben ihr sitzt. »Du warst schwanger und dachtest, dein Leben ist vorbei.« »Dachte ich echt«, sagt Ariel. Sie redet mit Schweizer Dialekt und guckt immer ein bisschen angepisst.

»Vertrau mir«, habe Rose damals zu ihr gesagt, und Ariel vertraute ihr.

Die erste Sendung, in die Filiz Rose ihre neue Kandidatin schickte, war »The Real Life #züri«, eine Art Doku über den Alltag von Realitystars. Ariel blieb, trotz Schwangerschaft, präsent. Als Rose sie »The 50« vorschlug, war sie keine Unbekannte mehr. Dann trennte sich Ariel von ihrem Partner. Für Rose war das »Glück im Unglück«, wie sie sagt. Sie schlug das Ex-Paar der Produktionsfirma von »Prominent getrennt« vor. Ariel und ihr Ex-Freund gewannen die Sendung. Anfang dieses Jahres zog Ariel ins Dschungelcamp.

Für Promis wie den Schlagersänger Costa Cordalis oder die Olympionikin Sandra Kiriasis markiert das Dschungelcamp in Australien oft das Ende ihrer eigentlichen Karriere. Für Realitystars ist es der Höhepunkt. Zwei Wochen Livefernsehen, mehr als fünf Millionen Zuschauer, nahezu täglich berichten Medien wie »Bild« und SPIEGEL.

Rose pitcht ihre Leute an die Produktionsfirmen. Die Vorschläge klingen wie Einträge im Klassenbuch: Bei den beiden kriselt es. Wenn der kommt, gibt es bestimmt Streit mit dem. Die flippt aus. Als sie Ariel für das Dschungelcamp vorschlug, habe sie dem Team versprochen: »Die kann Drama.«

In Australien quälte Ariel als einzige Teilnehmerin den Sänger Gil Ofarim mit regelmäßigen Fragen zu seiner Antisemitismulüge. Das Publikum quälte sie dafür mit Dschungelprüfungen. Sie watete durch Innereien, weinte um ihren verstorbenen Vater und erzählte am Lagerfeuer, dass die Erde flach sei. Die einen nervte ihre »Moralkeule«, die anderen sahen in ihr eine »Helldinnenreise«. Filiz Rose hat geliefert.

Wenn man Rose sagt, dass man jemanden von ihren Klienten nicht leiden kann, dann lächelt sie und sagt: »Gut.« Ein Realitystar müsse nicht sympathisch sein. Streit bringt mehr Zuschauer als Liebe.

In Bonn geht der erste Award des Abends an Ariel. Zwei Stunden später überreichte eine Laudatorin Ariel auch den Preis als »Reality-Star des Jahres«. Im glitzernden Kleid steht Ariel auf der Bühne und schaut auf die gläserne Trophäe. Sie wirkt gerührt. »Das bedeutet für mich sehr viel«, sagt sie. Als Jugendliche lebte sie im Heim. Bevor sie von den Gagen leben konnte, arbeitete sie als Kinderbetreuerin. Jetzt ist sie 23 Jahre alt, nach den Awards wird sie nach Thailand

fliegen: Sie ist die neue Schweizer Bachelorette. »Oh mein Gooooooott!«, kreischt sie. Realityfernsehen ist eine Chance für die, die im echten Leben selten eine bekommen.

Filiz Rose steht weit hinten im Publikum und filmt. Sie grinst zufrieden. »Das sind für mich die besten Momente«, sagt sie.

Die Sendungen wirken oft wie ein psychologisches Experiment. Die Produktionsfirmen suchen jemanden, der provoziert, jemanden, der ausrastet, jemanden, der schlichtet. Jemanden, mit dem sich das Publikum identifiziert, und jemanden, den es



Premierengäste, Kandidatin Koç:
Nachschub in der Schicksalsindustrie

hasst. Wie in einer riesigen Gefühls- und Schicksalsindustrie. Je nach Sendung ist dann noch Raum für Clowns und Außenseiterinnen, Strategen und Ballköniginnen. Realityfernsehen ist Schulhof, nur vor einem Millionenpublikum.

Filiz Rose achtet genau darauf, dass ihre Klienten verschiedene Temperamente haben. So kann sie möglichst viele von ihnen in derselben Sendung unterbringen. Wenn Ariel die Dramaqueen ist, ist Yeliz Koç die Kühle. Andere Kandidaten provoziert genau das. Langweilig sei sie, falsch im Reality-TV.

In einer Folge von »Kampf der Reality Allstars« sieht man Kader Loth, wie sie mit der Sängerin Loona durch den Sand läuft. Loth ist ein Urgestein des Realityfernsehens. Sie begann in den Nullerjahren bei »Big Brother«, inzwischen hat sie an fast 40 Sendungen teilgenommen. Vor 20 Jahren pinkelte Frédéric Prinz von Anhalt in der Sendung »Die Burg« in ihr Badewasser, jetzt treffen die beiden als »Allstars« aufeinander.

»Die sind alle beim selben Management«, sagt Kader Loth, während Loona neben ihr läuft, »die Schwester von ihr ist die Managerin. Die schützen sich.«

Drei Kandidaten hat Filiz Rose in der Sendung platziert. Yeliz Koç, Cecilia Asoro und Serkan Yavuz. Sie sagt, der Vorwurf treffe sie, dass es Absprachen unter ihren Kandidaten gebe, um gemeinsam ins Finale zu kommen. »Dass Leute nett zueinander sind, die Freunde sind, dafür kann ich ja nichts.« Ihre wichtigste Aufgabe sei es, alle gleichzubehandeln. Wenn es Streit zwischen ihren Klienten gebe oder ein Paar sich trenne, dann müsse sie sich heraushalten. Oder sie in die nächste Show schicken.

Im Kandidatenportfolio von Rose ist Serkan Yavuz der freundliche Clown. Eigentlich wollte er auch zur »Kampf der Reality Allstars«-Premiere kommen, aber er musste sich um die Kinder kümmern. Also hat er zu sich nach Hause eingeladen, nach Dachau, in eine Neubaudoppelhaushälfte. Der Wohnbereich ist pastellig und aufgeräumt, nur in einer Ecke stapeln sich Spielzeuge seiner Töchter, darunter ein Mini-Dyson-Staubsauger.

Yavuz buhlte um die Bachelorette in Griechenland, lernte bei »Bachelor in Paradise« auf Koh Samui seine Partnerin kennen, ging nach dem Ende der Beziehung zu »Prominent getrennt«. Er war in Gameshows, Datingshows, Trennungsshows.

Dennoch sagt er: »Geh nicht in die Realityschiene.« Er habe jeden Tag Angst, dass er keine Angebote mehr bekomme. »Die Realitywelt ist schnelllebig. So viele denken, sie seien große Nummern, und laufen in die Privatsolvvenz.«

Er ist kein Macho, sondern der nette Typ. Die Harmlosigkeit wird noch unterstrichen von seinem rollenden R. Er ist in Regensburg aufgewachsen, lernte Dachdecker, studierte Bauklimatik. Weil die Zugangsdaten am ersten Tag seines Praktikums nicht funktionierten, habe er sich aus Langeweile bei der »Bachelorette« beworben.

Für seine Teilnahme bot ihm die Produktionsfirma 1500 Euro an. Nach vier Wochen auf Kreta schied er aus. Und habe nach genau 17 Stunden einen Anruf bekommen: Ob er nicht Lust habe, bei »Bachelor in Paradise« mitzumachen, dem Spin-off. Er habe abgesagt, doch die Produktionsfirma ließ nicht locker – und bot ihm 4000 Euro. Er,

der Student, habe gedacht: »Jetzt bin ich wirklich der König der Welt.«

In der Sendung lernte er seine Partnerin kennen, die brachte ihn zu ihrer Managerin Filiz Rose. Rose fragte ihn, ob er nicht Lust habe, auf Instagram ein Duschgel für Männer zu bewerben. Er sagte zu und zahlte ihr eine Provision für die Vermittlung.

Auch das hat die Branche verändert: Neben den Gagen für die Sendungen verdienen eigentlich alle Realitystars auch Geld mit Social Media. Mit jeder neuen Sendung kommen neue Follower. Wer besonders schlau ist, setzt die Dramen aus dem Fernsehen auf seinem eigenen Account fort. Die Klienten von Rose verdienen heute mehr Geld mit Social-Media-Werbung als mit den Sendungen. Will jemand nur noch als Influencer arbeiten, rät Rose ihm zu einem anderen Management. »Ich bin für mehr bestimmt, als Instagram-Kooperationen zu verhandeln«, sagt sie.

Bis heute haben Yavuz und sie keinen offiziellen Vertrag, sondern nur eine lose Vereinbarung auf WhatsApp. »Ich vertraue ihr blind«, sagt er. Sie nennt ihn »Serki«.

In der Realitywelt will Filiz Rose ein Gegenentwurf zu den problematischen Managern sein. Sie will nicht protzig wirken oder so tun, als wäre das Leben ihrer Klienten ein Ausverkauf. Sie winkt ab, wenn es um Verträge geht. Das sei nicht so wichtig. »Ist vielleicht dumm«, sagt sie. Vielleicht ist es aber auch schlau, weil es sich für ihre Klienten nach Freundschaft statt nach Geschäft anfühlt.

Über Gagen möchte Rose nicht sprechen. Viele Verträge verbieten das. Yavuz spricht immerhin über die Summen, die er beim Reality-TV schon gewonnen hat: Für einen Kampf beim »Sat1-Promiboxen« habe er 9800 Euro bekommen, für seine Zeit bei »Kampf der Reality Allstars« habe es 10.000 Euro gegeben, im »Sommerhaus der Stars« 25.000 Euro. In der Sendung »The Summit«, in der die Kandidaten einen Berg in Neuseeland besteigen sollen, gewann er 478.000 Euro. Rose sagt, an den Geldgewinnen verdiene sie nicht mit.

Dass es für Serkan Yavuz in den vergangenen Jahren so gut lief, liegt auch an seiner Nochehefrau Samira Yavuz, die er bei seiner zweiten Teilnahme bei »Bachelor in Paradise« kennenlernte und die heute auch von Filiz Rose gemanagt wird. Sie heirateten und bekamen zwei Kinder. Keine Fake-Beziehung, sondern die große Liebe. Jedenfalls bis bekannt wurde, dass Yavuz seine Frau betrogen hatte. Samira trennte sich von Serkan. Ein Drama zwar, aber nicht schlecht für die Reichweite der Beteiligten. Man muss es so sagen: Sie haben das Beste daraus gemacht. Samira und Yavuz' Affäre Eva Benetatou, ebenfalls Realitygesicht, zogen im Januar ins Dschungelcamp. Samira wurde Zweite.

Und Serkan Yavuz? Bekam Hassnachrichten und kündigte ein Videostatement an.

Aufserkan-die-wahrheit.de lud er ein Video hoch, in dem er sein Verhalten erklären wollte. Für den Clip verlangte er 1,19 Euro. Darin wiederholte er nur, was er schon oft gesagt hatte: dass er schuld an allem sei und seine Familie verloren habe. 200.000 Euro habe er eingenommen.

Eine Sache hätten er und Samira sich nach der Trennung versprochen, erzählt er: Sie würden niemals zu »Prominent getrennt« gehen – »um die Kinder zu schützen«. Die Anfrage habe es natürlich gegeben.



Managerin Rose (M.), Schwestern Koç, Rose:
»Endlich wird sie gesehen«

Öffentliche Liebe, öffentliche Zusammenbrüche, öffentliche Demütigung. Filiz Rose sorgt für ständigen Nachschub in dieser Schicksalsindustrie.

Es ist Ende November des vergangenen Jahres, als Filiz Rose durch die Flure des Sportstudios von Sky in der Nähe von München läuft. An den Wänden hängen Fotos von Yeliz Koç, zusammen mit ihrer Tochter und Jimi Blue Ochsenknecht. »Als Field-Reporterin«, sagt Rose, »war ich hier manchmal.« Heute ist sie zurück, weil die neue Sky-Sendung »Yeliz & Jimi: We Are Family?!« Premiere feiert.

In vier Folgen kann man Koç und ihrem Ex-Freund Ochsenknecht dabei zusehen, wie sie versuchen, gemeinsam Eltern für ihre Tochter zu sein. Die Idee entwickelte Filiz Rose zusammen mit Sky. Die Dreharbeiten begannen, nachdem Ochsenknecht aus der Untersuchungshaft entlassen wurde. Er saß wegen Betrugsvorwürfen.

Im Sportstudio sitzen Yeliz Koç und ihr Ex-Freund nebeneinander auf einer hellen Couch. Im Publikum sind Mitarbeiter und Influencer. Auf den Bildschirmwänden laufen Ausschnitte der ersten Folge.

»Was macht ein guter Vater?«, fragt Koç in einem Clip, »ich weiß es nicht, ich hatte nie einen.«

Der abwesende Vater ist oft Thema zwischen den beiden Schwestern. »Wenn er da war, hat er sich nur für meinen Sport interessiert«, sagt Filiz Rose. »Sogar an Yeliz' Geburtstag.« Sie habe sich verantwortlich gefühlt, vielleicht sogar schuldig. Für die Traurigkeit der kleinen Schwester, den schlechten Freundeskreis. »Ich wollte unbedingt den Fokus auf Yeliz lenken«, sagt sie.

Aus der antriebslosen Kosmetikerin ist ein Star geworden. Sie war bei »Promi Big Brother«, im Dschungelcamp. Sie hat fast eine Million Follower auf Instagram und jetzt auch noch eine eigene Sendung über ihr Leben. Es wirkt, als würde Menschen wie ihr ein Filter fehlen, der das Leben in öffentlich und privat einteilt.

Filiz Rose steht im Studio und blickt zu ihrer Schwester, die Fotos mit dem Publikum macht. »Endlich wird sie gesehen«, sagt sie. Wenn nicht vom eigenen Vater, dann von Hunderttausenden Zuschauern.

Wenige Tage später wird Koç nach Südafrika fliegen, für das nächste Format. »Prominent verwandt« wird Promikinder und deren Eltern zeigen. Yeliz Koç ist mit ihrem Vater dabei.

»Sie hat noch nie so viel Zeit mit unserem Vater verbracht«, sagt Rose. Natürlich war die Teilnahme ihre Idee.

Warum hält sie das Fernsehen für einen guten Ort, um einen Familienkonflikt zu lösen? »Kein Handy, kein Einfluss von außen, man kann nicht weglaufen«, sagt sie. »Ich habe zu unserem Vater gesagt, dass es eine Chance ist, mal ein bisschen Zeit mit Yeliz zu verbringen.«

Im Sommer warten die Schwestern auf die Ausstrahlung. RTL hat bislang keinen Sendetermin bekannt gegeben. Yeliz Koç sagt, die Dreharbeiten seien richtig eskaliert. Und Filiz Rose sagt: »Schön wird es nicht für mich, das im Fernsehen anzuschauen. Aber ich glaube, dass es gut ist. Die Leute werden Yeliz ganz neu kennenlernen.«

Vielleicht ist es das, was sie so erfolgreich macht. Es ist nicht nur das Geld oder die Aufmerksamkeit. Filiz Rose glaubt an die Wirkung von Reality-TV. **S**

Erde gegen Venus

Alles Gutsch Über Schlaflosigkeit, eine Fußball-WM im Weltall und die Liebe zu Außenseitern

Von Jochen-Martin Gutsch

Es war kurz vor drei Uhr in der Nacht, als ich aufwachte und die Zimmerdecke anstarrte. Manchmal hilft es, die Zimmerdecke anzustarren, weil es so öde ist und der Schlaf dann zurückkehrt. Man darf nichts Aufregendes tun oder denken bei Schlaflosigkeit. »Keine Reize setzen«, sagt mein Arzt.

Meist höre ich irgendwas abgrundtief Langweiliges auf Deutschlandfunk. Gedichte von Tomas Tranströmer oder einen Beitrag über Menschen mit religiösen Zwangsstörungen. Oder einen polnischen Sender. Da ich des Polnischen nicht mächtig bin, ist die Reizarmut geradezu perfekt. Manchmal aber stelle ich mir vor, worüber die polnischen Stimmen wohl reden mögen, und ich wünschte, sie würden über die »Brühpolnische« reden. Über Wurst. Der deutsche Begriff Brühpolnische ist von jener verwunschenen phonetischen Schönheit, die man nicht erklären kann, sondern nur still gustieren. Essen möchte ich eine Brühpolnische keineswegs – aber hören könnte ich sie jeden Tag. Macht mich meine Insomnie langsam verrückt?

Zum Glück gibt es jetzt die Fußball-WM. Für Menschen mit Schlafstörungen sind die nächtlichen Anstoßzeiten ein Glücksfall. Ich saß um vier Uhr vor dem Fernseher, um mir Südkorea gegen Tschechien anzusehen – ein Spiel mit Einschlafgarantie. Kaum ein Mensch ohne Insomnie (Südkoreaner und Tschechen ausgenommen) wird je in Ver-zückung geraten, wenn Südkorea gegen Tschechien spielt, eine Ansetzung, die schon vor dem Anpfiff das Odeur von Tristesse verströmt.

Leider lief das Spiel nur bei Magenta TV. Ich habe fluchend versucht, Magenta TV auf meinem Fernseher herunterzuladen. Nachts um vier in Unterhosen auf der Couch sitzend. Und in diesem Moment fühlte ich mich unendlich einsam und wie ein gottverdammter Loser.

Schön wäre, wenn es irgendwo in Berlin ein Public Viewing für diese Nachtspiele gäbe. Eine Bar, wo die Schlafgestörten zusammenfinden, das Treibgut der Nacht wie im Bild »Nighthawks« von Edward Hopper. Und sich dort vermischen mit den einsamen Fans von Südkorea, Neuseeland oder Usbekistan. Die Stimmung ist angenehm verschlafen. Niemand brüllt »Schlaaand«! Man trinkt Kaffee statt Bier. Vielleicht gibt es Liegestühle, und aus manchen Ecken ist Schnarchen zu vernehmen, bis einem jemand sanft auf die Schulter tippt und flüstert: Tor für Usbekistan!

Viele Leute beschwerten sich jetzt, dass die Fußball-WM zu »aufgebläht« sei mit 48 Mannschaften. Aber es ist noch nicht das Ende. Vor einigen Jahren träumte der alte Fifa-Boss Sepp Blatter von einer WM im Weltall. »Wir hätten

nicht nur eine Weltmeisterschaft, sondern interplanetare Wettbewerbe«, sagte Blatter. Wie wäre das wohl? Erde gegen Venus. Jupiter gegen Mars. Der Mond ist auch qualifiziert. Gefürchtet ob ihrer Physis sind die Klingonen. Während die Vulkanier als Taktikfüchse gelten.

Der aktuelle Fifa-Boss Gianni Infantino möchte »das Fußballfieber in mehr Ländern schüren«. Ich fand es immer schön, dass es noch Weltgegenden gab mit Menschen, denen der Fußball egal war. Ich habe 2005 in New York das Champions-League-Endspiel AC Mailand gegen den FC Liverpool gesehen. In der Sportsbar in Manhattan saßen genau drei Menschen: ich, der Wirt und eine Touristin aus Japan, die sich verlaufen hatte. In Kanada jagen die Menschen gern

Elche oder spielen Eishockey, in Indien spielen sie Cricket, in Neuseeland Rugby und in Afghanistan Buzkashi – ein Reiterspiel mit einer Art Ball, wobei der Ball aus einer toten Ziege besteht. Oder, wenn Ziegen knapp sind, aus einem toten Kalb. Dort sagt niemand: »Wir wollen das Buzkashi-Fieber in mehr Ländern schüren!« Das Unangenehme am Fußball ist dieser Weltherrschaftsanspruch.

Die Gier.

Mittlerweile spüre ich eine wachsende Liebe zu den unbekannteren Mannschaften. Sie sind Außenseiter wie ich, der Typ, der nicht schlafen kann. Und ich lerne auch einiges. Ich wusste nicht, dass Curaçao ein Land ist und nicht nur ein Likör mit der Farbe von Schlumpfeis. Ich wusste nicht, wo Kap Verde

liegt (im Atlantik gegenüber vom Senegal). Ich wusste nicht, dass die Demokratische Republik Kongo, die früher Zaire hieß, heute an die Republik Kongo grenzt. Ja, es ist verwirrend, dass es den Kongo doppelt gibt. Ich wusste nicht, dass der Iraker Ayman Hussein, Schütze eines famosen Kopfbaltors gegen Norwegen, mit zwölf Jahren seinen Vater verlor bei einem Terroranschlag von al-Qaida. Und später auch seinen Bruder – entführt von der Terrormiliz »Islamischer Staat«.

Ich weiß nur, dass die Nachricht, dass im deutschen Mannschaftsquartier vor Kurzem eine Schlange gesichtet wurde, dagegen so interessant ist wie ein Loch im Strumpf.

Vielleicht bin ich der einzige Mensch, der bislang alle WM-Spiele gesehen hat. Also: fast. Ausgerechnet in jener Nacht, als um drei Uhr Argentinien spielte, die Mannschaft, deren Fan ich seit Kindheitstagen bin, und Messi drei Tore schoss, schlief ich so gut und fest wie seit Langem nicht. Aber schon in der Nacht darauf, beim Knaller Ghana gegen Panama, war ich wieder hellwach. Ach, fuck you, Insomnie. **5**



WIRTSCHAFT



KI-Butler für den Einkauf

Handel Amazon und Google haben mächtige Bots gezüchtet, die autonom in Onlineshops einkaufen sollen. Klassische Händler ziehen nach. Geben Kunden die Kontrolle ab?

Wer die Zukunft des Einkaufens ausprobiert, braucht bei Otto Sinn für Humor. Seit März testen Kunden den ersten KI-Assistenten des Hamburger Onlinehändlers: einen Chatbot, der sprechen kann wie ein menschlicher Verkäufer. »Genie« haben ihn einige Mitarbeiter intern getauft, englisch ausgesprochen wie Dschinni, der berühmte Flaschengeist.

Wie im Märchen soll er Kundinnen und Kunden Wünsche erfüllen, sie zielsicher durch das Otto-Sortiment von rund 19 Millionen Produkten führen. Dabei kommt »Genie« bisweilen jedoch durcheinander.

Auf die Frage nach Toiletten garnituren zeigt der KI-Assistent passende Modelle, auch mit Absenkautomatik – »super praktisch«. Danach soll er ein Kleid für eine Hochzeitsfeier in Italien suchen. »Nach Italien klingt toll«, schmeichelt er, »vielleicht ein leichtes, fließendes Kleid.« Er habe »einige elegante Kleider für die Hochzeit angezeigt«, behauptet der Bot – und blendet die Treffer ein: weiße Klodeckel.

Blaue Sterne blinken auf, während der Shoppingassistent versucht, die Anzeige zu korrigieren. Von einem weißen Etuikleid schwärmt er dann, das auf dem gezeigten Bild gar nicht weiß ist. Darauf aufmerksam gemacht, räumt der Bot ein: »Das stimmt, es ist eher beige.« Dabei ist es dunkelblau.

»Ich habe mich vertan«, gesteht der Einkaufshelfer schließlich.

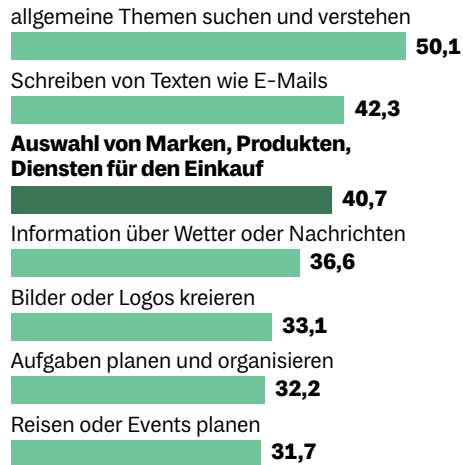
»Genie« ist die Reaktion von Otto, 1949 als Versandhandel gegründet, auf die KI-Revolution. Digitale Einkaufsbutler sollen Kunden künftig das nervtötende Stöbern in virtuellen Verkaufsgregalen abnehmen, damit sie – so zumindest die Hoffnung der Händler – in noch kürzerer Zeit noch mehr Jeans, Smartphones oder Anti-Aging-Cremes ordern.

Amazon und Google haben gerade ein Wettrüsten gestartet. Die US-Techkonzerne züchten KI-Shopping-Agenten, die präzise analysieren sollen, was ihre Nutzer mögen und kaufen würden: Die Bots kennen ihre bisherigen Einkäufe und damit ihre Vorlieben. Sie wissen sogar über Einkaufspläne Bescheid, wenn Kunden sich zuvor mit der KI darüber unterhalten haben. Auf diese Weise gebriert, sollen die Einkaufshelfer Produkte mit der kürzesten Lieferzeit finden, mit den besten Testergebnissen, bei Bedarf Geschenke für anstehende Geburtstage auswählen oder den Einkauf für die Gartenparty regeln.

Zunehmend werden die KI-Agenten autonom agieren. Sie könnten künftig auf Wunsch automatisch das neueste Buch der angesagten Krimiserie kaufen, sobald es erscheint. Selbstständig jeden Monat den Lieblingstee ordern oder die begehrte Handyhülle, sobald sie billiger als die vorgegebene Preisgrenze angeboten wird. Sogar das Bezahlen ließe sich künftig delegieren, sofern Kunden

Beliebter Ratgeber

Wofür Konsumenten* in Deutschland KI nutzen, in %



* Befragt wurden 401 Menschen in Deutschland.

Quelle: McKinsey, Stand: Dez. 2025

die Kreditkarte und ein Limit für Zahlungen hinterlegen.

Dieses smarte Shopping klingt wie ein Segen und ist zugleich ein Fluch. Niemand müsste mehr durch endlose Kolonnen von Produktbildern scrollen, um sich Wünsche zu erfüllen. Wirklich treffsicher werden die KI-Agenten indes nur agieren, wenn ihre Nutzer viele persönliche Informationen preisgeben. Im Gegenzug für die Hilfe geben Kunden die Kontrolle über ihren Einkaufswagen an die KI ab – eine riskante Entscheidung.

Der KI-Assistent ist in erster Linie seinen Schöpfern verpflichtet, Handelskonzernen wie Otto und Techriesen wie Amazon, die nach Marktmacht streben. Schaffen ihre Bots es wirklich, stets das passende und preiswerteste Produkt für ihre Kunden auszuwählen? Und sollen sie das überhaupt – oder lenken die Konzerne die Einkaufshelfer am Ende doch zu den Produkten, die ihnen die höchsten Gewinne einbringen?

Fest steht: Der Einkauf mithilfe digitaler Agenten – neudeutsch: »Agentic Commerce« – ist kein Hype, der bald wieder verschwindet. Er verschärft den Wettkampf unter den Händlern – und hat das Zeug, ihren Draht zu den Kunden zu kappen. Für beide Seiten, Händler wie Kunden, gilt: Von der KI-Re-

volution kann nur profitieren, wer die Bots geschickt für sich nutzt.

US-Techriesen preschen vor

Bis 2030, schätzt die Unternehmensberatung McKinsey, wickeln Shoppingagenten bis zu fünf Billionen Dollar E-Commerce-Umsatz ab. Eine Analyse der Berater ergab: 84 Prozent der Verbraucher in Europa nutzen bereits KI im Alltag, mehr als ein Drittel auch zur Produktsuche. Immer mehr Kunden lassen KI-Bots wie ChatGPT oder Perplexity die Zahl passender Artikel eingrenzen. Und das ist erst der Anfang: Das Einkaufserlebnis werde sich in kurzer Zeit radikal verändern, sagt Tiffany Wendler, Handlungsexpertin bei McKinsey, »ähnlich wie in der Anfangszeit des E-Commerce«.

Bislang beschränken sich Kunden vor allem auf Produktempfehlungen der KI. Das Vertrauen, Bots den Einkauf komplett zu überlassen, von der Auswahl bis zur Bestellung, fehlt den meisten: »Konsumenten sind momentan bereit, Kognition auszulagern«, sagt Wendler, »viele möchten aber noch nicht die abschließende Kontrolle abgeben.«

Die Erfahrung zeigt allerdings: Kunden lieben es bequem. Hat sich KI als nützlich erwiesen, ist der Widerstand schnell gebrochen.

Den Beweis liefert Amazon mit seinem Sprachassistenten Alexa. Millionen Haushalte lassen ihr Licht über das System dimmen, über die konzerneigenen Echogeräte Musik abspielen oder Rezepte anzeigen.

Vor zwei Jahren installierte der Handelsriese in seinem Onlineshop den KI-Einkaufsberater Rufus. Kurz darauf kam »Buy for Me« (»Kauf für mich«) dazu, womit Amazon Nutzern ermöglicht, Produkte bei Dritthändlern außerhalb der eigenen Plattform zu kaufen. Kürzlich hat das Unternehmen all diese Bots zu einem besonders schlagkräftigen KI-Agenten verschmolzen: »Alexa for Shopping« soll über alle Endgeräte hinweg – vom Smartphone über Echo bis zum TV-Stick – die Konsumgewohnheiten der Nutzer herausfinden und ihnen zu jeder Lebenslage die passenden Produkte anbieten. Im freundlichen Plauderton präsentiert er rechtzeitig zum Hochzeitstag eine Geschenkliste für den Ehepartner. Ist die Waschmaschine defekt, kann der KI-Butler beraten, welches Ersatzteil benötigt wird.

»Ein persönlicher Einkaufsexperte« sei das, »der dich bereits kennt und sich deine Vorlieben, vergangenen Käufe und Gespräche merkt«, sagt Rajiv Mehta, bei Amazon zuständig für Shopping per Sprach-KI. Das Potenzial des Bots scheint gewaltig: Schon sein Vorgänger Rufus erreichte mehr als 300 Millionen Kunden allein im Jahr 2025. Zunächst startet der Shoppingagent jedoch nur in den USA, was damit zusammenhängen dürfte, dass Europas Kunden sensibler beim Thema Datenschutz sind.





Otto-Chef Ewenstein: Lotsen KI-Bots Käufer zu Konkurrenten?

Der Google-Mutterkonzern Alphabet geht sogar einen Schritt weiter. Er will diesen Sommer in den USA einen intelligenten Einkaufswagen, das »Universal Cart«, scharf stellen.

Wo auch immer Kunden im Netz auf einen Wunschartikel stoßen, beim Googeln, in YouTube-Clips, beim Chatten mit dem Google-KI-Bot Gemini: Der virtuelle Warenkorb soll für die ausgewählten Produkte die günstigsten Preise finden, Lieferzeiten vergleichen und sie sogar automatisch einkaufen, wenn er dafür freigeschaltet wird. Geplant ist auch ein Warnsystem, das Kunden beispielsweise davon abhält, die falschen Kapseln zur Kaffeemaschine im Warenkorb mitzubestellen.

Doch wo endet guter Kundenservice, wo beginnt das Eigeninteresse der Tech- und Handelsriesen? Was, wenn die neuen Superagenten einzelne Händler schlicht übergehen, weil zum Beispiel Alexa lieber eigene Amazon-Marken oder bevorzugte Handelspartner anpreist? Wo bleibt die Markttransparenz, wenn die Höhe der Werbeausgaben bei Google darüber bestimmt, was der Shoppingagent auswählt?

Natürlich weisen Unternehmensvertreter solche Befürchtungen zurück. Dennoch sehen klassische Händler das Risiko, dass sie in den Trefferlisten über kurz oder lang gar nicht mehr auftauchen.

»Sobald KI-Agenten fürs Einkaufen wirklich funktionieren, werden sich Menschen schon aus Bequemlichkeit helfen lassen. Wählt die KI dann passende Produkte aus,

müssen Händler sich fragen, wie sie Teil dieser Entscheidung werden«, sagt E-Commerce-Experte Stefan Wenzel, einst Manager bei Ebay, Otto und Tom Tailor. »Wer von der KI nicht für relevant befunden wird, findet in diesem Markt nicht mehr statt.«

Die Folge: Buchverkäufer, Schuhhändler, selbst Lebensmittelkonzerne überlegen mittlerweile, eigene KI-Lösungen zu entwickeln. Genau wie Otto.

Der Handel schlägt zurück

Boris Ewenstein soll den Onlinehändler vor dem Untergang bewahren. Schwungvoll wirft der 48-Jährige, seit März Otto-Chef,



einen schwarzen Rucksack über seine Schulter. Er habe kein Büro, entschuldigt sich Ewenstein für sein Gepäck, sei ständig nur unterwegs.

Sein Arbeitsort an diesem Tag: ein grellweißes Lagerhaus im Hamburger Osten, Baujahr 1969. Dort ließ das Unternehmen vor zwei Jahren einen 38 Meter hohen Lichthof hineinfärsen und das Gebäude als neue Firmenzentrale umbauen. Nun rufen sie bei Otto ein »Aufbruchzeitalter« aus.

Ewenstein sucht eine Antwort darauf, wie der Händler weiter Kunden findet – und umgekehrt: wie die Kunden noch zu Otto finden. Groß scheint die Gefahr, dass fremde KI-Bots die Käufer zu Konkurrenten lotsen und zugleich Otto als Marktplatz für andere Händler überflüssig machen. Setzen sich die KI-Plattformen durch, droht klassischen Händlern das Schicksal, zu reinen Lieferanten degradiert und verdrängt zu werden.

»Wir müssen es schaffen, dass die Menschen weiter direkt zu uns kommen«, sagt Ewenstein. Dabei setzt er große Hoffnung in »Genie«, den eigenen Bot. Den sollen seine Leute schrittweise zum KI-Agenten hochrüsten, damit er eigenständig Produkte vergleichen und Kunden mit gezielten Vorschlägen zum Kauf animieren kann. Denkbar sei auch, den Otto-Assistenten auf andere Plattformen zu schicken, um den Konsumenten eine größere Auswahl zu ermöglichen.

»Eine rasante Entwicklung ist das«, sagt Ewenstein, der zuvor beim Modehändler Zalando arbeitete. Um die epochalen Veränderungen festzuhalten, lohne es sich, Tagebuch zu führen: »So protokollarisch wie bei »Star Trek«, jener TV-Serie, in der die Raumschiffcrew zu fernen Planeten reist. Er hoffe, schiebt Ewenstein hinterher, »das Projekt wird eher wie »Star Trek« als wie »Star Wars«, eher Entdeckungstour statt Krieg.

Momentan stehen die Zeichen eher auf Krieg. Selbst KI-Vorreiter wie Amazon müssen fürchten, die Kontrolle über die Kunden zu verlieren. Ende 2025 verklagte der Konzern den KI-Anbieter Perplexity. Der hatte Kunden ermöglicht, den KI-Agenten im Webbrowser Comet bei Amazon einzukaufen zu lassen – was dem Konzern zwar Käufer bescherte, ihn aber der Möglichkeit beraubte, seinen Kunden bei Kaufabschluss noch weitere Produkte anzubieten. Das sei nicht erlaubt, kritisierte Amazon. Dabei bot der Shoppingkonzern selbst Produkte anderer Händler über »Buy for Me« ohne deren Erlaubnis an. Mehrere betroffene Firmen beklagten sich. Amazon erklärte daraufhin, die Händler könnten ihr Angebot bei Amazon ja wieder löschen lassen.

Im Kampf um die Kunden tastet sich Otto vergleichsweise behutsam vor. Zunächst gilt es, die Kinderkrankheiten solcher Bots zu heilen.

Anfangs habe der Assistent nicht immer begriffen, welches Produkt tatsächlich an-

gezeigt werde, sagt Otto-Produktmanager Arne Vogt. Vor allem wenn es plötzlich um unterschiedliche Sortimente ging. Viele solcher Fehler seien ausgeräumt. »Dafür ist die jetzige Testphase so bedeutsam«, sagt Vogt. Eine 100-prozentige Kontrolle über die Ergebnisse sei bei KI nicht möglich. Otto könne jedoch »bestmöglich vorgeben, wie sie sich verhalten soll und durch intensive Tests dafür sorgen, dass sie das in der überwiegenden Mehrheit der Fälle auch tut«.

Rund 20.000-mal am Tag nutzen Kunden den Otto-Bot derzeit. Anhand ihrer Erfahrungen würden die Anweisungen an den KI-Assistenten optimiert. Zusätzliche Programme mit künstlicher Intelligenz überwachen die Kundengespräche. So werde versucht, Fehler in den Antworten des Assistenten zu reduzieren. Ein Kunde, der nach veganen Schuhen gefragt habe, sei von der KI geblockt worden, sagt Vogt: womöglich weil sie von einer Ernährungsberatung ausging. Die ist dem Bot nicht erlaubt. So etwas passiere jedoch kaum noch: Nur in einem Prozent der Fälle greife ein Sicherungsmechanismus ein, weil der Assistent mit einer Antwort gegen definierte Standards verstoßen würde. Die Anpassungen seien eine »große Herausforderung«, sagt Vogt.

Die Mühe des Otto-Managers dürfte sich lohnen, ergaben interne Erhebungen. Der Wert der Waren, die Kunden über den sprechenden KI-Assistenten bestellten, lag um satte 40 Prozent höher als bei einer herkömmlichen Produktsuche.

Einen weiteren Vorteil können Händler mit eigenen Filialen ausspielen: In physischen Läden, sagt McKinsey-Beraterin Wendler, lasse sich Shopping als Event inszenieren. Da kann KI nicht mithalten.

Von menschlichen Verkäufern lernen

Martin Stolzenberger, Chef des bayerischen Outdoor-Händlers Bergzeit, geht in seiner Freizeit klettern und bouldern. Beruflich fragt sich der 42-Jährige, wie er künstliche Intelligenz mit seinen Läden vereinen kann. Holz bedeckt die Fassaden seiner beiden Filialen in Gmund und Holzkirchen. Innen bietet er Stiefel und Jacken für Wandertouren, Skiabenteuer und die alpine Kletterwand an. Vor allem beschäftigt er menschliche Mitarbeiter, die alte Bergschuhe neu besohlen können. Die aus eigener Erfahrung wissen, welche Ausrüstung der Kunde für eine Alpenüberquerung benötigt.

Den Großteil seiner rund fünf Millionen Kunden hat Stolzenberger jedoch auf anderem Weg gewonnen: über seinen Online-shop. »KI-Agenten werden jetzt das Thema schlechthin«, sagt Stolzenberger, »doch keiner weiß, ob wir von denen als Anbieter überhaupt in Betracht gezogen werden.« Besonders der neue Google-Bot beschäftigt ihn. Der greife gezielt »auf den freien Markt



Bergzeit-Chef Stolzenberger: Künstliche Intelligenz mit eigenen Läden vereinen

zu«, auf Händler wie Bergzeit. Für Stolzenberger bedeutet das: Seine Marke muss mehr denn je aus der Masse herausstechen.

Ein internes Team beschreibt jedes Produkt so präzise wie möglich, damit externe KI-Agenten auch Schuhe oder Kletterhelme aus dem Bergzeit-Store anbieten. Die Bots sollen erkennen, dass dieses Shirt, jener Rucksack exakt zur Frage der Nutzer passt. Die Verkäufer aus den Läden speisen ein, was die Kunden am meisten interessiert – und welche Antworten sie überzeugen.

Expertentipps und echte Erfahrungen lockten auch die KI-Agenten von außen, sagt Stolzenberger. Je tiefer die Expertise, desto besser. Die simple Information, dass ein Schuh wasserdicht ist, reicht heute nicht mehr aus. Mittlerweile muss ein Anbieter hinterlegen, dass ein Schuhmodell geeignet ist, zwei Stunden mit dem Hund durchs nasse Gras zu stapfen. Denn mit derart präzisen Aufträgen schicken Kunden ihre Bots los. Händler, die darauf nicht reagieren können, finden nicht mehr statt.



Um nicht im Nirwana des Internets zu verschwinden, hat Bergzeit auch einen eigenen KI-Berater entwickelt. Seit einigen Wochen ist er auf der Website aktiv. Dorle Freismuth, bei Bergzeit zuständig für das digitale Kundenerlebnis (»User Experience«), muss dafür sorgen, dass der Bot richtig antwortet. Ihr Job gleicht einer Geduldsprobe.

Mit Farben hat der Einkaufshelfer ähnliche Probleme wie der Otto-Bot. Bei einer längeren Beratung habe er einmal unvermittelt gefragt, welcher Schuh denn nun gewünscht werde, sagt Freismuth. Dabei ging es um eine Jacke. Ein anderes Mal empfahl der Einkaufshelfer eine Herrenjacke, obwohl er es mit einer Kundin zu tun hatte. Ständig müssten sie nachjustieren, klagt die 42-Jährige. Das Angebot für Damen etwa habe die KI oft schlicht ignoriert.

Die Hoffnung vieler Händler: Am Ende könnten die Bots im Onlineshop mindestens genauso gut beraten wie die Menschen in der Filiale – und so den Service im E-Commerce erheblich verbessern. Doch davon sind viele Bots weit entfernt.

Bergzeit-Mitarbeiterin Freismuth befürchtet sogar, KI-Verkäufer könnten in ihrem Eifer Kunden verschrecken. Sie neigten dazu, immer weiterzufragen: noch eine andere Farbe? Vielleicht doch eine Kapuze an der Jacke? »Das verunsichert«, sagt Freismuth.

Dann kämen die Kunden noch mal ins Grübeln »und kaufen lieber doch nichts«.

Kristina Gnirke

Transformation der Stachelechse

Karrieren Die Politökonomin Maja Göpel war der Shootingstar der Nachhaltigkeitsszene. Ihr Kampf gegen die Zerstörung von Umwelt und Klima läuft derzeit aber ins Leere. Sie sucht neue Verbündete.

Man sieht es Maja Göpel an, wenn sie widersprechen möchte, es aber gerade nicht kann. Sie drückt dann ihr Kreuz durch, lächelt freundlich, der Blick angriffslustig.

Mit Bundesbildungsministerin Karin Prien (CDU) spricht sie an diesem Tag Ende Januar im Kabarett-Theater Distel in Berlin. »Missverstehen Sie mich richtig« heißt die Gesprächsreihe, die Göpel im Wechsel mit Ulrike Herrmann, Gregor Gysi und Kevin Kühnert moderiert.

Die Ministerin hat gerade die Technologieoffenheit für Pkw-Motoren verteidigt. Da kann sich Göpel, 49, nicht mehr bremsen. »Nee, nee, nee, nee«, grätscht sie ins Gespräch. Das seien »symbolpolitische Kleinkämpfe«, genau »wie das mit dem Gendern riesig aufgeblasen wurde«. Jetzt reicht es Prien. »Sorry«, sagt sie, dieses Land bestehe eben nicht nur aus Berlin-Mitte, sondern aus »Kleinstädten, ländlichen Räumen«: Die Leute dort »zeigen einem den Vogel bei den Diskursen, die wir hier führen«.

Streit, Disput, Zuspitzung. Göpel ist spürbar in ihrem Element. »Ich danke so herzlich, dass wir uns hier ein bisschen reiben und ringen konnten«, sagt sie gegen Ende.

Maja Göpel ist die Reizfigur der Nachhaltigkeitsszene in Deutschland. Sie ist kämpferisch. Sie eckt an. Sie ist emotional. Für ihre Gemeinde ist die Politökonomin ein Star. Andere reizt sie bis zur Weißglut. Wenn hierzulande über die großen Krisen gesprochen wird – Klima, Ungleichheit, Demokratie –, fällt ihr Name zuverlässig.

Noch vor ein paar Jahren, als Fridays for Future und die Letzte Generation die Debatten beherrschten, schien sie sicher auf dem Zeitgeist zu segeln. Doch seit der sich gedreht hat, seit Wirtschaftskrisen und Kriege die Schlagzeilen bestimmen, seit Rechtspopulismus und autokratische Kräfte erstarren, läuft Göpels Kampf gegen Klimawandel, Umweltzerstörung und Überkonsum erkennbar ins Leere.

»Aus dem Gefühl, Teil einer Avantgarde zu sein, ist das Gefühl geworden, im Widerstand gelandet zu sein«, sagt Göpel beim Gespräch Anfang Mai in einem Café in Potsdam, »dafür musste ich meine eigenen Erwartungen neu justieren.«

Statt einfach weiterzumachen und zur Gemeinde der ohnehin Überzeugten zu predigen, sucht sie neue Allianzen, versucht, auch konservative Milieus zu erreichen.

Ihr jüngster, im vergangenen Jahr erschienener Bestseller heißt »Werte. Ein Kompass für die Zukunft«, was fast als Slogan für einen CDU-Parteitag taugen würde. In Vorträgen arbeitet sie mit Vokabeln wie »Anstand«, »Chancengerechtigkeit« und »Kooperation«, die Anschlussfähigkeit auch für wertkonservative Milieus ermöglichen.

Antidemokraten hätten sich »die Spaltung der konservativen Parteien vorgenommen«, um »Ausbeutung, Selbstbereicherung und Autoritarismus zu normalisieren«, sagt Göpel. Da gelte es, nach »vielversprechenden Allianzen« zu suchen.

Göpel hat sich früh für den Weg in die Öffentlichkeit entschieden. Statt einer Karriere allein in Ministerien, Verbänden und Universitäten führte ihr Weg in Zukunftsräte und Thinktanks wie den Club of Rome oder den World Future Council. Im Zentrum ihres Denkens steht eine Provokation: dass der Globale Norden seinen Lebensstil nicht einfach grün weiterwachsen lassen könne.

Göpel sieht im Wachstumsversprechen den Mythos einer Wohlstandsgesellschaft, die sich an die Vorstellung gewöhnt hat, dass es morgen immer ein wenig mehr geben muss als heute – mehr Produktion, mehr Konsum, mehr Rendite. Dieses Weiter-so erscheint ihr auf einem Planeten, auf dem die ökologischen Belastungsgrenzen messbar überschritten sind, nicht nur naiv, sondern verantwortungslos.

Besonders wirkungsvoll ist sie im Kreis ihrer Brüder und Schwestern im Geiste. Beifall brandet Mitte April auf, als Göpel im »Sauriersaal« des Naturkundemuseums Berlin auf die Bühne gerufen wird.

Die europäische Suchmaschine Ecosia, eine Art Öko-Google, feiert hier, umrahmt von Dinosaurierskeletten, den 250-millionsten gepflanzten Baum der Firmengeschichte, finanziert durch die täglichen Suchfragen der Nutzerinnen und Nutzer. Ein Heimspiel für Göpel.

Jürgen Resch von der Deutschen Umwelthilfe ist da. Eckart von Hirschhausen hat eine

»Auf jeden Fall sind wir einigen auf den Sack gegangen.«

Videobotschaft aufgenommen. Ecosia-Chef Christian Kroll sagt ein paar Worte. Dann wird »Frau Professor Doktor Göpel« angekündigt.

»Was braucht es für echte Transformation?«, fragt Göpel ins Publikum. Mit der linken Hand hält sie das Mikrofon vor der Brust, die rechte fährt durch die Luft, unterstreicht, betont das Gesagte.

Göpel möchte das »menschliche Selbstbild« aus der Naturvergessenheit befreien, so wie vor fast 40 Jahren in einem der ersten Uno-Reports zur Nachhaltigkeit beschrieben. »Wo ist die Demut?«, der Erde gegenüber, solche Sachen fragt sie. »Wann kippt das Ökonomische, wenn wir das Soziale und Ökologische verlieren?«

Manchmal wirkt es, als wollte sie das ganze Land in ein Einführungsseminar der Nachhaltigkeitsforschung versetzen – mit allen Vereinfachungen, die ein solcher Exkurs mit sich bringt.

Da werden komplexe Debatten zu klaren Gegensätzen zugespitzt: hier das alte, lineare, ausbeutende System; dort die Chance auf eine kreislauforientierte, gerechte, resiliente Gesellschaft. Für viele ist genau diese Klarheit eine Erleichterung, ein Gegenangebot zur anstrengenden Krisendebatte mit ihren vielen ermüdenden Details.

Für andere ist sie eine Zumutung: zu wenig Grautöne, zu viel moralischer Unterton, zu wenig Raum für komplexe ökonomische Zusammenhänge.

Göpel wirkt wie der Prototyp der vorlauten Frau, die das selbstgewisse Weltbild der männerdominierten Ökonomie durchrüttelt. Man kann sich die Professorin als Stachelechse vorstellen. In Berlin ist direkt gegenüber der Bühne das Skelett eines solchen Dinosauriers aufgebaut.

Kaum über fünf Meter war das Tier lang, ein Zwerg im Vergleich zu dem mehr als 13 Meter hoch aufragenden Brachiosaurus, der sich ein Stück weiter gen Hallendecke reckt. Göpel, die Stachelechse, klein zwar, aber agil, robust, wehrhaft, den Titanen zwischen den Beinen herumwuselnd.

Göpel wuchs in der Nähe von Bielefeld in einer »ökologischen Hausgemeinschaft« auf, wie sie es nennt. Schon mit 14 habe sie sich gefragt, »warum die Welt nicht so ist, wie die meisten Menschen sie sich wünschen«. Nach einem Studium der Medienwirtschaft promovierte sie 2007 in politischer Ökonomie.

Dieser Artikel wurde nachträglich bearbeitet.

Sie war Generalsekretärin des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderung. Inspiriert von den Schülerprotesten von Fridays for Future, gründete die Mutter zweier Mädchen im März 2019 zusammen mit anderen die Initiative Scientists for Future. Im selben Jahr wurde sie Honorarprofessorin an der Leuphana Universität Lüneburg.

Die Auseinandersetzung damals war hart, emotional. »Auf jeden Fall sind wir einigen auf den Sack gegangen«, sagte Göpel im vergangenen Jahr in einem Film über Robert Habeck, eher stolz als selbstkritisch.

Der Durchbruch gelang ihr 2020 mit dem Sachbuchbestseller »Unsere Welt neu denken«, der sich mehr als 250.000-mal verkaufte und Göpel zum Shootingstar der Nachhaltigkeitsdebatte machte. Selbstbewusst und offensiv. Wer sich einen Eindruck verschaffen möchte, muss sich nur ansehen, wie sie damals den RBB-Moderator Jörg Thadeusz zusammenfaltete, als der einwarf, lieber in einen SUV einzusteigen als in einen Kleinwagen. Der Videoclip wird bis heute im Internet geteilt.

Thadeusz hatte versucht, Göpel als miesepetrig Oberlehrerin der Republik darzustellen. Die schaltete auf Gegenangriff. »Herr Thadeusz, noch einmal: Möchten wir das jetzt ernst nehmen mit der Umweltkrise?«, warf sie ihm entgegen, »ich frag mich immer, was ist das Motiv, das Sie uns unterstellen wollen?«

Als »Inszenierung« beschreibt Göpel heute das Gespräch mit Thadeusz. Der Moderator weist den Vorwurf zurück. »Ich habe nur gemacht, was mein Job ist«, sagt er, bedauert indes, dass er selbst emotional wurde.

»Maja Göpel und andere haben damals aus der Klimadebatte einen riesigen evangelischen Kirchentag gemacht«, sagt Thadeusz, »es war der Zeitgeist, die deutsche Dummheit, dass man sich eine solche Debatte nur in Polaritäten vorstellen konnte.«

Ein Shitstorm brach über beide herein. Thadeusz geriet ins Visier der »Göpel-Jünger«, wie er es nennt. Göpel spricht von den »sich liberal nennenden Jungs, die versucht haben, mich vorzuführen«.

Dann kam der Bruch.

Kurz vor der Veröffentlichung ihres zweiten Buchs mit dem Titel »Wir können auch anders« enthüllte »Die Zeit«, ein Ghostwriter habe Teile ihres ersten Buchs verfasst, sei jedoch gar nicht erwähnt worden.

Göpel und ihr Verlag stellten klar, der Mitautor habe nicht genannt werden wollen. Was stimmt. Dennoch war die Professorin angezählt. Bei der »Klimadomina« Maja Göpel gehe der Verzicht so weit, »dass sie sogar darauf verzichtet hat, das Buch selbst zu schreiben, für das sie berühmt wurde«, ätzte »Focus«-Kolumnist Jan Fleischhauer.

Sie sei damals »zu naiv gewesen« und hätte sich besser über die Vertragsdetails infor-



Politikökonomin Göpel: »Da wollte jemand die Lady vom Pferd schießen«

mieren sollen, sagt Göpel heute. Zugleich hält sie den Vorgang nicht für Zufall. »Da wollte jemand die Lady vom Pferd schießen.«

Göpel hatte gerade ihren Direktorenposten am inzwischen geschlossenen Hamburger Thinktank The New Institute geräumt, gegründet von dem Multimillionär Erck Rickmers. Von »Entfremdung« berichtet einer, der damals nah dran war, und will »ein Muster« erkennen. Maja sei eine Reizfigur; erst seien die Leute begeistert, dann gebe es so einen »Entzauberungsmoment«.

Gespräche mit dem Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) begannen. Göpel sollte dort ein »Center für Sozial-Ökologische Transformation« aufbauen. Dazu

kam es nie. Ein Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des DIW wurde im »Handelsblatt« mit den Worten zitiert: »Das Letzte, was das DIW braucht, ist jemand, der nur in der Öffentlichkeit präsent ist, weil er mal zwei Bücher geschrieben hat.«

Göpel sagte schließlich ab. Institutsleiter Marcel Fratzscher erklärt heute, man habe sich nicht gegen Göpel, sondern für eine andere Einbindung des Themas in das Institut entschieden.

»Maja Göpel verfügt über eine große Expertise im Bereich der sozial-ökologischen Transformation und kann das Thema hervorragend kommunizieren«, sagt Fratzscher. Sie sei im Institut als Wissenschaftlerin »sehr



Rednerin Göpel: »Leute, es ist total schwierig gerade«

respektiert und angesehen«. Auch von anderen Fachkräften des DIW ist Ähnliches zu hören.

Für Göpel war die Sache dennoch ein Tiefpunkt. Die Lady blieb zwar im Sattel. Auch wörtlich: Zwei Pferde hat sie in der Nähe von Potsdam in einem Stall stehen.

Doch immer wieder schlägt ihr der Vorwurf entgegen, wissenschaftlich dünne Bretter zu bohren. Göpel veröffentliche zwar viel. Jedoch sei nur wenig davon in »Top-Journals« erschienen. Auch das ist aus dem DIW zu hören. Göpel weist die Kritik zurück.

»In Deutschland gibt es das abstruse Vorurteil, dass, wer populäre Bücher schreibt, kein guter Wissenschaftler sein kann; in den USA ist das zum Beispiel gar kein Problem«, sagt einer, der Göpel gut kennt und in einer ähnlichen Vermittlerrolle arbeitet. Göpel arbeite »oft präzise am wunden Punkt«, stelle die richtigen Fragen und schließe gleichzeitig jene mit anderen Ansichten nicht kategorisch aus: »Das wird schwer akzeptiert als eine eigene Kunst, aber es gibt wenige, die das können.«

Göpel macht sich nach ihrer DIW-Absage selbstständig, gründet Mission Wertvoll, eine Organisation, die Wissenschaft, Wirtschaft und Medien zusammenbringen möchte, um Wege in eine nachhaltige Zukunft aufzuzeigen. Hier spätestens beginnt ihre Reise in eine »werteorientierte« Zukunft.

»Wir werden die Probleme von heute nicht mit den Strukturen und Ritualen von gestern lösen«, sagt Göpel, »und auch nicht mit einer zunehmenden Lagerbildung.« »Bewusst Brücken bauen« will die Professorin, mit allen Schwierigkeiten, die das bedeutet.

»Ich finde die fette Umarmung einer nicht makellosen Lebendigkeit ganz, ganz wichtig«, sagt sie. Auch so ein Göpel-Satz, der als Social-Media-Snippet funktioniert.

Im April steht Göpel auf der Bühne des Axica Kongress- und Tagungszentrums am Pariser Platz in Berlin. »Rückenwind für die Wirtschaft der Zukunft« – so ist der »Sustainable Economy Summit« überschrieben, auf dem die Professorin als »Key Note Speaker« auftritt. Tickets und Programm gibt es nur digital – um Papier zu sparen. Das Catering ist nachhaltig und regional, »süßsaure Bundmöhre mit schwarzer Walnuss und Kombucha« und Ähnliches. »Bringen Sie gern eine leere Lunchbox mit, falls Essen übrig bleibt«, heißt es vorab.

»Mut zur Zukunft. Wo stehen wir und was steht an«, ist Göpels Vortrag überschrieben. Sie wird inzwischen häufig eingeladen, um über Hoffnung und gegen das Gefühl der Ohnmacht zu sprechen.

Göpel setzt ihre Hoffnung in den Staat. Er erscheint bei ihr nicht als lästiger Störfaktor, der den Markt zu Tode reguliert, sondern als Regisseur. In dieser Sichtweise ist es Aufgabe der Politik, die Richtung vorzugeben, in die sich Märkte entwickeln sollen: durch klare Leitplanken, langfristige Ziele, verlässliche Regeln.

Wie dieser Staat konkret aussehen soll, wie er in Zeiten von Lobbydruck, Populismus und Vertrauensverlust jene Rolle spielen kann, die sie ihm zuschreibt – darauf geben ihre Bücher und Auftritte oft nur vage Antworten. Ihre Gegner nennen das naiv. Ihre Anhänger halten den Appell für notwendig, weil es ohne einen starken Staat kei-

nen Umbau zur sozialen und ökologischen Marktwirtschaft geben werde.

Wer gibt den Rahmen? Der Staat oder globale Konzerne? Demokratisch gewählte Politiker oder Techmilliardäre? Das sind Fragen, die sie umtreiben.

»Welche Idee von Erfolg und Leistung wird normalisiert?« Und »wer definiert den Wirklichkeitsraum?«, fragt Göpel und zieht gegen die »Tech-Bros« in den USA vom Leder, die die Zukunft gekapert hätten.

Das »humanistische Menschenbild« will die Politökonomin verteidigen, »Faktenräume schützen«, »Lösungen sichtbar machen«. »Truth to Power« nennt sie das.

Göpel spricht frei, verläuft sich gelegentlich in Assoziationsketten – Göpel, die Überfordernde, die sich bisweilen wohl auch selbst überfordert. Und ihr Publikum dann doch wieder mitnimmt.

»Leute, es ist total schwierig gerade, denn es ist Krise, aber der Umkehrschluss ist nicht Grausamkeit«, ruft sie in den Saal hinein, als gefragt wird, wie sie weiter hoffen kann. Tosender Applaus. Dann noch schnell ein paar Selfies mit den Fans. Die nächste Veranstaltung wartet bereits.

In ihrem Podcast »Neu Denken« interviewt sie den »FAZ«-Wirtschaftsjournalisten Christoph Hein zu dessen neuem Buch »Unsere Wirtschaft neu denken« – noch so ein Konservativer, mit dem sich Göpel nun gut verstehen will.

Und so geht es weiter. Im September wird sie bei »Missverstehen Sie mich richtig« Hendrik Wüst (CDU) befragen, den Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen, dann im Oktober den ehemaligen Automanager Herbert Diess, heute Aufsichtsratsvorsitzender des Chipherstellers Infineon.

Ist sie glaubwürdig als Brückenbauerin? So ganz kann sie weiterhin nicht davon lassen, etwas grob zu zeichnen, zu moralisieren, in Schlagworten zu sprechen, die perfekt in Kolumnen und Social-Media-Kanäle passen. Aber lässt sich die Rolle als »öffentliche Intellektuelle« anders spielen als eben so? Und gibt es nicht immer noch viel zu wenige, die sich auf diese Rolle zwischen Politik und Wissenschaft einlassen?

Immerhin traut sie sich an die vielleicht entscheidende Frage überhaupt heran: wie wir angesichts ökologischer Grenzen und sozialer Brüche überhaupt noch von Fortschritt sprechen können – und wer diesen Fortschritt definiert.

»Wir haben so ein Verrutschen, dass Rücksichtslosigkeit als Stärke verstanden wird«, sagt sie später bei Käsekuchen im Hotel Adlon um die Ecke, »aber ich habe Kinder und liebe Freiheit, da lohnt sich konstruktiver Trotz.«

Sie überlegt, ein weiteres Buch zu schreiben. Arbeitstitel: »Liebesbrief an den Konservatismus«.

Philip Bethge

Zicklein in die Tonne

Skandale Ziegenmilch boomt. Doch wie wird sie erzeugt? Tierschützer dokumentieren, wie ein Landwirt in Brandenburg seine Tiere mutmaßlich misshandelt.

Der Kadavergeruch hängt noch in den Haaren und der Kleidung von Friedrich Mülln, leicht süßlich, schwer zu ertragen. Auf einem Handyvideo zeigt der Tierschützer, wie er sich im Schein seiner Kopflampe über eine offene Tonne am Waldrand beugt, in der tote Zicklein liegen. Einige von ihnen sind fast komplett verwest, bei anderen sind noch der Kopf und das weiße Fell zu erkennen.

»Jeden Tag gegen Mittag tragen die Mitarbeiter die toten Tiere aus dem Stall«, sagt Mülln, Leiter des Vereins Soko Tierschutz. »Zicklein landen in der Tonne, erwachsene Tiere verwesen unter einer Plane.«

Mülln steht im Dunkeln in der Nähe des Ortes Perleberg in Brandenburg. Unweit liegt der Ziegenmilchhof des Landwirts Carl-Dietrich Voges. Mülln und seine Mitstreiter sind nicht zum ersten Mal hier. Ihr Befund: »Dieser Ort ist eine Ziegenhöhle.«

»Wir sehen in diesem Betrieb ein System der Gewalt, Vernachlässigung und Ausbeutung«, sagt Mülln. »Vor allem die Jungtiere werden nicht richtig versorgt; viele der Zicklein verhungern.« Der Betrieb müsse sofort geschlossen werden, fordert er.

Der Ziegenhof in Brandenburg ist ein Symptom eines Trends. Ziegenmilch erlebt seit einigen Jahren einen Aufschwung. Der globale Markt soll 2026 auf rund 14,7 Milliarden Dollar wachsen. Die Milch gilt vielen Verbrauchern als gesünder und leichter verträglich als Kuhmilch. In Deutschland werden laut der letzten Erhebung aus dem Jahr 2023 rund 160.000 Ziegen in etwa 10.300 Betrieben gehalten. Die Herden sind meist klein, viele der Tiere stehen auf Weiden. Doch die steigende Nachfrage nach Ziegenmilch verändert die Lage. Eine neue Masentierhaltungsbranche könnte entstehen; und das bei einem Tier, das schlechter geschützt ist als andere Nutztiere.

»Ziegenhaltung ist in Deutschland gesetzlich unzureichend geregelt«, sagt Kai Braummiller, Vorsitzender der Bundesarbeitsgemeinschaft für Fleischhygiene, Tierschutz und Verbraucherschutz. Die Tiere seien – wie auch erwachsene Rinder, Puten und Schafe – bislang nicht in die Nutztierhaltungsverordnung aufgenommen worden. »Es wäre sinnvoll, die Regularien zu erweitern«, sagt der Amtstierarzt.

Mit dem Voges-Hof in Brandenburg haben die Aktivisten der Soko Tierschutz, die seit 2012 gegen Tierqual kämpfen, einen der neuen großen Ziegenhöfe nach einem

anonymen Tipp genauer untersucht. Rund 2000 Ziegen sollen auf dem Hof stehen. Zwischen Januar und Mai 2026 wurden verdeckt Videos und Fotos aufgenommen, die dem SPIEGEL vorliegen. GPS-Daten belegen den Ort, Ohrmarken der Tiere wurden gefilmt, um die Aufnahmen dem Hof zuzuordnen.

Zu sehen ist, wie Ziegen getreten, geschlagen oder an Schwänzen durch den Stall gezerrt werden. Tiere seien dokumentiert, die humpeln, geschwollene Euter oder Wunden hätten, die schlecht oder gar nicht medizinisch versorgt würden, berichtet Mülln.

Besonders bestürzend erscheint der Umgang mit den Zicklein. Männliche Jungtiere seien für Ziegenmilchbetriebe »überschüssige Ware«. So nüchtern formuliert es Mülln. Sie geben keine Milch. Einen Markt für Ziegenfleisch wie etwa bei Kälbern oder Lämmern gibt es kaum. Landwirt Voges löst das Problem offenbar auf seine Weise.

In den Darlegungen der Tierschützer ist von Zicklein die Rede, die beim Treiben zur Melkmaschine von ihren Müttern getrennt werden und keine Milch erhalten. Auch Gewalt ist dokumentiert. »In einem Video sieht man, wie ein Mitarbeiter ein Zicklein in hohem Bogen in die Ecke schmeißt«, sagt Mülln. Tiere würden tot im Stall liegen. »Wir haben

Jungtier auf Ziegenhof:
»Überschüssige Ware«



zeitweise geschätzte 200 tote Zicklein auf einem Kadaverhaufen gesehen«, sagt Mülln, »das ist auch tierseuchenmäßig fatal.« Zwei der Kadaver ließ die Soko Tierschutz von einer Tierärztin untersuchen. »Mager, ausgezehrt, vermutlich niemals Milch aufgenommen«, heißt es im »Sektionsprotokoll«, »Verdacht: Tod nach Verhungern.«

Mülln und seine Mitstreiter verständigten das zuständige Veterinäramt im Landkreis Prignitz. Vom ebenfalls dokumentierten Besuch der Beamten auf dem Voges-Hof ist Mülln enttäuscht. Die Kadavertonne etwa hätten sie »gar nicht erst angesehen«.

Das Veterinäramt teilt auf Nachfrage mit, dass im Rahmen der Kontrollen »keine Verstöße gegen das Tierschutzgesetz festgestellt werden« konnten. Die Entsorgung verendeter Tiere erfolge regelmäßig von dem zuständigen Unternehmen für Tierkörperbeseitigung. Die Anzahl der im Frühjahr 2026 verendeten Tiere sei vor dem Hintergrund des Gesamtbestand des Betriebes sowie der hohen Anzahl an Muttertieren zu betrachten. Auch bei einer Nachkontrolle am 18. Juni wurden keine Gesetzesverstöße festgestellt. Für einen Teil der Videoaufnahmen der Tierschützer hat das Veterinäramt allerdings inzwischen bestätigt, dass sie in dem Betrieb entstanden.

Landwirt Voges ließ anwaltlich mitteilen, er nehme die erhobenen Vorwürfe »sehr ernst«. Sie seien für ihn jedoch »überraschend und nicht nachzuvollziehen«. Der Betrieb werde »zuverlässig geführt und regelmäßig kontrolliert«. Die »unangemeldete« Kontrolle des zuständigen Veterinäramts habe dies bestätigt. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verfügten über die erforderliche Sachkunde und würden »wiederkehrend geschult«.

Der Landwirt bestreitet, dass sämtliche Video- und Fotoaufnahmen aus seinem Betrieb stammen, und vermutet, dass die Tierschützer zwei Personen »möglicherweise absichtlich eingeschleust« hätten, um »so dann entsprechendes Videomaterial zu produzieren, das sich mit Material aus anderen, unbekanntem Betrieben zusammenschneiden lässt«. Die beiden hätten die Tiere auch, möglicherweise absichtlich, falsch gefüttert.

Mülln weist die Vorwürfe zurück. Man habe nichts mit den »inkompetenten Leuten« des Bauern zu tun. Auch der unabhängige Amtstierarzt Braummiller hat die Bilder vom Voges-Hof gesichtet. »Harte Kost«, sagt er. »Auf diesem Hof werden grundlegende Haltungsanforderungen missachtet.«

Ende Mai stellten die Tierschützer Strafanzeige. Mülln glaubt trotzdem nicht, dass die Sache Konsequenzen haben wird. »Ich arbeite seit 33 Jahren im Tierschutz«, sagt er, »dass jemand wegen solcher Missstände bestraft oder ein Betrieb geschlossen wurde, habe ich in dieser Zeit nur viermal erlebt.«

Philip Bethge

NACHGEZÄHLT

50

Milliarden US-Dollar könnten laut einer Schätzung der Investmentbank Macquarie insgesamt als Wetteinsätze auf Spiele der Fußball-WM platziert werden, mehr als je zuvor bei einem Sportereignis.

Quelle: Macquarie

MASCHINE DER WOCHE

Schnelles Eis für heiße Tage

In der aktuellen Hitzewelle wird der Eiswürfel zur begehrten Ware. Ein paar davon sind mit Förmchen im heimischen Tiefkühlschrank rasch gemacht. Schneller geht es mit Automaten, die oft nicht größer sind als eine Mikrowelle und in wenigen Minuten zwei Handvoll Würfel ausspucken. Industriemaschinen wie die der Kaiserslauterer Firma Wessamat können in 24 Stunden sogar annähernd eine Tonne an Hohleis kegeln, Volleiswürfeln oder Crushed Ice produzieren. Kombiniert man mehrere Module, sind laut Hersteller auch 20 Tonnen und mehr drin. Solche Mengen brauchen Airlines, Musikfestivals mit erfrischungsbedürftigen Besuchern oder Labore, um Proben kalt zu halten. **DAB**



EINKOMMENSTEUER

Grüner Minister will mehr Pauschalen

Politiker Bayaz



Statt großer Entlastungen bei der Einkommensteuer empfiehlt der Finanzminister von Baden-Württemberg, Danyal Bayaz, die Steuer radikal zu vereinfachen. »Wir haben die Möglichkeit, ein großes Ärgernis unseres deutschen Steuerrechts anzugehen«, sagte der Grünenpolitiker.

Viele Menschen sammeln Quittungen im Schuhkarton. »Diese vielen kleinteiligen Möglichkeiten, Dinge abzusetzen, sind nervig für die Leute und bescheren der Finanzverwaltung viel Arbeit«, sagt Bayaz. Stattdessen schlägt er vor, viel stärker zu pauschalieren. Als Beispiel nennt er eine Arbeitstagepauschale, die einzelne Abrechnungen von der Anfahrt zum Büro bis zur Absetzung des Homeoffice-Arbeitsplatzes abgelten würde. So ließen sich auch die diversen weiteren Möglichkeiten, Werbungskosten steuerlich geltend zu machen, in einer Pauschale zusammenführen. Erhebliche Vereinfachungen würde zudem die Abschaffung einzelner steuerlicher Subventionen bringen. Das gelte zum Beispiel für die Steuerermäßigung für haushaltsnahe Dienstleistungen wie Reinigungskräfte oder Babysitter sowie Handwerker.

»Eine stärkere Pauschalierung würde viele Bürger entlasten und nur einige, die bislang viel absetzen, belasten«, sagt der Politiker. Deren

Aufschrei müsse man aushalten, weil nur so eine deutliche Vereinfachung für die öffentlichen Haushalte zu finanzieren sei.

Der Finanzminister aus Stuttgart beruft sich auf die Vorschläge einer Kommission, die ihre Ergebnisse noch der Vorgängerregierung vorgestellt hatte, ohne dass sie umgesetzt worden sind. Bayaz erwartet nicht, dass die Bundesregierung die Kraft aufbringen wird, sich auf eine große Einkommensteuerreform zu verständigen. »Die SPD hat inzwischen festgestellt, dass sich Entlastungen der kleineren und mittleren Einkommen nicht bei den Spitzenverdienern allein zurückholen lassen.« Die Union fürchte, selbst mit kleinen Steuererhöhungen bei Großverdienern von den Wählern bestraft zu werden. »Ohne Bewegung auf beiden Seiten wird es aber nicht funktionieren«, sagt Bayaz. Der Grundfreibetrag müsse ohnehin angehoben werden, da das Existenzminimum steuerfrei bleiben muss. Auch die sogenannte kalte Progression sollte möglichst ausgeglichen werden. Ansonsten sollte die Bundesregierung sich auf »Entlasten durch Vereinfachen« konzentrieren, so Bayaz. »Die Bundesregierung hat den Fehler gemacht, bei den Bürgern zu große Hoffnungen auf Entlastungen bei der Einkommensteuer zu wecken.« **GT**



BEWERTUNGSPORTALE

»Systematisch geschöntes Bild«

Jonas Ertlmaier, 42, Leiter Betrugsverfolgung bei HolidayCheck, über den Kampf des Hotelvergleichsportals gegen das massenhafte Löschen kritischer Bewertungen

SPIEGEL: Herr Ertlmaier, erst kämpfte HolidayCheck gegen gekaufte Lobesyhmnen auf Hotels, jetzt gegen professionelle Löschdienstleister. Warum?

Ertlmaier: Wir sehen ein Problem für die gesamte Branche: Wenn Kritik systematisch entfernt wird, verlieren Bewertungen an Glaubwürdigkeit – und das trifft am Ende die Verbraucher.

SPIEGEL: Wer steckt hinter den Löschanversuchen?

Ertlmaier: Der Großteil entfällt auf eine Handvoll »Löschkönige«, das sind spezialisierte Anwaltskanzleien, die im Auftrag größerer Hotelketten versuchen, möglichst viele kritische Bewertungen auf einmal zu kippen. Deren Schreiben gehen parallel an mehrere Portale – oft mit identischem Text. Per Filterfunktion werden alle Bewertungen mit »Nicht weiterempfohlen« oder niedriger Sternezahl herausgesucht. Und dann wird pauschal behauptet, dass alle diese Gäste das bewertete Hotel gar nicht besucht hätten. Das zeigt: Es geht nicht um Einzelfallkorrekturen, sondern darum, unliebsame Kritik in der Masse loszuwerden.

SPIEGEL: Aber gibt es nicht tatsächlich unfaire Kritiken, die gelöscht werden sollten?

Ertlmaier: Der allergrößte Teil unserer Bewertungen ist sachlich formuliert. Aber natürlich gibt es auch Schmähkritiken und Beleidigungen, allerdings als Ausnahmen. Fällt uns so etwas auf, greifen wir selbst ein und löschen die entsprechenden Formulierungen. Die Bewertung allerdings bleibt bestehen, sofern sie einen wahren Kern enthält. Wir schauen auch sehr genau hin, wenn sich zum Beispiel ein kleines, inhabergeführtes Hotel mel-

det und konkret darlegt, dass es einen bestimmten Gast nicht zuordnen kann. Dann haben wir auch schon selbst Bewertungen gelöscht oder einen Nachweis vom Bewerter verlangt. Problematisch wird es, wenn plötzlich alle negativen Bewertungen eines Hauses in einem Schwung bestritten werden, während die positiven unberührt bleiben.

SPIEGEL: Auch Ihr Geschäftsmodell ist dann in Gefahr?

Ertlmaier: Damit wird unsere Grundidee ausgehöhlt. Die Nutzer bekommen ein systematisch geschöntes Bild, die Bewertungen sehen besser aus, als sie es eigentlich dürften. Vor allem fehlen dann Texte, in denen Gäste konkret erklären, was sie gestört

»Wir wollen bis zur höchsten Instanz.«

hat – etwa Lärm, mangelnde Hygiene oder versteckte Zusatzkosten. Nutzer sehen vielleicht noch, dass Bewertungen »offline genommen« wurden, aber sie erfahren nicht, was genau kritisiert wurde. Für die Buchungsentscheidung sind solche Details entscheidend.

SPIEGEL: Folgen die Gerichte Ihren Argumenten?

Ertlmaier: Noch nicht. Wir warten auf eine Entscheidung des Bundesgerichtshofs. Es ist klar, dass wir bestimmte Bewertungen überprüfen müssen. Unklar ist aber noch, wann massenhafte Löschanträge als Rechtsmissbrauch gelten. Wir wollen deshalb Fälle bis zur höchsten Instanz bringen, damit klar entschieden wird, wann Beschwerden berechtigt sind und wann nur Kritik unterdrückt werden soll. MMQ



WIRTSCHAFTSWUNDER

Vormarsch der KI-Krieger

Künstliche Intelligenz revolutioniert die Kriegführung, und deutsche Start-up-Gründer mischen kräftig mit. Jüngstes Beispiel: Die Münchner Firma SE3 Labs. Sie hat eine KI-Plattform entwickelt, mit der sich ein Gefechtsfeld räumlich erfassen lässt. Über Sensoren sammeln Drohnen und andere autonome Waffensysteme Daten, erstellen so ein dreidimensionales Bild ihrer Umgebung und können als Schwarm eigenständig auf eine neue Gefechtslage reagieren oder von einem Operateur per Sprachbefehl gesteuert werden. »Die nächste Entwicklungsstufe künstlicher Intelligenz ist das Verständnis der physischen Welt – und die Fähigkeit, in ihr autonom zu handeln«, sagt Lukas Köstler, Mitgründer von SE3. Die Firma arbeitet bereits mit der Bundeswehr zusammen, auch Bundeskanzler Friedrich Merz hat sich die Software vorführen lassen. SE3 Labs duelliert sich auf dem digitalen Gefechtsfeld mit Start-ups wie Helsing oder Quantum Systems sowie etablierten Firmen wie Rheinmetall. Vorteil für die Steuerzahler: Die Killer-Software kostet im Vergleich zu Panzern fast nichts. SE3 Labs erhielt von Risikokapitalgebern wie Lakestar bislang rund 5,5 Millionen Euro. MHS

LEBENSMITTEL

Preise für Bio könnten steigen

Die Reform der EU-Agrarpolitik ab 2028 droht die Biobauern unter Druck zu setzen, mit möglichen Folgen für das Bioangebot in den Supermärkten. Nach Berechnungen des Agrarökonom Sebastian Lakner von der Universität Rostock müssten Bund und Länder in der kommenden Förderperiode der Gemeinsamen Agrarpolitik (GAP) zwischen 500 und 700 Millionen Euro zusätzlich aufbringen, um Bio ähnlich wie bislang zu fördern. Hintergrund ist, dass Brüssel den EU-Anteil an der Förderung auf 70 Prozent begrenzen will. In Deutschland kamen bisher im Schnitt 79 Prozent aus EU-Mitteln, in sieben Bundesländern sogar 100 Prozent. Ab 2028 wären die Länder gezwungen, die Lücke aus eigenen Haushalten zu stopfen oder die Bioprogramme zurückzufahren. Für Biohöfe wäre das ein Stresstest, warnt der Auftraggeber der Studie, der Bund Ökologische Lebensmittelwirtschaft. In den Supermärkten sei mit weniger Bioangebot und schwankenden Preisen zu rechnen. PHB

WISSEN

MVV-Flusswärmepumpe

Wärmewunder von Mannheim



Energie In der Stadt am Rhein entsteht die größte Flusswärmepumpe der Welt. Doch der Bürgermeister warnt: Die Politik der Bundesregierung könnte den Plan durchkreuzen.

Seit mehr als 100 Jahren steht es in Mannheim am Ufer des Rheins: Deutschlands größtes Steinkohlekraftwerk, ein Koloss aus Beton und Stahl, dessen Schornsteine bis zu 200 Meter in den Himmel ragen und weithin sichtbar sind. Seit 1923 brennen hier Kessel, rauchen Schlote und rattern Kohletransportbänder, um Strom und Wärme für Hunderttausende Haushalte und Fabriken in Baden-Württemberg zu erzeugen.

Selbst die Bomben des Zweiten Weltkriegs überstand das Mannheimer Werk. Aber so gewaltig und unzerstörbar es wirkt – seine Tage sind gezählt.

Das hat auch mit dem Mann in der neongelben Jacke zu tun, der an diesem sonnigen Nachmittag im April auf dem Gelände des Großkraftwerks steht. Felix Hack, 34, ist Projektleiter beim Mannheimer Energieversorger MVV. Der Ingenieur arbeitet daran, Kohle überflüssig zu machen.

Zwischen zwei hohen Kesselhäusern zeigt Hack auf eine große Sandgrube, die ein Absperrband sichert. »Noch sieht das aus wie ein überdimensionierter Buddelkasten«, sagt er, »aber in meinem Kopf ist sie schon fertig.« Sie, das ist die größte Flusswärmepumpe der Welt, die hier am Rhein in nur zwei Jahren entstehen soll.

Flusswärmepumpen erfordern hohe Investitionen; große Anlagen kosten mehr als 100 Millionen Euro. Auch deshalb sind sie in Deutschland bislang eine Rarität. Doch vielerorts ändert sich das gerade. Auch in Köln, Hamburg und Hannover werden Flusswärmepumpen geplant. Fachleute sind von der Technologie überzeugt. Sie gilt als ein wichtiger Baustein, um Deutschland von Gas, Öl und Kohle unabhängig zu machen.

Keine Stadt ist damit so weit wie Mannheim. Bereits vor drei Jahren hat Ingenieur Hack hier eine erste Pilotanlage ans Netz gebracht. Sie brummt nur 50 Meter von der aktuellen Baustelle entfernt und beliefert rund 3500 Mannheimer Haushalte verlässlich mit Wärme.

Die neue, größere Anlage soll weitere Zehntausende Haushalte auf einen Schlag grün machen, die noch durch die Abwärme der Kohleverbrennung versorgt werden – die klimaschädlichste Form der Energieerzeugung.

Experten wie Hack sehen in Flüssen die saubere Alternative. Das ganze Jahr über sind sie warm genug, um als Wärmequelle zu dienen – ob sie 20 oder nur 5 Grad Celsius messen.

Wie das funktioniert, ist überraschend einfach: Über dicke Rohre im Fluss saugt

eine gigantische Wärmepumpe das Wasser an. Im Inneren wirkt es auf ein Kältemittel, eine Flüssigkeit, die schon bei wenigen Plusgraden verdampft. Das dabei entstehende Gas wird zusammengepresst, ähnlich wie die Luft in einer Fahrradpumpe, die sich beim Aufpumpen erwärmt. Dadurch heizt es sich auf und gibt seine Wärme über einen Wärmetauscher an das Wasser des Fernwärmenetzes ab, das, auf 99 Grad erhitzt, von dort in die Heizungen der Stadt strömt.

Hack, der sich seit Jahren mit der Technik beschäftigt, hält sie für den »Gamechanger« der deutschen Wärmewende. Auch weil sie auf einen Schlag viele Tausend Heizungen in Deutschland klimafreundlich macht und nicht jeder Hausbesitzer einzeln an seine Heizanlage denken muss: »Dafür muss keiner eine Fußbodenheizung oder einen Passivhausstandard haben – die Leute merken gar nicht, ob die Wärme aus dem Fluss oder aus der Kohleverbrennung kommt.«

Laut Hack ist es eine der klimafreundlichsten Methoden, um zu heizen. Flusswärmepumpen verbrauchen keine Rohstoffe wie Steinkohle und kein Erdgas. Sie stoßen null CO₂ aus. Das Einzige, was die Pumpen benötigen, so Hack, sei Wasser aus Flüssen wie dem Rhein und Strom – bestenfalls Ökostrom, erzeugt mit Solarpaneelen oder Windrädern.

Die Idee, Flüsse als Wärmequelle zu nutzen, ist alles andere als neu. Bereits 1938 bauten Schweizer Ingenieure die erste Flusswärmepumpe der Welt ins Rathaus von Zürich ein; gespeist wurde sie aus dem Fluss Limmat, der direkt am und unter dem Gebäude vorbeifließt. Viele skandinavische Länder setzen bereits seit den Achtzigerjahren auf das Prinzip, um von Ölimporten loszukommen.

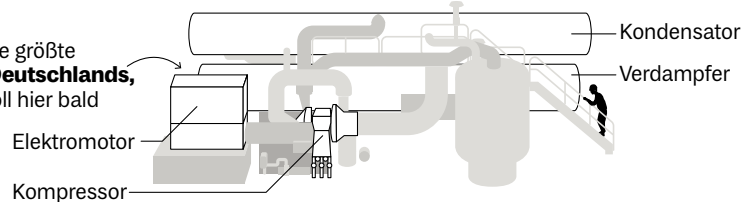
In Deutschland gibt es neben Mannheim nur wenige kleinere Modelle, unter anderem in Berlin und Bremen. Alle zusammen bringen es gerade einmal auf 40 Megawatt Leistung – die Hälfte davon liefert allein die Pilotanlage in Mannheim. Insgesamt lassen sich damit weniger als 10.000 Haushalte versorgen.

Doch die Technik steht vor dem Durchbruch. Die zweite Mannheimer Flusswärmepumpe soll bereits 165 Megawatt Wärmeleistung haben, die Stadt Köln plant eine ähnlich große Anlage mit 150 Megawatt. In Duisburg, Hamburg und Hannover sind Pumpen mit einer Leistung von je 60 Megawatt geplant. Werden alle Vorhaben umgesetzt, könnten in ganz Deutschland innerhalb weniger Jahre rund 160.000 Haushalte an grüne Fernwärme angeschlossen werden.

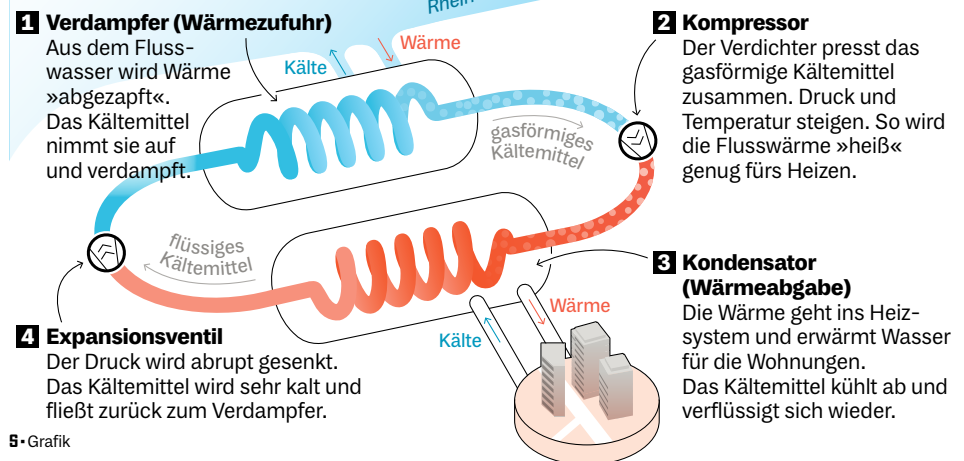
Das Potenzial ist gewaltig: Deutschland verfügt über mehr als 500.000 Kilometer

Abgezapft

In Mannheim steht die größte Flusswärmepumpe **Deutschlands**, die größte der Welt soll hier bald entstehen.



Wie eine Flusswärmepumpe funktioniert



5-Grafik

Fließgewässer. Laut einer Studie der TU Braunschweig aus dem Jahr 2024 ließen sich daraus jährlich bis zu 900 Terawattstunden Wärme gewinnen. Damit könnten bis zu 270 Millionen Haushalte versorgt werden, also deutlich mehr Haushalte, als es in der EU gibt. Jahrzehntlang heizte Deutschland vor allem mit billigem Gas aus Russland. Erst als der russische Präsident Wladimir Putin 2022 den Hahn zudrehte, begann die hektische Suche nach Alternativen. Doch der Abschied vom mittlerweile teuren Erdgas zieht sich; Millionen Hausbesitzer müssten dafür ihre Thermen und Brennkessel austauschen. Auch heute heizen noch rund 75 Prozent der Haushalte mit Gas und Heizöl.

Immerhin – vor knapp zwei Millionen Häusern in Deutschland stehen inzwischen Luftwärmepumpen. Sie nutzen die Wärme der Außenluft zum Heizen und für Warmwasser. Jeden Monat kommen Tausende der meist schwarzen, mannshohen Kästen hinzu. Doch die Anlagen sind teuer, für eine normale Anlage müssen Hausbesitzer ohne staatliche Förderung im Schnitt einen unteren fünfstelligen Betrag investieren.

Flusswärmepumpen dagegen sind große Investitionen für eine Gemeinde. Sie kosten Zeit, weil sie geplant, beantragt und genehmigt werden müssen. Und am Ende oft viele Millionen Euro. Können sie nicht an ein bestehendes Fernwärmenetz angeschlossen werden, wird es noch teurer. Was in Summe erklärt, warum die Technik sich nicht längst durchgesetzt hat.

Ingenieur Hack steuert nun auf ein kleines, weißes Gebäude am Rheinufer zu. Darin befindet sich sein Pilotprojekt, die erste Mannheimer Flusswärmepumpe. Hack verteilt Ohrstöpsel und öffnet dann eine schwere Stahltür.

Die Pumpe steht in einer rund 300 Quadratmeter großen Halle; Rohre, dick wie Baumstämme, Edelstahlbehälter, Leitungen, Armaturen. Hack muss bei dem Lärm sehr laut sprechen, erklärt gestikulierend die Funktionsweise: »Da, von rechts aus dem Keller, kommen die Leitungen aus dem Fluss. Das Wasser läuft dann hier durch die Anlage und danach leicht abgekühlt wieder zurück in den Rhein.« Hack zeigt auf ein Stahlrohr mit einem grünen Sticker »Rheinwasser«.

Pro Sekunde fließen an Mannheim im Mittel 1,3 Millionen Liter Wasser vorbei. Hacks Pumpe entnimmt davon nur 800 Liter. »Diese Menge ist selbst bei Niedrigwasser vollkommen unerheblich«, sagt der Experte.

Aus einer Kilowattstunde Strom erzeugt die Anlage bis zu drei Kilowattstunden Wärme. Das Verhältnis entspricht in etwa den Modellen, die vor Einfamilienhäusern stehen. Den Strom benötigen die Pumpen, um

»Eine halbherzige Energiewende kann nur schiefgehen.«

Christian Specht, Oberbürgermeister

das Wasser anzuziehen, aber auch der Kompressor braucht ihn, der das gasförmige Kältemittel verdichtet. Den weitaus größeren Teil der Energie aber liefert die Natur: gratis, abgezweigt aus dem Flusswasser.

Die zweite Mannheimer Anlage soll bereits 2028 in Betrieb gehen – mit achtmal so viel thermischer Energieleistung, das ist genug für 40.000 Haushalte. Und 2029 soll auch schon die Dritte folgen. Zusammen könnten sie ein Drittel aller 160.000 Fernwärmehaushalte der Region versorgen, den Rest will die MVV mit Erdwärme, Biogas oder Abwärme aus der Müllverbrennung decken.

Laut dem Unternehmen spart schon die bestehende Flusswärmepumpe 10.000 Tonnen CO₂ pro Jahr ein, das entspricht dem durchschnittlichen Ausstoß von 5500 Mittelklassewagen.

Fabian Ahrendts ist Experte für thermische Energiesysteme an der Fraunhofer-Einrichtung für Energieinfrastrukturen und Geotechnologien (IEG). Der Maschinenbauingenieur sagt: »Technisch gelten Flusswärmepumpen als sogenannter Sweetspot: Sie sind im Betrieb effizienter als Luftwärmepumpen, günstiger als Geothermie in der Anschaffung – und damit besonders attraktiv für dicht besiedelte Städte mit bestehendem Fernwärmenetz.« Beides trifft auf Mannheim zu. Dass das alte Kraftwerk zudem

Vorstandsvorsitzender Clemens:

»Wir denken in Jahrzehnten«



Alex Kraus / DER SPIEGEL

direkt am Fluss liege, es bereits Genehmigungen gebe und einen Stromanschluss, beschreibt Ahrendts als »ideale Voraussetzung«. Die Stadt muss nicht alles neu bauen, bestehende Rohre und Leitungen können genutzt werden.

Alle Argumente gegen die Technik sind in Ahrendts' Augen vor allem finanzieller Art. »Bleiben die aktuellen Brennstoffpreise konstant, ist eine Erdgasanlage immer noch günstiger als geförderte Großwärmepumpenanlagen«, räumt er ein. Das Problem sind die hohen Anfangsinvestitionen für die Energieversorger, sie müssen Millionen Euro vorstrecken.

Einmal gebaut, seien die Anlagen zwar billiger, sagt Ahrendts, da sie keinen Nachschub an Brennstoffen benötigen wie etwa Erdgasheizungen. Werden allerdings wie derzeit Klimaregeln gelockert und der CO₂-Preis auf Erdgas – anders als geplant – zunächst doch nicht erhöht, dann würden solche Investitionen in die Wärmewende künftig unattraktiv. Wenn Erdgas dauerhaft günstig ist, weil etwa dessen negative Folgen fürs Klima nicht eingepreist werden, fehlt der wirtschaftliche Anreiz für die derzeit noch teuren Riesenwärmepumpen. Dennoch blieben sie die günstigste Art, Fernwärme grün zu machen.

In Mannheim sind sie dennoch überzeugt, dass die Rechnung am Ende aufgehen wird. Allen voran Gabriël Clemens. Der 55-jährige Manager sitzt sechs Kilometer nördlich im MVV-Hochhaus im Zentrum der Stadt. Aus seinem Büro im 15. Stock kann der Vorstandsvorsitzende von MVV das Kohlekraftwerk sehen. »Mittlerweile dampfen nur noch ein, manchmal zwei Schornsteine – und auch damit ist in etwa vier Jahren Schluss«, sagt er.

Das ist Clemens' Plan: Für Strom und Wärme soll schon bald in Mannheim kein Gramm CO₂ mehr ausgestoßen werden. Er sagt Sätze, die man so deutlich selten von einem deutschen Energieversorger hört: Nicht nur die Kohle, auch das Gasnetz habe in Mannheim »keine Zukunft«. Zumindest nicht für die Wärmeerzeugung in privaten Haushalten. Er wolle die Fernwärme so schnell wie möglich ausbauen, von heute 60 auf 75 Prozent der Mannheimer Haushalte – 2030 soll sie vollständig grün sein.

Das Vorhaben ist ambitioniert, die meisten deutschen Städte trauen sich das erst ab 2040 zu – sofern sie überhaupt Klimaziele haben. Clemens zeigt aus seinem Fenster: Dort ziehen sich gleich zwei silberblaue Bänder durch die Stadt: der Neckar und der Rhein. »Die Wärme aus Flüssen ist die Zukunft«, sagt er.

Der Panoramablick aus Clemens' Büro zeigt auch, was die Wärmewende gerade hier so herausfordernd macht. Denn Mannheim ist nicht irgendeine Stadt. Sie ist ein wichtiger Industriestandort des Landes. Ins-



Alex Kraus / DER SPIEGEL (2)



Projektleiter Hack, Mannheimer Kohlekraftwerk am Rhein: Enormes Wärmepotenzial von Flüssen

besondere viele Chemiekonzerne haben sich angesiedelt, deren Betrieb viel Energie kostet.

Clemens klagt über die politischen Hürden, die gerade wieder höher würden. »Klimaschutz ist leider nicht mehr so angesagt wie vor ein paar Jahren.« Als Unternehmer könne man sich aber nicht alle paar Jahre umentscheiden. »Wir denken in Jahrzehnten, nicht in Legislaturperioden.«

Sein Attest: Die Politik fördere mit der einen Hand und bremse mit der anderen aus. Bis zu 200 Millionen Euro investiert MVV in die zweite Flusswärmepumpe, die Ingenieur Hack bauen soll. Zwar schieße die Regierung in Berlin rund ein Drittel der Kosten zu – doch erschwere die schwarz-rote Regierung an manchen Stellen die längst beschlossene Energiewende. Clemens nennt als Beispiel unter anderem das geplante Gebäudemodernisierungsgesetz, das in seiner jetzigen Form mehr verunsichere, als dass es Planungssicherheit schaffe.

Ähnlich gefrustet zeigt sich auch der Oberbürgermeister von Mannheim, Christian Specht (CDU). In einem Konferenzraum im Rathaus, einem kantigen, neoklassizistischen Bau aus den Vierzigerjahren, erklärt er, warum ausgerechnet seine Stadt bei der Energiewende vorpreschen könne: »2005, als die marktliberale Stimmung in der Politik viele Kommunen zum Ausverkauf ihrer Stadtwerke drängte, machte Mannheim nicht mit.«

Die Stadt entschied, 50,1 Prozent an der MVV zu behalten – und damit die Kontrolle. Ohne diese Entscheidung, sagt Specht, gäbe es die Flusswärmepumpe heute nicht;

nur wenige Privatunternehmen würden sich für den Schutz des Klimas derart finanziell engagieren. Auf die Frage, ob er Gegenwind spüre, antwortet Specht: »Massiv.« Gerade aus Berlin. »Sowohl Unternehmen als auch Bürger brauchen klare Linien in der Klimapolitik – und die haben wir seit mindestens zwei Jahren nicht mehr«, sagt der Bürgermeister.

Specht spielt damit auf das politische Chaos am Ende der Ampelregierung an. Und mittlerweile, sagt er, bewege sich auch seine eigene Partei, die CDU, weg vom Gasanstieg, den er selbst in Mannheim vorantreibt. Die Reformen, angesprochen von Bundeswirtschaftsministerin Katherina Reiche, einer Parteikollegin von Specht, deuteten derzeit eher auf eine verlangsamte Energiewende und längere Abhängigkeiten von Erdgas.

In seinem Rathausbüro malt Specht nun drei Graphen auf ein Papierchart: einen für den CO₂-Preis, einen für den Erdgaspreis und einen dritten für die Kosten der Wärmepumpe. »Wie diese drei sich entwickeln, daran hängt das Gelingen der Energiewende«, sagt er. Und auch, ob Mannheim mit seinem Kurs erfolgreich sein werde.

Wird Mannheim es schaffen, in vier Jahren klimaneutral zu werden? »Das ist unter den jetzigen politischen Vorzeichen leider nicht zu erwarten«, sagt Oberbürgermeister Specht. Mit dieser Aussage sorgt er schon einmal vor. Scheitert sein Plan, dann ist nur Berlin schuld.

Er verbuche aber auch positive Effekte seines Klimakurses; dieser ziehe Investo-

ren an. Der Pharmakonzern Roche Diagnostics eröffnete in Mannheim vor Kurzem sein weltweit erstes klimaneutrales Logistikzentrum – die Pläne für die klimafreundliche Fernwärme, unter anderem aus Flusswärmepumpen, hätten dabei eine Rolle gespielt, behauptet Specht. Das Unternehmen wirbt auf seiner Website mit »effizienter Wärmepumpentechnologie«.

Der Bürgermeister fokussiert sich auf die Dinge, die er beeinflussen kann: Aufträge, Grundstücke und Genehmigungen knüpft die Stadt an harte Klimaauflagen, Firmen lockt sie mit Zuschüssen für Solaranlagen, Dachbegrünung und klimafreundliche Heizanlagen. In einer eigenen »Wärmewende Akademie« schult sie sogar Handwerker und Schornsteinfeger, die anschließend Fernwärmeanschlüsse und Wärmepumpen in der Stadt installieren.

Spechts Erfahrung: »Viele Betriebe wollen etwas tun, doch das kommunale Engagement allein reicht dafür nicht aus.« Auch Berlin müsse mitziehen, indem es etwa klimaschädliche Lösungen wie Gasheizungen sanktioniere. »Eine halbherzige Energiewende kann nur schiefgehen«, sagt der Bürgermeister.

Einer ihrer Baumeister, der junge Ingenieur Hack, überlässt die politischen Debatten gern anderen. Für ihn zählt, dass die zweite Flusswärmepumpe gebaut wird. Hack deutet auf den Rhein, der friedlich an Mannheim vorbei nach Norden strömt. »All das ist Energie, die einfach so zu uns kommt. Wir müssen sie nur nutzen.«

Susanne Götze

»Schweigen ist der Beziehungskiller Nummer eins«

Loveletter Der österreichische Psychiater Reinhard Haller erklärt, wie Sprachlosigkeit eine Partnerschaft zerstört und was Paaren hilft.

Haller, geboren 1951 im Bregenzerwald, ist Psychiater, Psychotherapeut und forensischer Gerichtsgutachter. Er beurteilte etwa den Sexualmörder Jack Unterwiesing und den Täter des Amoklaufs von Winnenden. In seiner Praxis im österreichischen Feldkirch behandelt er Patienten und begutachtet Straftäter, für die keine besonderen Sicherheitsmaßnahmen gelten. Das Spektrum reicht vom prügeln den Jungnazi aus Deutschland bis hin zu Paaren, die miteinander unglücklich sind. So weit diese Fälle auseinanderzuliegen scheinen, in fast jedem von ihnen, so Haller, könne man ein und dasselbe Problem ausmachen: das Schweigen. Ein Geizen mit Worten, das Macht sichert, den Austausch über Gefühle verhindert und Menschen krank machen und zerstören kann.

SPIEGEL: Herr Professor Haller, als Gerichtsgutachter und Autor haben Sie sich mit der Macht des Schweigens befasst*. Haben Sie in Ihrem Leben schon mal geschwiegen, als Sie besser hätten reden sollen?

Haller: Ja. Ich bin ein eher schüchterer, ängstlicher Mensch. Ich weiß auch aus persönlicher Erfahrung, wovon in meinem Buch die Rede ist. Genauer möchte ich darauf nicht eingehen, das ist zu privat. Vielleicht nur so viel: Mit toxischem Schweigen habe ich Erfahrung als Täter und Opfer.

SPIEGEL: Wann ist Schweigen ein Problem?

Haller: Wir betrachten das Schweigen in der Regel als etwas Gutes. Es erscheint uns andächtig, taktvoll, klug. Man kann es in unzähligen Anleitungen, etwa zur Meditation, sogar lernen. Doch es gibt auch eine bö-

artige Form des Schweigens. Über das Kalte daran, das Isolierende, haben wir erstaunlich wenige Erkenntnisse.

SPIEGEL: Haben Sie sich deshalb damit beschäftigt?

Haller: Einerseits. Aber auch das Verbrechen hat mich dazu gebracht. Ich bin der Meinung: Was darin in konzentrierter Form zum Ausdruck kommt – der Neid, der Hass, die schwere Gekränktheit –, findet sich im Alltag überall wieder. So auch das Schweigen. In der Vorgeschichte von Taten spielt es häufig eine Rolle, vor allem bei Beziehungsdelikten. Da höre ich mitunter die scheinbar dünne Erklärung: Wir haben einfach nicht mehr miteinander gesprochen.

SPIEGEL: Erinnern Sie sich an so einen Fall?

Haller: Ein älteres Ehepaar, wirtschaftlich gut abgesichert, die Kinder aus dem Haus, sitzt vor dem Fernseher. Es gibt keinen Streit, aber auf einmal steht die Frau auf, holt aus der Küche ein Messer und rammt es dem Mann in den Hals. Er verblutet. Als ich mit ihr darüber sprach, sagte sie: Er war kein Fremdgänger, es gab keine Eifersucht. Und dann folgte dieser furchtbare Satz: »Er hat ums Verrecken nicht mit mir geredet.«

SPIEGEL: Was löst es in Menschen aus, wenn sie nicht mehr beachtet werden?

Haller: Zunächst erzeugt es Schuldgefühle. Man nimmt an: »Ich muss den anderen gekränkt haben.« Darauf folgt Hilflosigkeit, denn man kann nichts dagegen unternehmen. Wer sich aber dauerhaft ohnmächtig fühlt, weil er angeschwiegen wird, dem bleibt am Ende oft nur noch eine Emotion: Hass. Das Schweigen hat dann wie ein Gift gewirkt: unsichtbar, schleichend, mit Folgen bis hin zum Suizid der Angeschwiegenen oder sogar Mord. Deshalb bezeichne ich es auch als toxisch, obwohl ich das Wort nicht besonders mag, weil es so inflationär gebraucht wird.

SPIEGEL: Nicht jedes Schweigen wird in derart extremen Taten münden.

Haller: Nein, keinesfalls. Es gibt ja auch Formen des Schweigens, die ich nicht als toxisch bezeichnen würde: Es gibt das taktische Schweigen, das man in Führungsseminaren lernt, um der Gelassenere im Raum zu sein. Es gibt das pathologische Schweigen im Zuge einer Depression oder nach einem Schlag-

* Reinhard Haller: »Toxisches Schweigen. Die psychologische Waffe erkennen und entschärfen«. NOW; 272 Seiten; 22 Euro.



anfall. Aber Schweigen kann eben auch bewusst aggressiv, als Strafe eingesetzt werden.

SPIEGEL: Wie wird jemand zum Schweigenden?

Haller: Frühe Prägungen spielen sicher eine Rolle. Wird die kindliche Neugierde systematisch abgewürgt, lernt das Kind: Kommunikation führt anscheinend zu nichts. Erlebt es, dass Schweigen als Waffe eingesetzt wird, übernimmt es das später. Als Erwachsener fällt es bei Belastungen unbewusst darauf zurück. Dieses sogenannte regressive Schweigen ist im Grunde ein Trotzverhalten.

SPIEGEL: Narzissten, so sagen Sie, verweigern sich oft jedem Gespräch und verstummen. Warum tun sie das?

Haller: Einerseits zeigt der Narzisst dadurch ein arrogantes Vorenthalten, er demonstriert: »Ich gönne diesem Menschen kein Wort.« Andererseits zeigt er seine Kränkbarkeit, sein tiefes Beleidigtsein. Viele, die mit Narzissten zu tun haben, sagen, es sei wie im Wald einem Reh zu begegnen: Der kleinste falsche Schritt, und es ist weg.

SPIEGEL: Wie geht man damit um?

Haller: Der Narzisst hält sich für besonders wichtig und überlegen, ist aber zugleich extrem empfindlich gegenüber Kritik. Man muss ihm zuerst mit Lob begegnen, sonst hat man keine Chance, ihn zu erreichen. Wenn er sich dann nicht mehr völlig abweisend zeigt, sollte man versuchen, mit ihm ins Gespräch zu kommen – ruhig und auf das Wesentliche beschränkt.

SPIEGEL: Vor allem durch Onlinedating wurde das Ghostingphänomen bekannt: Ein Mensch bricht überraschend den Kontakt ab, plötzlich herrscht Funkstille. Was verbirgt sich dahinter?

Haller: Das ist eine moderne Form des toxischen Schweigens. Sie tritt oft am Anfang von Internetbeziehungen auf, aber auch bei Freundschaften, in denen vordergründig alles in Ordnung zu sein schien. Aus meiner Sicht steckt hinter Ghosting meist Feigheit. Ghoster vermeiden Konflikte; sie trauen sich nicht, unangenehme Wahrheiten auszusprechen. Indem sie wie ein Geist verschwinden, entziehen sie sich ihrer Verantwortung.

SPIEGEL: Wie sollten Betroffene reagieren?

Haller: Es ist nur menschlich, etwa in einem Chat mit dem Ghoster nachzufragen, was los ist. Aber man sollte dem Drang widerstehen, länger zu insistieren. Denn offensichtlich hat der Ghoster sein Interesse oder Gefühle nur vorgetäuscht. Sich als Betroffener einzugestehen, dass man dies nicht bemerkt hat, ist bitter. Doch eigentlich sollte man froh sein, dass man diesem feigen Menschen nicht länger unterlegen ist.

SPIEGEL: Hat toxisches Schweigen immer etwas mit Macht zu tun?

Haller: Meistens. Viele Schweigende setzen ihr Verhalten bewusst als Taktik ein, um Macht auszuüben. Der andere zappelt hilflos. Dieses sogenannte aggressive Schweigen



Ines Janas / DER SPIEGEL

Autor Haller:

»Auch das Verbrechen hat mich dazu gebracht«

dient der Kontrolle. Besonders problematisch wird es, wenn das Gegenüber die Methode übernimmt und man sich mit gegenseitigem Schweigen verrückt macht.

SPIEGEL: Was genau daran macht die Menschen verrückt?

Haller: Es geht dabei nicht um die Worte, die fehlen, sondern um die mangelnde emotionale Begleitung. Man kann ja durchaus gemeinsam schweigen und sich dabei miteinander verbunden fühlen. Toxisches Schweigen aber erzeugt ein Gefühl der Ausgrenzung. Selbst der mächtigste CEO wird hilflos, wenn seine Frau nicht mit ihm redet. Dabei braucht der Mensch emotionale Nahrung: Zuwendung, Empathie, Sympathie. Wenn er die nicht bekommt, entstehen Panik, Minderwertigkeitsgefühle – aber auch Aggression.

SPIEGEL: Wie häufig kommt das in Partnerschaften vor?

Haller: Nicht zu antworten, sich emotional abzuschotten, ist meiner Meinung nach die häufigste Kränkungsform überhaupt. Schweigen ist der Beziehungskiller Nummer eins. Kränkungen verursachen Mikrotraumata, kleine Verletzungen, die in Summe allerdings eine gewaltige Wirkung entfalten können.

SPIEGEL: Gibt es neben Narzissten einen Persönlichkeitstyp, der besonders zum Schweigen neigt?

Haller: Bei den sogenannten passiv-aggressiven Persönlichkeitstypen ist das Schweigen fester Teil ihres Charakters. In ihrem Inneren brodelt es ständig, nur manchmal kommt etwas heraus und dann meistens als zynische oder sarkastische Bemerkung.

SPIEGEL: Wie könnte es Schweigenden gelingen, im Gespräch zu bleiben, sich nicht zu entziehen?

Haller: Womöglich, indem sie sich eingestehen, dass ihr Schweigen sie nicht stärker macht, sondern schwächt. Und dass ihr Verhalten ihrer Beziehung schadet.

SPIEGEL: Und was raten Sie den Menschen, die angeschwiegen werden?

Haller: Erstens: Man sollte sich von den Schuldgefühlen befreien. Angeschwiegene haben paradoxerweise immer das Gefühl, selbst schuld zu sein. Sie fragen nach, bitten, betteln, geraten an eine kalte Mauer und werden nur noch frustrierter. Die Schuld liegt aber beim Schweigenden. Und zweitens: keinen Schweigekrieg führen, den kann man nur verlieren. Der Schweigende ist schließlich ein Meister seines Fachs. Stattdessen sollten Betroffene ganz normal weitersprechen über das, was notwendig ist.

SPIEGEL: Das klingt leichter, als es wohl ist.

Haller: Es ist nicht leicht, das stimmt. Es kann helfen, sich in den Schweigenden hineinzuversetzen und ihn oder sie nicht als unnahbare, bössartige Gestalt zu sehen, sondern eher als hilflos schreiendes Kind. Zu fragen, was sie oder ihn womöglich gekränkt hat, und dadurch Mitgefühl zu zeigen, das lockt die Person vielleicht aus der Reserve. Oder man lässt sich etwas Originelles einfallen.

SPIEGEL: Was zum Beispiel?

Haller: Ich hatte einmal eine Patientin, die sehr unter dem Schweigen ihres Mannes litt. Ich erklärte ihr die möglichen Hintergründe seines Verhaltens, erläuterte das regressive Schweigen aus Trotz und das aggressive Schweigen als Machtdemonstration. Als ihr Partner zu Hause wieder einmal völlig verstummte, fragte die Frau ihn: »Schweigst du heute regressiv oder aggressiv?«

SPIEGEL: Wie hat der Mann darauf reagiert?

Haller: Er sei zusammgezuckt, erzählte die Frau. Ihre Frage hatte ihn offenbar ins Grübeln gebracht: Woher kannte sie diese Begriffe? Die Machtverhältnisse zwischen den beiden hatten sich dadurch verschoben. Er habe sie dann gefragt: »Was meinst du damit?« Damit war das Schweigen durchbrochen. Es gibt aber noch weitere originelle Methoden. Von einer handelt ein Witz.

SPIEGEL: Erzählen Sie.

Haller: Ein Ehemann gönnte seiner Gattin kein Wort mehr, teilte ihr nur das Allernötigste mit – notiert auf Zetteln. Als er einmal frühmorgens zum Flughafen fahren sollte, schrieb er am Vorabend: »Um 5.30 Uhr wecken!« Am nächsten Morgen wachte der Ehemann um acht Uhr auf. Auf seinem Nachttisch fand er einen Zettel mit den Worten: »Es ist 5.30 Uhr!« Dieses Beispiel zeigt: Angeschwiegene sollten eine gewisse Gelassenheit entwickeln. Aber keine Gleichgültigkeit, die ist kontraproduktiv.

Interview: Marc Hasse, Kerstin Kullmann

5

DER SPIEGEL

LOVELETTER



Dieser Beitrag ist aus dem SPIEGEL Extra »Mehr Glück in Liebe und Partnerschaft« – immer sonntags
[spiegel.de/extra](https://www.spiegel.de/extra)

Im Land der Psychonauten

Pharmakologie Immer wieder tauchen neue starke Betäubungsmittel auf. Werden sie anderen Substanzen heimlich beigemischt, sind Konsumenten schnell in tödlicher Gefahr.

In Deutschland kann ein Mensch an Drogen kommen, die so stark sind, dass bereits eine salzkorngroße Menge ausreichen kann, um ihn zu töten.

Nitazene, so der Name dieser Substanzen aus der Gruppe der Opioide, binden sich an bestimmte Nervenzellen im Gehirn und Rückenmark. Der Mensch spürt keine Schmerzen mehr, er fühlt sich euphorisiert, stark und sicher – und merkt nicht, dass seine Atmung gestört wird, abflacht und schließlich ganz aussetzt. Der Körper krampft, der Kreislauf versagt. Der Tod tritt einige Minuten nach der Überdosis ein.

Im Vergleich zum Morphin, das in der Medizin Patienten mit stärksten Schmerzen vorbehalten ist, wirken Nitazene bis zu 1000-mal stärker. Aufgrund dieser extremen Kraft wurden sie nicht als Arzneimittel zugelassen, als die Pharmafirma Ciba AG sie vor 70 Jahren entwickelt hatte. Jetzt aber stellen kriminelle Banden in geheimen Laboren immer neue Varianten her und verkaufen sie als Drogen.

Allein 2024 starben in Deutschland 9 Menschen an Nitazenen und 23 weitere an vergleichbaren synthetischen, also künstlich hergestellten, Opioiden. Im März dieses Jahres warnte das Bayerische Landeskriminalamt vor Vapes (E-Zigaretten), die mit dem Opioid Etodeziträmide versetzt waren. Zwei Menschen starben, zwei weitere überlebten nur knapp. Die Opfer ahnten offensichtlich nicht, was sie konsumierten.

Die tragischen Todesfälle offenbaren eine wachsende Gefahr. In Deutschland und vielen anderen europäischen Ländern tauchten ständig neue Opioide, Cannabisprodukte und Stimulanzien auf, warnt die EU-Drogenagentur (EUDA) in Lissabon in ihrem Jahresbericht Anfang Juni. So gut wie jede Woche werde eine neuartige psychoaktive Substanz entdeckt, also ein Stoff, der auf das zentrale Nervensystem des Menschen wirkt und seine Psyche beeinflusst. »Die Drogenmärkte entwickeln sich rasant weiter, und die Vielfalt der Substanzen auf den Straßen Europas wird immer unvorhersehbarer. Dies birgt die Gefahr, dass Menschen hochwirksame Drogen einnehmen, oft ohne sie zu kennen«, sagt die Leiterin der EUDA, die Chemikerin Lorraine Nolan.

Auch der Sucht- und Drogenbeauftragte der Bundesregierung, der Mediziner und

Politiker Hendrik Streeck (CDU), zeigt sich besorgt. Insbesondere synthetische Opioide würden »zunehmend auf dem Schwarzmarkt gehandelt oder unbemerkt anderen Substanzen wie Heroin untergemischt«.

Im Vergleich zu den legalen psychoaktiven Substanzen Alkohol und Tabak erscheint die Gefahr zwar noch gering. Jedes Jahr sterben mehr als 100.000 Menschen an den Folgen des Rauchens oder des Passivrauchens und mehr als 40.000 Menschen, weil sie zu viel Alkohol getrunken haben. Doch die Zahl der Todesfälle, die auf Kokain, Heroin oder synthetische Opioide zurückzuführen sind, ist viele Jahre lang gestiegen und hat ein bedenkliches Ausmaß erreicht: 2024 waren es 2137 Drogentote. Die zugelassenen Schmerzmittel Tilidin, Tramadol und Oxycodon werden von manchen Menschen missbräuchlich eingenommen. Aber auch Stoffe wie Ecstasy und LSD sind im Umlauf.

»Es war noch nie so gefährlich, Drogen zu nehmen«, sagt die Sozialarbeiterin Anna Mühlen vom Deutsch-Europäischen Forum für Urbane Sicherheit (Defus). Zugleich hält sie es für falsch, von Zombiedrogen zu sprechen und Angst zu schüren. »Vielmehr müssen wir die Menschen informieren.«

Gemeinsam mit der Deutschen Aidshilfe hat Defus das Projekt »so-par« (für »synthetische opioide – prepare and response«) ins Leben gerufen. Die Mitarbeitenden wollen

über neuartige Drogen aufklären und ein Frühwarnsystem schaffen. Derzeit entwickeln sie für die Städte Berlin, Essen und Hannover jeweils eine interne Datenbank, in der Sozialarbeiter, Rettungskräfte, Polizisten und andere Verantwortliche idealerweise sehen können, welche Rauschgifte in der Stadt im Umlauf sind und welche Auswirkungen das hat.

Ein solches Lagebild bietet »die Chance, frühzeitig zu reagieren, damit Menschen nicht an Drogen sterben müssen«, sagt Maria Kuban von der Deutschen Aidshilfe, die das Projekt so-par gemeinsam mit Anna Mühlen leitet. Sinnvoll könne etwa sein, in Ordnungsämtern und bei der Polizei Naloxon vorzuhalten, ein Mittel, das Opioiden entgegenwirkt und Leben retten kann.

Noch fehlen solche Frühwarnsysteme vielerorts, niemand weiß genau, welche Substanzen auf Partys und Festivals, in Clubs und der Szene kursieren oder im Internet angeboten werden. Die Erkenntnisse des Bundeskriminalamts vermitteln einen Eindruck. Im Jahr 2024 führten demnach folgende Substanzen zu tödlichen Vergiftungen: Morphin, Heroin, Methadon, Buprenorphin, Fentanyl, Kokain und Crack, Amphetamin, Methamphetamin (Crystal Meth) sowie die sogenannten neuen psychoaktiven Substanzen, zu denen synthetische Cannabinoide, Designer-Benzodiazepine, synthetische Cathinone und eben Nitazene gehören.

Fachleute teilen die Drogen nach ihrer Wirkung ein. Stimulanzien wie Amphetamin, Methamphetamin und Kokain wirken über Neurotransmitter, chemische Botenstoffe, anregend auf den Körper. Der Mensch fühlt sich anschließend aufgeputscht und selbstsicher, das Hungergefühl nimmt ab.

Psychedelika wie LSD und Psilocybin verstärken die Sinneseindrücke und rufen Halluzinationen hervor. Benzodiazepine, Gammahydroxybuttersäure und Gamma-Butyrolacton dämpfen das Nervensystem; insbesondere in Kombination mit anderen Substanzen können sie zu Atemlähmung und im schlimmsten Fall zum Erstickenstod führen. Flüssigkeiten mit Gammahydroxybuttersäure und Gamma-Butyrolacton werden auch Liquid Ecstasy genannt und ahnungslosen Menschen als K.-o.-Tropfen heimlich ins Getränk gegeben.

Opioide lindern Schmerzen, lösen Ängste und hellen die Stimmung auf. Sie binden sich auf der Oberfläche von Nervenzellen an bestimmte Stellen, sogenannten Opioidrezeptoren. Diese gehören zum natürlichen Schmerzsystem des Menschen und können von körpereigenen Opioiden, den Endorphinen, aktiviert werden. Dadurch werden Schmerzen nicht weitergeleitet, das Gefühl von Rausch und Euphorie kann entstehen.

Etlche Opioide kommen in der Natur vor. Opium zum Beispiel wird aus dem Milchsaft von Schlafmohn gewonnen und enthält

Unterstützen Sie unser Rechercheprojekt



Sind Sie selbst betroffen, haben Sie Angehörige mit Suchtproblemen – oder arbeiten Sie mit suchtkranken Jugendlichen und jungen Erwachsenen? Dann freuen wir uns, wenn Sie sich an unserem Rechercheprojekt »Zwischen Rezept und Rausch« beteiligen. Den dafür konzipierten Fragebogen finden Sie über den QR-Code.



Peter Dazley / Getty Images

Tütchen mit weißem Pulver (Symbolbild): Tödliche Vergiftungen durch Kokain

den Wirkstoff Morphin, nach Morpheus, dem Gott der Träume. Aus Morphin wiederum lässt sich im Labor Heroin herstellen, das noch potenter ist. Bis 1971 war es als Schmerz- und Hustenmittel zugelassen; es wirkt entspannend und lässt Gefühle wie Angst oder Unlust verschwinden.

»Der Konsument oder die Konsumentin fühlt sich glücklich und zufrieden«, sagt der Suchtforscher Daniel Deimel von der Technischen Hochschule Nürnberg in Franken. »Also eigentlich alles super – wenn eben nicht die Abhängigkeit da wäre.«

Die Sucht entsteht, weil sich die Opioidrezeptoren an die Stimulation durch Heroin gewöhnen. Das Gehirn verlangt gleichsam nach immer mehr Stoff, damit es das Hochgefühl wieder erleben kann. Bei anderen Opioiden stellt sich die Abhängigkeit auf gleiche Weise ein. Als illegales Rauschgift ist Heroin bis heute verbreitet, bislang kam es vor allem aus Afghanistan, dem wichtigsten Anbaugelände für Schlafmohn. Seit dort erneut die radikal-islamistischen Taliban regieren, stockt der Nachschub.

Das verknappte Angebot führt allerdings nicht zu geringerer Nachfrage. Als Ersatz

für Heroin bringen kriminelle Banden synthetische Opiode auf den Schwarzmarkt.

Die Lage ist Deutschland ist bedenklich. Schätzungsweise 170.000 Einwohner sind abhängig von Opioiden, viele von ihnen halten sich in offenen Drogenszenen auf, etwa am Kölner Neumarkt oder im Frankfurter Bahnhofsviertel. Laut Daniel Deimel haben die Fälle von Überdosierungen in den vergangenen Jahren immer mehr zugenommen: »Die sind auf einem absoluten Höchststand.«

Warum das so ist, wissen die Fachleute nicht genau, aber offenbar spielen gestreckte Stoffe eine Rolle. Ein im März veröffentlichter Bericht des Instituts für Therapieforschung in München weist darauf hin, dass hochpotente synthetische Opiode womöglich zunehmend häufig anderen Stoffen beigemischt werden. Gerät der Konsument an eine manipulierte Charge oder an gefälschte Tabletten, erhöht das demnach »bereits kurzfristig die Wahrscheinlichkeit für eine plötzliche Zunahme akuter Vergiftungen«.

In Bremen häuften sich Ende 2024 die Drogennotfälle, in denen Konsumenten dringend medizinische Hilfe brauchten. Mitarbeiter des Gesundheitsamts und der Comeback

GmbH, eines gemeinnützigen Unternehmens, testeten daraufhin das Heroin, das Menschen in einem Drogenkonsumraum dabei hatten. Etliche Proben waren mit hochpotenten Nitazenen verunreinigt.

In Zürich waren im vergangenen Jahr plötzlich gefälschte Tabletten im Umlauf. Sie steckten in den Blistern eines namhaften Herstellers und beinhalteten laut Aufdruck angeblich das für die Schmerzbehandlung zugelassene Opioid Oxycodon. Tatsächlich enthielten die Tabletten jedoch ein Opioid aus der Gruppe der Nitazene.

Woher die gefälschten Pillen kamen, ist unklar. Aber Chemiker oder Menschen mit chemischen Grundkenntnissen können vergleichsweise leicht immer neue Varianten von Nitazenen herstellen, indem sie deren Molekülstruktur verändern. Die chemischen Ausgangsstoffe sind oft regulär zu erwerben, zum Beispiel im Internet. Das Unternehmen Quasar Chemicals im hessischen Bruchköbel handelte mit diversen Substanzen, die angeblich für Forschungszwecke gedacht waren. Tatsächlich sollen sie an Personen geliefert worden sein, die daraus Drogen fertigten. Das Unternehmen ist derzeit geschlossen, auf seiner Website ist zu lesen, es arbeite »an etwas Großartigem!«.

Immer wieder stößt die Polizei auf Labore im Untergrund, in denen kriminelle Personen Drogen zusammenbrauen. Anfang 2024 etwa flog eine Gewerbehalle im niedersächsischen Nordhorn in die Luft. In der Brandruine fanden die Beamten Kanister für Chemikalien, aus denen ungefähr 2800 Kilogramm des Aufputzmittels Amphetamin hätten hergestellt werden können.

Im nordrhein-westfälischen Hückelhoven entdeckten Zollfahnder in einem Gewerbegebiet ein Labor, das drei Männer heimlich eingerichtet hatten. Die Fahnder fanden Tausende Liter Chemikalien, eine Menge, die für 39 Millionen Ecstasy-Tabletten ausgereicht hätte, wie das Landgericht Aachen später feststellte. Es verurteilte die drei geständigen Männer im Juni 2025 zu Freiheitsstrafen zwischen fünf und acht Jahren.

Insgesamt hat die Polizei 2024 elf Großlabore in Deutschland aufgespürt, in denen fast ausschließlich Amphetamine hergestellt wurden. Die meisten synthetischen Drogen für den deutschen Markt werden dem BKA zufolge vermutlich in den Niederlanden hergestellt, dort seien Fahnder 2024 auf 167 illegale Labore gestoßen.

Die neuartigen Drogen ziehen oft Menschen an, die jünger als 30 Jahre sind. Sie leben meist nicht in der offenen Drogenszene und sind den Behörden unbekannt. Zu den Konsumentinnen und Konsumenten zählt der Suchtforscher Daniel Deimel auch solche, die er »Psychonauten« nennt. Sie seien experimentierfreudig und probierten vieles aus – was sie anfällig für Überdosierungen mache.

Jörg Blech



Andreas Roloff / nationalerbe-baume

◀ Der Moment

Sie überlebte Hitzesommer, trotzte Gewittern, überstand Extremwinter – und ist darüber etwa 1100 Jahre alt geworden: Diese Robustheit macht die Ureibe in Steibis im Oberallgäu laut Experten zum ältesten bekannten Baum Deutschlands. Die Pflanze wurde nun zum Nationalerbe-Baum ernannt und entfaltet ihren Reiz erst, wenn man direkt vor ihr steht und in ihre Krone schaut. Aus der Entfernung fällt die Eibe, die mitten auf einer Alm steht, kaum auf: Sie ist nur etwa sechs Meter hoch und fände in vielen Vorgärten Platz. GUI

ERDBEBEN

Zeitmaschine für den Untergrund

Im Untergrund des US-Bundesstaats Kalifornien haben sich tektonische Spannungen auf Rekordniveau aufgebaut. Wie eine Simulationsstudie der Geoforscherin Liliane Burkhard von der Universität Bern zeigt, ist der Druck am Cajon Pass im Osten von Los Angeles höher als je zuvor in den vergangenen 1000 Jahren. »Der Pass liegt genau dort, wo sich San-Andreas- und San-Jacinto-Verwerfung annähern«, erklärt Burkhard.

Die beiden Bruchstellen sind zwei der wichtigsten geologischen Störungszonen in Kalifornien. In der Region schrammen die pazifische und die nordamerikanische Erdplatte beständig aneinander vorbei.

Die Platten verhaken sich, unter gigantischem Druck bauen sich so über Hunderte Kilometer hinweg Spannungen im Untergrund auf. Wenn sie sich lösen, bebt die Erde an der US-Westküste.

Zwar ist keine genaue Vorhersage möglich, wann und wo es zum Megabebeben kommt. Doch das Risiko wächst, wie das Computermodell zeigt. Die Simulation funktioniert wie eine Art Zeitmaschine für den Untergrund. Die Forschenden haben Daten zu den bekanntesten großen Erdbeben der letzten 1000 Jahre in einen Computer eingegeben und berechnet, wie sich nach einer Erschütterung neue Spannung im Gestein aufgebaut hat.

Jedes Beben löst erst einmal Spannungen, später bauen sie sich aufgrund der tektonischen Plattenverschiebungen langsam wieder auf. Mit dem Modell lässt sich nachvollziehen, wie viel Druck zu einem bestimmten Zeitpunkt auf einer Stelle der Verwerfung lastet.

Die Forschenden griffen für die zeitliche Einordnung der früheren Erdbeben auf Hinweise zurück, die sie in der Natur fanden.

Dazu gehörten Proben von verschütteten Hölzern, deren Alter im Labor bestimmt wurde. Sie werteten außerdem historische Dokumentationen von größeren Rissen im Boden aus, die auf stärkere Beben hindeuten.

Die Auswertung ergab, dass der Cajon Pass einen erheblichen Einfluss auf das Ausmaß des befürchteten Großbebens haben könnte. Ein zusätzlicher Risikofaktor ist der Boden unter Los Angeles: Die Stadt ist auf dicken Schichten aus losem Sediment gebaut, vor allem Sand und Ton, das bei Erdbeben schwingt und Erschütterungen verstärkt.

Im Großraum Los Angeles leben mehr als 18 Millionen Menschen. Burkhard fordert: »Infrastruktur sollte auf Erdbebensicherheit geprüft, Notfallpläne angepasst und die Bevölkerung über die Dringlichkeit persönlicher Vorbereitung informiert werden.« CHS

NACHGEZÄHLT

5,3

Millionen Jahre alt ist ein Walfriedhof im Indischen Ozean. Er liegt mehr als 1000 Kilometer vor der Küste der australischen Stadt Perth. Dort fanden Forscher 476 fossile Kadaver in bis zu 7000 Meter Tiefe – besiedelt von Schnecken und Würmern, die Knochen und Muscheln fressen.

Quelle: Nature

NACHGEFORSCHT

Helfen Joghurttampons bei einer Scheidenentzündung?

Der Mensch hat einen stetigen lebenden Begleiter: sein Mikrobiom. Der Körper beherbergt Billionen Pilze, Viren und Bakterien. In der Vagina von Frauen im gebärfähigen Alter kommen am häufigsten Laktobazillen vor – eine Gattung von Bakterien, die durch Gärung Milchsäure erzeugen und damit einen pH-Wert von 3,5 bis 4,5 aufrechterhalten. In diesem sauren Milieu können sich schädliche Keime nicht so gut vermehren.

Wenn die Vaginalflora aus dem Gleichgewicht gerät, kann es zur bakteriellen Vaginose kommen. Typische Symptome sind ein gräulich-milchiger Ausfluss, der nach Fisch riecht. Ärztinnen und Ärzte behandeln sie mit Antibiotika.

In den sozialen Medien raten manche Influencer dazu, sich einen Tampon in die Vagina einzuführen, der mit Joghurt getränkt ist. Joghurt

enthält Milchsäurebakterien. Könnte er also auch gut sein für die Vaginalflora?

Tatsächlich ist ein Joghurttampon nicht nur ungeeignet, er kann eine Infektion sogar verschlimmern. In der Lebensmittelindustrie werden zum Teil Bakterien verwendet, die sich von denen in der Vagina unterscheiden.

»Joghurttampons könnten die Vagina stattdessen reizen«, sagt die Gynäkologin Stephanie Eder vom Berufsverband der Frauenärztinnen und Frauenärzte. Außerdem könne Joghurt Pilzsporen enthalten. Aus einer bakteriellen Infektion kann zusätzlich eine Pilzinfektion werden.

Scheidenpilz ist für Betroffene von der bakteriellen Vaginose mitunter schwer zu unterscheiden, da die Symptome ähnlich sein können. Umso wichtiger ist die Diagnose, weil sich die Behandlung unterscheidet. SSA



TIERE

»Die Gesundheitspolizei der Natur«

Biologe Christian von Hoermann, 49, von der Universität Würzburg über die Rückkehr der Gänsegeier

SPIEGEL: Herr von Hoermann, über Deutschland kreisen mehr als ein Dutzend Gänsegeier: im bayerischen Teil des Karwendelgebirges, in Niedersachsen bei Hannover oder in der brandenburgischen Prignitz. Was zieht die Vögel hierher?

Hoermann: Sie suchen sehr wahrscheinlich nach Nahrung, womöglich auch nach neuen Lebensräumen. Vor allem jüngere, noch nicht geschlechtsreife Gänsegeier legen dabei enorme Strecken zurück, mehr als 400 Kilometer pro Tag sind möglich. Woher die Vögel genau kommen, lässt sich bislang nicht sagen. Wahrscheinlich stammen sie aus Populationen in Österreich, Frankreich, Spanien oder Portugal, wo die Art noch regelmäßig vorkommt.

SPIEGEL: Wie außergewöhnlich ist es, dass die Geier hier aufgetaucht sind?

Hoermann: In Deutschland brüten seit 150 Jahren keine Gänsegeier mehr. Es fliegen aber immer mal wieder Exemplare ein. 2017 zog Ende Mai ein Trupp von fast 100 Geiern durch die Eifel. Sechs Jahre später stürzten sich im Nationalpark Eifel 21 Gänsegeier auf einen Rehkadaver, den unser Forschungsteam dort ausgelegt hatte.

SPIEGEL: Ist der Flug der Geier nach Deutschland ein Zeichen dafür, dass es ihnen in Südeuropa schlecht geht?

Hoermann: Nein. Die Bestände des Gänsegeiers in Europa gelten als stabil. In Spanien, Südfrankreich oder Teilen Osteuropas leben ungefähr 40.000 Brutpaare. Die Suchflüge zeigen aber, dass sie größere Strecken zurücklegen müssen, um genug Nahrung zu finden.

SPIEGEL: Mancherorts werden Gänsegeier getötet, etwa in Österreich. Weshalb sind die Vögel so unbeliebt?

Hoermann: Viele Menschen verbinden mit ihnen Tod und Verfall, auch weil sie Aas fressen. Mit ihrem langen, weitgehend nackten Hals können sie tief in Tierkörper vordringen, die Zunge funktioniert ähnlich wie eine Raspel, mit ihr schaben sie Gewebe und Organe aus Kadavern aus. Anders als Habichte oder Adler machen sie aber keine Jagd auf gesunde Beutetiere, sie reagieren auf nekrotisches, also absterbendes Gewebe.

SPIEGEL: Was bedroht Gänsegeier noch?

»Kadaver schnell aufspüren«

Hoermann: Vor allem Umweltgifte. Gefährlich sind Rückstände von Bleimunition, mit der Jäger teils Wild erlegen. Außerdem können Medikamente wie Diclofenac über Kadaver von toten Nutztieren in die Nahrungskette gelangen und tödlich wirken.

SPIEGEL: Könnten Gänsegeier in Deutschland wieder heimisch werden?

Hoermann: Das wäre mein Wunsch, und es wäre auch ökologisch sinnvoll. Gänsegeier gehören zu den effizientesten Aasverwertern überhaupt und können so verhindern, dass sich Tierseuchen ausbreiten. Heute suchen Fachleute etwa bei der Afrikanischen Schweinepest mit großem Aufwand nach kranken oder toten Wildschweinen – mit Suchhunden, Drohnen und Suchtrupps. Geier würden solche Kadaver schnell aufspüren und fressen. Das Virus würde in ihrem Verdauungstrakt zerstört werden. Sie sind gewissermaßen die Gesundheitspolizei der Natur. ALW



KULTUR

»Was soll mir irgendein Nationalstolz bringen?«

SPIEGEL-Gespräch Der Musiker Apsilon wurde mit gesellschaftskritischem Rap zu einem Helden junger Menschen mit Migrationsgeschichte. Hier erklärt er, warum er sich neuerdings mit Lars Klingbeil anlegt.

Wenn es mit der Musik nichts werden sollte, könnte Apsilon immer noch auf eine Karriere als Arzt umschwenken. Der 29-jährige Rapper, der eigentlich Arda Yolci heißt, studiert nach einem Einser-Abi an der Berliner Charité Medizin, konzentriert sich aber seit einigen Jahren auf Hip-Hop, den zum Teil sein jüngerer Bruder Arman produziert. Apsilon, ein Enkel türkischer Gastarbeiter, wuchs im Berliner Stadtteil Moabit auf und rappt kluge und emotionale, rhetorisch oft scharfe Texte über Rassismus und Kapitalismus. 2024 hatte er mit dem Debütalbum »Haut wie Pelz« seinen Durchbruch, sein zweites Album »Glanz Null« erscheint am 24. Juli.

SPIEGEL: Apsilon, was haben Sie gegen den Vizekanzler?

Apsilon: Ich habe kein persönliches Problem mit Lars Klingbeil, er ist einfach jemand aus der aktuellen Regierung. Und in meinen Augen verfolgen die Bundesregierungen der vergangenen Jahre keine Politik, die der Mehrheit zugutekommt. Wir erleben weltweit gerade eine Weltuntergangsstimmung, es läuft so viel Scheiße auf dem Planeten, sowohl politisch als auch zwischenmenschlich – und die Antworten der Regierungen darauf waren und sind nicht die richtigen.

SPIEGEL: In Ihrem Track »Keiner von euch« rappen Sie, dass Sie nichts mit denen zu tun haben wollen, »die das Land hier an die Wand fahren«. Den Vizekanzler fragen Sie, warum er Ihnen auf Instagram folgt, und fordern ihn auf, er solle »lieber bisschen Abstand halten«. Klingbeil hat inzwischen ge-

sagt, Ihr Diss habe ihn »ein bisschen getroffen«, er schätze Ihre Musik und sei nicht Ihr Gegner. Warum gehen Sie ihn so hart an?

Apsilon: Es ist nicht so, dass ich ihn hasse oder ihn als Einzelperson für alles verantwortlich mache. Ich kann mir sogar vorstellen, dass er gute Intentionen hat. Aber ein Politiker in seiner Position ist durch so viele Filter gegangen, dass ein ursprünglich guter Wille irgendwann verloren geht. Das betrifft auch den Vizekanzler, der viel Geld für Aufrüstung und Kriege hat, aber nicht für marode Schulen und das Gesundheitssystem. Bürgergeldempfängern die Bezüge zu kürzen, ist Politik für das oberste Prozent.

SPIEGEL: Die Linkenchefin Ines Schwerdtner hat Ihren Song in einer Bundestagsrede erwähnt. Steht Ihnen diese Partei näher als die SPD?

Apsilon: Die Linke war in den vergangenen Jahren nicht in der Regierung, deswegen habe ich an ihrer realen Politik wenig konkrete Kritikpunkte. Ich bin grundsätzlich überzeugt, dass der Kapitalismus den Menschen und seine Lebensgrundlage zerstört. Entsprechend habe ich da wahrscheinlich mehr inhaltliche Überschneidung als bei anderen, ja. Den Moment im Bundestag habe ich mitbekommen und fand ihn ehrlich gesagt eher lustig.

SPIEGEL: Größere Aufmerksamkeit kann man sich als Künstler kaum wünschen.

Apsilon: Ja, ein komisches Gefühl. Sogar meine Mutter hat mich darauf angesprochen. Sie meinte: »Was machst du da?«

SPIEGEL: Was haben Sie geantwortet?

Apsilon: Keine Ahnung. Wir haben eher darüber gelacht. Im Endeffekt ist das ja auch Hip-Hop: Es klingt krass, ist aber manchmal gar nicht so deep. Ich will zur Parteipolitik auch gar nicht so viele Kommentare abgeben, weil gesellschaftlicher Wandel für mich zum viel größeren Teil außerhalb des Parlaments gemacht wird, von Leuten, die sich in ihren Kiezen organisieren, in Gewerkschaften oder innerhalb der Familie und des Freundeskreises. Menschen, die protestieren, sind für mich, auch historisch gesehen, viel wichtigere Treiber von Veränderung, deswegen ist mein Track eher ein Mittelfinger an die aktuelle parlamentarische Politik.

SPIEGEL: Sie wehren sich darin auch gegen eine Einladung in Talkshows wie »hart aber fair«, Sie rappen: »Fick Markus Lanz«. Nach Ihrem Debütalbum vor knapp zwei Jahren wurden Sie von Medien und Feuilletons umarmt. War das zu viel Beifall von der falschen, bürgerlichen Seite?

Apsilon: Wenn man als Ausländer oder Deutscher mit ausländischen Wurzeln eine gewisse Reichweite erlangt hat und Leute berührt, dann wird man schnell auch benutzt, für eine Trennung zwischen guten und schlechten Ausländern, nützlichen und nicht nützlichen. So ist es auch beim Thema Migration: »Wir wollen die, die uns was bringen – und wer vor Kriegen flieht, an denen wir teilweise selbst schuld sind, soll wieder abhauen.« Dagegen will ich mich wehren. Ich hasse es, wenn jemand zu mir sagt, dass ich »voll gut Deutsch« spräche. Die Medien lieben das leider auch: »Guck mal, wenn

man sich genug anstrengt, kann man doch auch so sein!«

SPIEGEL: Ein Musterbeispiel für Integration.

Apsilon: Ja, aber eigentlich ist das nur ein Werkzeug, um andere abzuwerten. Ich will nicht dafür benutzt werden, Straßen-Rap abzuwerten, weil ich damit aufgewachsen bin. Ich mache das nicht fürs Feuilleton, sondern für die Leute, mit denen ich aufgewachsen bin. Die lesen auch mal Zeitung oder gucken »hart aber fair«, aber die meisten sind so wie ich – und wissen nicht genau, wie man Feuilleton überhaupt schreibt.

SPIEGEL: Im Englischen nennt man diese Instrumentalisierung »Tokenism«: Migrant*innen werden von einem rassistischen System als Diversitätsalibi missbraucht.

Apsilon: Bei vielen passiert das wahrscheinlich schleichend. Man macht Karriere und kommt in einen Kreislauf: okay, diese Auszeichnung noch, dann diese Einladung und so weiter. Es gibt diesen Druck, zu wachsen oder überhaupt seine erlangte Größe zu behaupten. Das ist oft nur möglich, wenn man sich anpasst und nicht zu sehr aneckt. Ich merke das auch bei mir, dass ich in manchen Interviews viel zu nett war, obwohl ich eigentlich dachte: »Ey, diese Frage geht eigentlich nicht klar.« Insofern ist »Keiner von euch« auch an mich selbst gerichtet: Ich muss nicht mit jedem nett und cool sein.

SPIEGEL: Ihr neues Album erscheint mitten im Sommer, trotzdem klingt es düster und melancholisch. Weil es für Personen in Ihrem Alter gerade schwierig ist, Zukunftsperspektiven zu entwickeln?

Apsilon: Egal mit welcher Berufsgruppe man redet, mit Arbeitslosen sowieso: Niemand hat gerade das Gefühl, dass es uns in fünf Jahren besser geht. Und gleichzeitig gibt es Prominente, die sich auf der New Yorker Met Gala zeigen, sich krass anziehen, auf »Alles ist schön« machen und dann im Fernsehen sitzen, um miteinander zu scherzen. Selbst im Bundestag hat man diesen Eindruck: Politiker machen mit Vertretern von Parteien, gegen die sie angeblich kämpfen, auf Bro. Für die meisten ist das sehr verwirrend. Man muss nicht ständig sagen: »Eigentlich ist er ja ganz nett.« Es können auch alle »ganz nett« sein und trotzdem schlechte Dinge tun. Mich stört diese Harmonieseligkeit.

SPIEGEL: In Ihren neuen Texten geht es oft darum, dass Ihrem Gegenüber der Glanz aus den Augen verschwunden ist, ein Fatalismus macht sich breit. »Je mehr da draußen alles untergeht, hab ich das Gefühl, dass in mir etwas untergeht«, heißt es in »Kaputte Diamanten«. Das klingt nach Ohnmacht.

Apsilon: Ich verstehe, dass beim Hören des Albums dieses Gefühl aufkommt. Da ist aber auch Wut, Suche und Hoffnung, also kein endgültiges Gefühl von: Es ist alles verloren. Haben Sie nicht auch das Gefühl, dass vor allem in den vergangenen Jahren diese Stim-

mung von »Wir steuern auf eine Wand zu« extrem dominant geworden ist?

SPIEGEL: Schon, ja.

Apsilon: Dieses Album ist einfach der Ausdruck davon – und die Frage, was das mit mir macht. Was macht es mit meinen zwischenmenschlichen Beziehungen? Was bedeutet das für Freundschaft, für Liebe? Was für mein persönliches Glück?

SPIEGEL: Was gibt Ihnen Zuversicht?

Apsilon: In erster Linie private Dinge. Ich bin gesegnet mit einem stabilen sozialen Umfeld, mit Menschen, die ich liebe, die mich lieben und die mir viel Halt geben, weil wir uns gegenseitig, ja, Zuversicht vermitteln. Aber es gibt auch auf der gesellschaftlichen, politischen Ebene immer wieder mal Sachen, die Mut machen. Nicht so viele leider.

SPIEGEL: Welche denn?

Apsilon: Zum Beispiel die Wahl Zohran Mamdani zum Bürgermeister von New York. Das wird jetzt auch nicht alle Probleme der Welt lösen, aber darum geht es nicht. Er muss nicht alles perfekt machen. Es reicht, dass die Leute inmitten dieses allgemeinen Scheißelaufens erkennen, dass es auch andere Antworten geben kann als Faschismus, Rassismus und ein paar Milliardäre, die mit ihren Techunternehmen die Welt leiten. Mamdani war zum Beispiel nicht bei der Met Gala.

SPIEGEL: Das macht Ihnen Hoffnung?

Apsilon: Ich bin eigentlich ein überzeugter politischer Optimist: Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Herzens. Vielleicht spürt man das, wenn man das Album hört.

SPIEGEL: Ein zentraler Track heißt »Sommermärchen«. Darin verzahnen Sie eine schöne Kindheitserinnerung an die Fußball-WM 2006 mit den Nachwirkungen der NSU-Morde, die im Torjubel ignoriert wurden. Darin kommt auch eine Begegnung mit Gamze Kubaşık vor, der Tochter eines Ermordeten, im April 2025. War das

Apsilon (I.) beim SPIEGEL-Gespräch*:

»Ich muss nicht mit jedem nett und cool sein«



Stück eine Art Ground Zero für Ihr Albumkonzept?

Apsilon: Das Glanz-Thema gab es schon vorher. Der Song fügt sich eher ein in eine Reihe von Ereignissen, die rückblickend dazu beigetragen haben, dass dieser kindliche Optimismus, den ich 2006 an meinem neunten Geburtstag spürte, verloren gegangen ist. Was nicht heißt, dass ich die ganze Zeit unglücklich bin, ich würde mich als relativ glücklichen Menschen bezeichnen. Aber trotzdem ist diese Art und Weise, auf die Welt zu gucken, an irgendeinem Punkt verschwunden. Fast jeder, den ich kenne, hat das gemerkt und sich gefragt: »Ey, wann, wie?« Und dann beschäftigt man sich mit seinem Leben und mit allem, was passiert ist. Manchmal sind es persönliche Dinge, Traumata, manchmal gesellschaftliche. Beides geht oft Hand in Hand.

SPIEGEL: Im »Sommermärchen« verdichtet sich diese Gefühlsverwirrung?

Apsilon: Genau, da geht es ja erst mal um Glücksgefühle, um das Ballack-Trikot, das ich unbedingt haben wollte, um die Fußball-Euphorie. Und um die Konfrontation mit der harten Realität, die man erst Jahre später versteht.

SPIEGEL: Sie rappen von Ihrem Vater, der kurz nach einer Fußballfeier das Autofenster hochkurbelt, um im Radio einen Bericht über einen Trauermarsch nach dem neunten NSU-Mord hören zu können. Die Szene ist real?

Apsilon: Einige Szenen in dem Track sind real, einige sind eher halb fiktiv, zum Beispiel auch die Stelle mit Gamze Kubaşık.

SPIEGEL: Erklären Sie.

Apsilon: Vor ein paar Jahren, als ich mich mit den NSU-Morden auseinandergesetzt hatte, war mir aufgefallen, dass eines der Opfer, Mehmet Kubaşık, am 4. April 2006 ermordet wurde, also an meinem Geburtstag. Das habe ich in meinem Notizheft aufgeschrieben, in dem ich Songideen sammle. Vergangenes Jahr im Februar war ich dann in Hanau bei einer Gedenkveranstaltung der Opferinitiative. Ich habe ein paar Songs gespielt, und Gamze Kubaşık und Semiya Şimşek, die Tochter des ermordeten Enver Şimşek, haben eine Rede gehalten.

SPIEGEL: Die beiden haben ein Buch über ihren Schmerz und ihre Wut geschrieben.

Apsilon: Ihre Geschichten haben mich krass berührt, und dabei fielen mir meine Notizen wieder ein. Daraufhin habe ich »Sommermärchen« geschrieben, aber anders, als ich darin rappe, haben wir uns bei dem Konzert nicht unterhalten. Es war eher ein Gedankenspiel: Was wäre wohl passiert, wenn wir an jenem Abend gesprochen hätten?

SPIEGEL: Haben Sie das nachgeholt?

Apsilon: Als das Stück fertig war, habe ich es ihr geschickt. Ich war unsicher, weil die Begegnung nicht wirklich stattgefunden hat-

* Mit dem Redakteur Andreas Borcholte in Berlin.

te und sie es vielleicht als Grenzüberschreitung empfinden könnte. Aber sie sagte, dass ihr der Song viel gegeben hätte, seitdem sind wir ständig im Austausch.

SPIEGEL: Mehr als der halbe DFB-Kader besteht heute aus Spielern mit Migrationsgeschichte. Können Sie sich 20 Jahre später mehr als Deutscher fühlen – oder ist da immer noch diese unsichtbare Wand?

Apsilon: Diese Identitätssache ist ein komplexes Ding. Als Kind denkt man nicht in solchen Kategorien, da ist einfach der Wunsch nach dem Ballack-Trikot: Hey, ich mag diesen Fußballer, der spielt krass. Um Deutschland, Nationalismus, Flaggen geht es gar nicht so sehr. Ich finde es einerseits sehr cool für die Kids, dass sie Leute wie Deniz Undav und Antonio Rüdiger haben, zu denen sie aufschauen können. Gleichzeitig spüren die aber, glaube ich, dass diese Zugehörigkeit, sobald es mal nicht läuft, sehr schnell in Rassismus kippen kann.

SPIEGEL: Was setzen Sie dem entgegen?

Apsilon: Man hat ausländische Wurzeln, man wächst auf und ist desillusioniert, fühlt dieses gestörte Vertrauen in den Staat, in die Institutionen, die Gesellschaft. Darauf kann es mehrere Antworten geben. Man kann sagen: »Ich bin jetzt stolzer Türke und werde türkischer Nationalist«. Oder man gibt sich noch mal mehr Mühe, in Deutschland akzeptiert zu werden.

SPIEGEL: Sie misstrauen beiden Antworten?
Apsilon: Ja, schon. Was soll mir irgendein Nationalstolz bringen? Ich persönlich empfinde solche Kategorien als nicht mehr wichtig: Die türkische Kultur hat meine Kindheit geprägt, aber auch die deutsche, die arabische und die kurdische. Alle bilden Teile meines Ichs. Egal, in welchem Staat ich lebe: Wenn es Krieg gibt, habe ich im Zweifel mehr mit dem gemeinsam, gegen den ich kämpfen müsste, als mit denen, für die ich angeblich kämpfe. Staat und Nationalgefühl dienen oft nur dazu, Menschen zusammenzuschweißen, obwohl sie eigentlich gegensätzliche Interessen haben. Nehmen Sie die Familie Quandt.
SPIEGEL: Dank des BMW-Erbes ist sie eine der reichsten in Deutschland.

Apsilon: Die hat doch eigentlich rein gar nichts mit der KassiererIn bei Aldi gemeinsam. Das ist mein Standpunkt dazu.

SPIEGEL: »Weg hier raus« heißt der Track, der Ihr Album eröffnet. Haben Sie schon einen Ausweg für sich gefunden?

Apsilon: In welchen Momenten verspüre ich diesen Glanz von früher noch – oder wieder? Ich habe keine richtige Antwort darauf. Wahrscheinlich gibt es keine, nur die Suche danach. Für mich handelt das Album nicht allein von Rassismus in Deutschland oder der Suche nach Identität. Das sind nur Puzzleteile beim Aufwachsen in einer Welt, in der einfach generell viel schief läuft.

SPIEGEL: Apsilon, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. **S**

BELLETRISTIK



Steptänzer Anton ist 60 – und beginnt, sein Alter und die Endlichkeit seines Lebens langsam zu spüren. Mit seiner Tochter Emma, die ihm beruflich Konkurrenz macht, geht er auf die Suche nach seiner großen Liebe, deren Spur er verloren hat. | **Platz 1**

- 1 (-) **Fünf, sechs, sieben, acht**
Ewald Arenz DuMont; 25 Euro
- 2 (1) **Yesteryear**
Caro Claire Burke Heyne; 24 Euro
- 3 (3) **Die Straße**
Robert Seethaler Claassen; 25 Euro
- 4 (2) **Die Riesinnen**
Hannah Häffner Penguin; 24 Euro
- 5 (7) **Lázár**
Nelio Biedermann Rowohlt Berlin; 24 Euro
- 6 (4) **Die Mitternachtsreise**
Matt Haig Droemer; 24 Euro
- 7 (6) **Pause**
Lena Kupke dtv; 23 Euro
- 8 (11) **Pina fällt aus**
Vera Zischke List; 21,99 Euro
- 9 (-) **Guten Morgen, schönes Wetter heute**
Tanja Kokoska dtv; 23 Euro
- 10 (10) **Wenn die Kraniche nach Süden ziehen**
Lisa Ridzén btb; 24 Euro
- 11 (12) **Das Mosaik der Frauen**
Rafik Schami Hanser; 25 Euro
- 12 (18) **Erzähl mir alles**
Elizabeth Strout Luchterhand; 25 Euro
- 13 (14) **Weißer Sommer**
Eva Pramschüfer Rowohlt; 24 Euro
- 14 (20) **Die Namen**
Florence Knapp Eichborn; 24 Euro
- 15 (13) **Mirabellentage**
Martina Bogdahn Kiepenheuer & Witsch; 23 Euro
- 16 (-) **Der Club der Unbeugsamen**
Kathryn Stockett btb; 28 Euro
- 17 (8) **Widdersehen**
Leonie Swann DuMont; 25 Euro
- 18 (17) **Sanditz**
Lukas Rietzschel dtv; 26 Euro
- 19 (15) **Ghost Stories**
Siri Hustvedt Rowohlt; 25 Euro
- 20 (-) **Für Polina**
Takis Würger Diogenes; 26 Euro

SACHBUCH



Der Autor glaubt: Die Gesellschaft kann sich gegen eine drohende autoritäre Wende wehren. Wenn sie ihre Instrumente nutzt, kann sie das Ruder herumreißen. Dazu zählt er Streiks, Demonstrationen, Volksentscheide und – Humor. | **Platz 18**

- 1 (1) **Dear Britain**
Annette Dittert DuMont; 24 Euro
- 2 (2) **Träume aus Feuer**
Florian Illies Pfaueninsel; 20 Euro
- 3 (-) **Bückbürgertum**
Ulf Poschardt Westend; 27 Euro
- 4 (4) **Alt genug**
Ildikó von Kürthy Ullstein; 22,99 Euro
- 5 (5) **Nein sagen**
Matthias Brandt Kiepenheuer & Witsch; 16 Euro
- 6 (6) **Du bist nicht allein**
Jan Fleischhauer DVA; 25 Euro
- 7 (3) **Dreihundert Männer**
Konstantin Richter Suhrkamp; 30 Euro
- 8 (7) **Die Geschichte in mir**
Rüdiger von Fritsch Siedler; 26 Euro
- 9 (8) **Bakterien – Die heimlichen Helden**
Peter Wohlleben Malik; 23 Euro
- 10 (-) **Magnifica humanitas**
Papst Leo XIV. Herder; 16 Euro
- 11 (-) **Wir verlieren dieses Land** Liv von Boetticher Deutscher Wirtschaftsbuchverlag; 25 Euro
- 12 (10) **Udo Fröhliche** Benjamin von Stuckrad-Barre Kiepenheuer & Witsch; 20 Euro
- 13 (9) **Wiedersehen mit mir selbst zwischen Pasta und Limoncello**
Melanie Pignitter Gräfe und Unzer; 20 Euro
- 14 (11) **Punkt Punkt Komma Strich, fertig ist die Kunstgeschichte?**
Jakob Schwerdtfeger dtv; 25 Euro
- 15 (18) **Wiedersehen mit mir selbst zwischen Pizza und Aperol**
Melanie Pignitter Gräfe und Unzer; 19,99 Euro
- 16 (14) **Wenn die Sonne untergeht**
Florian Illies S. Fischer; 26 Euro
- 17 (17) **Organisch**
Giulia Enders Ullstein; 24,99 Euro
- 18 (12) **Gegenmacht – Die Zivilgesellschaft schlägt zurück** Arne Semsrott Droemer; 22 Euro
- 19 (-) **Hoffnungslos optimistisch**
Dirk Steffens Penguin; 20 Euro
- 20 (19) **Eine Hymne an das Leben**
Gisèle Pelicot Piper; 25 Euro

Er darf kicken, sie macht den Rest

Fußball-WM In den Nullerjahren wurden »Spielerfrauen« mit sexistischen Sprüchen verspottet. Mittlerweile gesteht man ihnen eine eigene Persönlichkeit zu. Solange sie dem Fußball dient.

Bei jedem großen Fußballturnier fällt neben Torstatistiken, modischer Trikot-Exegese und taktischen Grundsatzdebatten zuverlässig auch soziologischer Beifang an. Beispielsweise lässt sich an der Art und Weise, wie über die Lebensgefährtninnen und Ehefrauen der Fußballspieler gesprochen und geschrieben wird, einiges über den aktuellen Zustand der Gleichberechtigungsfantasie ablesen. Der Begriff der »Spielerfrau«, für sich genommen schon eine komprimierte Verdachtsbiografie, scheint immer noch unverwundlich. Und die medialen Betrachtungen erzählen auch bei dieser Weltmeisterschaft weniger über die so beschriebenen Menschen als darüber, wie eine Frau beschaffen sein soll, damit ihr Leben neben einem erfolgreichen Mann als akzeptabel gilt.

»Aufgebrezelt in der VIP-Lounge sucht man Lina Kimmich vergeblich«, schreibt etwa die Streamingplattform Joyn über die 34-jährige Ehefrau des Nationalspielers: »Sie sitzt eher mit Kapuzenpulli und Sohn Lenny irgendwo auf der Tribüne. Sie ist kein Fußball-Nerd, aber weiß, was ihr Mann Joshua Kimmich braucht, um auf dem Platz zu performen.« Das ist in seiner betulichen Rollenromantik fast rührend formuliert: Die ideale Spielerfrau ist bescheiden im Auftritt, darf studiert haben – Lina Kimmich hat das erste juristische Staatsexamen abgelegt –, eigene Projekte verfolgen, sich sozial engagieren und ausdrücklich »mehr als nur Spielerfrau« sein. Solange all diese Ambitionen am Ende dazu beitragen, dass der dazugehörige Mann möglichst ungestört spielen bleiben kann.

Denn auch wenn Medien von der Londoner »Times« bis zum »Focus« anlässlich der WM einen neuen Typus von Spielerfrauen ausrufen, die den Männern nicht mehr mit exaltiertem Konsumgebaren »das Rampenlicht stehlen«, sondern selbst »beeindruckende Karrieren« als Influencerinnen oder Unternehmerinnen vorzuweisen, sich also recht überzeugend vom Goldgräberinnenverdacht freigearbeitet haben, bleiben sie ihrem Mann auch in dieser vermeintlichen Neuaufgabe putzerfischhaft verbunden. Juristin Kimmich, berichtet Joyn nämlich weiter, sei zwar »voll und ganz als Familien-Managerin eingespannt«, vier Kinder gäben ihr »definitiv jede Menge zu tun«, doch sie »beschwert sich keineswegs« und halte ihrem

Mann »den Rücken frei«, damit er sich auf seine Karriere konzentrieren könne.

Der Mann steht also mit dem Blick Richtung Erfolg, während hinter ihm ständig Kindertermine, Arztbesuche, Formulare und familiäre Kleinkrisen heranfliegen, die eine Frau wie eine Hochleistungstorfrau abwehren muss. Und Anika Neuer, selbst erfolgreiche Handballerin und Ehefrau von Manuel Neuer, »steht ihrem Mann auch in Sachen Mode beratend zur Seite«, wie der »Mercur« notiert.

Solche Kommentierungen erfüllen eine wichtige Funktion: Weil bei reichen, berühmten Männern immer die Gefahr besteht, dass sie aus der vertrauten Welt ihrer Fans herausfallen, wird ihre Partnerin oft zur Beweisfigur dafür, dass auch diese entrückten Figuren im Grunde ganz normale Leben führen. Besonders gern wird darum betont, wenn Paare schon in der Jugend zusammengefunden haben, wenn die Frau sich also in den Spieler verliebt hat, bevor es vernünftige finanzielle Gründe dafür gab.

So war es etwa bei Bayern-Star und Englands Nationalspieler Harry Kane und Katie Goodland, die sich in der Schulzeit kennenlernten, oder Antonela Rocuzzo und ihrem Ehemann, dem Argentinier Lionel Messi, die sich bereits als Kinder trafen. Adidas inszenierte letzteres Paar 2024 gemeinsam in einer Kampagne, die Familie und Geborgenheit zum Markenkern machte. Wo Messi für das Außergewöhnliche steht, liefert Rocuzzo das scheinbar Gewöhnliche dazu: die Sehnsucht nach Nähe und Aufgehobensein.

Die erzählerische Bestimmung der Fußballergefährtin neuer Ausprägung liegt nun darin, die private Umgebung eines Hochleistungssportlers geräuschlos funktionsfähig zu halten. Sie wird zum stabilisierenden Bauteil, das Schwankungen abfedern soll, statt selbst welche zu erzeugen. Dieser Frauentypus soll gleichzeitig diskret, erfolgreich und familienkompatibel sein, ein eigenes kleines Medienunternehmen mit emotiona-

Die Spielerfrau macht aus dem Sportlerkörper wieder eine Person, die Kinder umarmt.

ler Betreuungsfunktion. Dieses High-Performerinnen-Framing ist aus feministischer Sicht nicht wirklich erfreulicher als die altsexistische Spielerfrau-Erzählung aus den Nullerjahren, die Frauen wie Victoria Beckham oder die spätere Coleen Rooney, deren Partner für England spielten, als weitestgehend nutzlose Figuren des Boulevardüberschusses überzeichnete. Man betrachtete diese unverschämt sichtbaren Frauen mit den riesigen Sonnenbrillen und knallfarbigen Juicy-Couture-Trainingsanzügen als Störung der sportlichen Ernsthaftigkeit, als könnte ein zu auffälliger Gürtel oder eine zu teure Tasche auf der Tribüne die Viererkette auf dem Feld jederzeit fatal durcheinanderbringen.

Die neuen Anforderungen sind deutlich langweiliger zu erzählen, weshalb britische Medien in den vergangenen Wochen noch einmal mit ausführlichen Nostalgie-Artikeln über die Geburtsstunde der sogenannten WAGs, der britischen »Wives and Girlfriends« in der vergangenen Glorie schwelgten. Das Onlinemagazin »The Cut« bezeichnet die WAGs gar als »eines der größten Geschenke an die Popkultur«. Der Begriff wurde zur Weltmeisterschaft 2006 geprägt, als die Frauen der englischen Nationalmannschaft in einem Luxushotel in Baden-Baden residierten, reichlich Champagner schlürften, Luxusboutiquen leer shoppten und einen Meilenstein der Paparazzi-befeuerten Prä-Social-Media-Gossipkultur meißelten. Die Kurzform machte aus ihnen beinahe eine administrative Reisegruppe, gleichzeitig klang WAG wie das englische Verb für »wedeln« und verkleinerte diese Frauen so zu Begleithündchen, die gern teure Taschen apportierten.

Wie wirksam dieser Begriff war, zeigte Victoria Beckham: 2006 war sie als Spice Girl berühmter als die meisten englischen Spieler, doch auch eine eigene Weltkarriere konnte wenig gegen die verkleinernde Kraft einer auf Schrumpfung ausgelegten Kategorie ausrichten. Bemerkenswert war an der kollektiven WAG-Überzeichnung vor allem, wie bereitwillig die Fußballwelt die Frauen in ein Gegenteam verwandelte: Hier waren die ernst arbeitenden Männer, dort die luftkussig-prassenden Frauen, die den ernsthaften Sport durch ihre bloße Anwesenheit kontaminierten (und nach Englands Ausscheiden im Viertelfinale tatsächlich als vulgäre Ablenkung mitverantwortlich gemacht wurden).

Der damaligen Spielerfrau wurde nicht nur vorgeworfen, keinen eigenen Beruf zu haben und das Geld des Gatten zu verprassen – ihr eigentliches, unausgesprochenes Vergehen bestand darin, den Reichtum der Fußballbranche überhaupt ins Rampenlicht zu schieben: Problematisch wurde er erst, als Frauen ihn ausstellten und sich weigerten, seine Insignien mit jener diskreten



Federico Gambarni / dpa

Spielerfrauen bei der Turniervorbereitung in Frankfurt im Juni: Sorgfältig kuratierte Social-Media-Accounts

Selbstverständlichkeit zu tragen, die in wohlhabenderen Klassen als Geschmack gilt.

Die heutige Spielerfrau steht dagegen eher für Bedachtheit: Ein »Focus«-Artikel über die Lebensgefährtinnen der deutschen Nationalspieler betont bei den Kurzbeschreibungen der meisten Frauen, dass sie sich aus der Öffentlichkeit eher heraushielten und bestenfalls sorgfältig kuratierte Social-Media-Accounts bespielten.

So wurde, weil die Celebritykultur heute nicht mehr nur glänzende Oberfläche konsumieren will, sondern sich durch die Illusion wahrhaftig privater Einblicke für den angeblichen »Menschen« hinter dem großen Namen interessiert, der Spielerfrau ein neuer Aufgabenbereich zugeordnet. Ein Fußballspieler ist öffentlich ja zunächst fast ausschließlich Körper, er wird nach seiner Laufleistung und Zweikampfquote beurteilt. Die Spielerfrau macht aus diesem Körper wieder eine Person, die Weihnachten feiert und Kinder umarmt. Sie wurde zur Privatheitsbeauftragten des männlichen Ruhms, die der Öffentlichkeit erzählt, dass dieser extrem durchorganisierte Männerkörper auch nach dem Schlusspfiff irgendwo hingehört.

Tatsächlich existieren für Spielerfrauen heute bessere Bedingungen, ihr öffentliches Bild zumindest teilweise selbst zu kontrollieren. Coleen Rooney etwa, 2006 noch Teil der vom Boulevard geschmähten WAGs, wurde Jahre später durch den »Wagatha

Christie«-Fall zu einer eigenständigen öffentlichen Figur. Sie legte in ihrem privaten Instagram-Account gezielt falsche Informationen aus, um herauszufinden, wer Geschichten an die Presse weitergab, und machte schließlich ihre detektivisch sauber herausgearbeitete Schlussfolgerung öffentlich.

Ein späterer Rechtsstreit machte aus bloßem Boulevardstoff ein ganzes Erzählgewerbe: Channel 4 rekonstruierte die Verhandlung in einem zweiteiligen Fernsehfilm, Disney+ sendete eine dreiteilige Dokuserie – und Rooney selbst veröffentlichte ihre Autobiografie »My Account«, deren Titel zugleich auf ihren Account und den Anspruch anspielt, endlich die Deutungshoheit über ihr Leben zurückzugewinnen. Damit kann Rooney als Bindeglied zwischen der Spielerfrau alten und neuen Typs gelesen werden: Sie gewinnt Autonomie, indem sie aus ihrer Beobachtung selbst Content macht. Sie verlässt das Schaufenster nicht, aber sie übernimmt seine Beleuchtung.

Die neue Spielerfrau ist deshalb womöglich die alte Spielerfrau nach einem Linked-In-Coaching: Über sie werden immer noch deshalb Texte geschrieben, weil sie einem Mann zugeordnet wird, nur soll sie zusätzlich auch Sinnhaftigkeit mitbringen. Naima Corbin, die Ehefrau des englischen Nationalspielers Eberechi Eze, arbeitet als Krankenschwester auf der Intensivstation, diverse andere Lebensgefährtinnen haben Jobs

in der Werbung oder der Juristerei. Sie sind optimierte Begleitfiguren, die selbstständig sein dürfen, solange ihre Sichtbarkeit die Karriere des Mannes nicht stört. Geblieben ist jedoch die Funktion der Zuschreibung: Die Spielerfrau ist ein gesellschaftliches Werkzeug, mit dem Frauen in der Nähe männlicher Macht lesbar gemacht werden. Selbst wenn sie dadurch nur Identifikationsfigur für andere vom Patriarchat geplagte Frauen sind.

»Ich wäre schon froh, wenn er mal einkaufen gehen würde«, formuliert Lina Kimmich in der ZDF-Doku »Kapitän Kimmich« ihre überschaubaren Wünsche an den kickenden Gatten: »Aber nur, wenn ich nicht die ganze Vorarbeit leisten müsste«, ihr Mann also selbst bemerken würde, dass das Klopapier zur Neige geht. Im Joyn-Porträt dient das als Beleg dafür, dass die Frau des Kickers »auf dem Boden geblieben« sei. Trotz Villa in einem Münchner Nobelvorort, trotz Designeroutfits und Luxusautos, nervt die Juristin der Mental Load, die ganze Planungsarbeit in der Familie also, genauso wie viele andere Mütter.

Wie schön, soll man wohl denken, sie kotzt über dieselben Sachen ab wie wir! Wie trist aber auch, dass selbst großer Wohlstand eine Frau nicht davor schützt, einem erwachsenen Mann erklären zu müssen, wo man Waschmittel kauft.

Anja Rützel

Opfer, die auch Täter sind

Gedenken Ein neues Mahnmal erinnert an Zeugen Jehovas, die von Nationalsozialisten verfolgt und ermordet wurden. Es soll Standhaftigkeit symbolisieren. Was der Begriff konkret bedeutet, habe ich selbst erlebt. Von Stefanie de Velasco

Da steht es also. Ganz in der Nähe des Goldfischteichs, an dem ich früher immer vorbeigekommen bin, wenn ich mit meinem Hund große Runden durch den Berliner Tiergarten gedreht habe. Ich brauche eine Weile, bis ich es finde. Auf Google ist es noch nicht verzeichnet – das Mahnmal zum Gedenken an die im Nationalsozialismus verfolgten und ermordeten Zeugen Jehovas.

Die Bronzeskulptur erinnert mich an eine Goldfontäne, die aus dem Boden schießt und in der Luft erstarrt. Tatsächlich soll die Skulptur »einen fast fünf Meter hohen Baumstamm« darstellen, heißt es auf der Seite der Arnold-Liebster-Stiftung. Als ich näher herantrete, erkenne ich viele Einkerbungen. Der Künstler Matthias Leeck, selbst Zeuge Jehovas, spricht von »Vernarbungen, die erfahrbar werden«.

Ich bin selbst bei den Zeugen Jehovas aufgewachsen und vertraut mit dem Leid, das meinen ehemaligen Glaubensbrüdern im Nationalsozialismus und der DDR angetan wurde. Trotzdem kann ich den Weg vorbei am Goldfischteich und an der neuen Skulptur künftig nicht mehr nehmen, wenn ich einen harmlosen Gassigang im Sinn habe. Zu sehr würde mich dieses Mahnmal jedes Mal die Verletzungen spüren lassen, die das totalitäre, enge Universum der Zeugen Jehovas mir in meiner Kindheit zugefügt hat. Die Narben werde ich ein Leben lang mit mir herumtragen.

Vor wenigen Wochen erst erfuhr ich von der Errichtung des Denkmals. Ich war gerade in Oberhausen, um für ein Auftragsstück am dortigen Stadttheater zu recherchieren, und hörte eine Reportage im Deutschlandfunk. Oberhausen, das war die Stadt, in der meine Mutter vor fast 50 Jahren von spanischsprachigen Zeugen Jehovas angesprochen wurde. Sie klingelten an der Haustür, an der sie auf den spanischen Namen meiner Mutter gestoßen waren – eine typische Vorgehensweise der Zeugen Jehovas – und kamen mit ihr ins Gespräch. Sie war das perfekte Opfer: einsam, arm, jung und traumatisiert durch die Franco-Diktatur. Sie sprach kaum Deutsch und wünschte sich nichts sehnlicher als Anschluss.

Die Zeugen Jehovas sollten ab diesem Moment nicht nur ihr Leben verändern, sondern auch meins. Ich wuchs in einer Welt auf, die auf die Apokalypse wartete. Ich ängs-



Denkmal in Berlin:
Wie eine Goldfontäne

tigte mich zu Tode. Ich hatte kaum Kontakt zu normalen Kindern, ich durfte an keinen Feierlichkeiten teilnehmen, ich wurde regelmäßig geschlagen, ich musste bei Wind und Wetter von Haus zu Haus gehen und schon als Grundschülerin selbstständig auf der Bühne im Königreichssaal Vorträge halten. Um meinen Hals hing ein Ausweis, der Ärztinnen im Falle eines Unfalls davon abhalten sollte, mir eine Bluttransfusion zu geben. Selbst wenn nur eine Bluttransfusion mein Leben retten würde.

All dies sind nur einige Details, ich könnte viel mehr erzählen. Ich zweifle nicht an der Legitimation eines Gedenkortes für das Unrecht, das den Zeugen Jehovas im Nationalsozialismus angetan wurde. Aber ich frage mich: Wie kann man einer Opfergruppe gedenken, die selbst Tausende von Opfern hervorgebracht hat?

Erst als ich die Sekte verließ, fiel mir auf, wie viele unglückliche und schwerst- kranke Menschen es in dieser Gemeinschaft gegeben hatte. Vielleicht ein Zufall, doch mein intensiver Austausch mit anderen Überlebenden zeichnet ein anderes Bild. Ich meine nicht nur das enge, totalitäre System, das die Zeugen Jehovas errichteten. Sondern

auch die perfiden Barrieren, die sie für jene errichteten, die kein Teil mehr von ihnen sein wollen. Niemand wird bedroht, verfolgt, unter Druck gesetzt. »Du kannst jederzeit gehen« lautet die Devise. Aber der Preis, den man dafür zahlt, ist ein rigoroser Abbruch des Kontakts zu allen Freunden und Angehörigen. Oft zerbrechen Aussteiger aus der Sekte an dieser schmerzhaften Konsequenz.

Standhaftigkeit soll das Denkmal symbolisieren. So beschreibt es der Künstler Matthias Leeck: »Die Menschen hatten die Wahl. Sie hätten Heil Hitler rufen können, die Hand heben können, dann wäre alles gut gewesen, aber sie haben sich dagegen entschieden. Sie sind standhaft geblieben im Widerstand.« Sie sind dafür gestorben, meint Leeck.

Dass der Gedanke der Standhaftigkeit den Gedenkort prägt, wundert mich keineswegs. Mir erscheint das als konsequente Weiterführung der christlich-fundamentalistischen Glaubenslehre der Zeugen Jehovas. Als Kernbotschaft der PR nach außen und vor allem nach innen. Kein anderer Begriff ist so zentral für die Indoktrination der Mitglieder. Opfergeschichten dienten schon in meiner Kindheit als moralische Fabeln, um uns zu suggerieren, dass auch wir für unseren Glauben sterben müssten.

Für mich als Kind schürte das Todesängste. Ich liebte mein Leben, die Schule, meine Freundinnen. Ich wollte das, was alle Kinder wollen: Liebe und Geborgenheit. Ich wollte weder in Harmagedon sterben noch bei einem Autounfall, nur weil ich keine Blutspende bekommen durfte. Als Kind interpretierte ich diese Angst als Glaubensschwäche. Heute weiß ich, dass sie eine gesunde Reaktion auf ein totalitäres Denkmuster war, in dem die Standhaftigkeit als Motiv dafür dient, in den Tod zu gehen. Eben jene Standfestigkeit, die das neue Mahnmal im Berliner Tiergarten nun feiert.

Die Philosophin Hannah Arendt hat analysiert, wie systematisch totalitäre Bewegungen den Tod des Einzelnen als sinnstiftend inszenieren. »Viva la Muerte!« – »Es lebe der Tod!«, das riefen auch die spanischen Faschisten in der Heimat meiner Mutter, aus der sie als Tochter eines republikanischen Dissidenten geflohen war, um in Deutschland Frieden und Sicherheit zu suchen.

Die Zeugen Jehovas waren NS-Opfer, das zweifle ich nicht an. Aber ich hätte mir ein Mahnmal gewünscht, das die Individualität der Opfer und ihr unfreiwilliges Leiden in den Mittelpunkt stellt. Nicht ihre heroische Standhaftigkeit. **5**



Stefanie de Velasco, Jahrgang 1978, ist Schriftstellerin. Zuletzt erschien von ihr der feministische Roman »Das Gras auf unserer Seite«.

Femizid? So ein Quatsch!

Humor *Der konservative Kabarettist Dieter Nuhr macht im Fernsehen Witze auf Kosten ermordeter Frauen. Und stellt damit vor allem sich selbst bloß.*

Von Arno Frank



Marlene Gawrich / WELT / ullstein bild

Komiker Nuhr: Die Kirche im Dorf lassen, auch wenn sie in Flammen steht

Wie kann eine Frau sich vor der Gefahr männlicher Gewalt schützen? Der Komiker Dieter Nuhr, 65, hat da eine Idee: »Zur Sicherheit wäre es nicht schlecht, wenn man den Partner vor dem Geschlechtsverkehr vielleicht einfach erst mal kennenlernt«, witzelte er in seiner jüngsten ARD-Sendung »Nuhr im Ersten«. Wer leichtfertig mit potenziellen Mördern ins Bett steigt, braucht sich hinterher auch nicht zu beschweren. Tja, liebe Frauen: So einfach ist das!

Grundlage für Nuhrs »Erklärstück«: die Kriminalstatistik. Es gebe »etwa 300 bis 350 Frauenmorde jedes Jahr«, sagte er, und natürlich seien das »300 bis 350 zu viel«. Aber? Aber! »Es gibt in Deutschland zig Millionen Männer. Die Wahrscheinlichkeit, in einer Beziehung auf einen Frauenmörder zu treffen, ist praktisch null.« Im Handumdrehen hat er das gesellschaftliche Problem mal eben heruntergerechnet. Wie viele Probleme man so doch aus der Welt schaffen könnte: Niemand braucht mehr Autogurte, weil die meisten Fahrten unfallfrei verlaufen! Das Publikum klatscht und lacht, und man sitzt relativ fassungslos vor dem Fernseher.

Was war das gerade? Als Kabarettist verkörpert Nuhr den unbedingten Willen, die Kirche im Dorf zu lassen, auch wenn sie schon lichterloh in Flammen steht. Als Dank erhält er das Lachen der Überforderten, die sich in ihrer Ignoranz häuslich eingerichtet haben. Hin und wieder kommt ihr Lieblingsclown mit der flotten Lederjacke rein und bestätigt, dass dort draußen alle verrückt geworden sind. Femizid? So ein Quatsch! Bevor wir ein neues Wort lernen, lassen wir uns doch lieber weiterhin von »Beziehungsdramen« unterhalten. Und von Dieter Nuhr, der nebenbei noch hilft, unsere Bunker der Bräsigkeit gegen jeden Hauch von zivilisatorischem Fortschritt abzudichten, mit der ihm eigenen Häme und Kälte.

In einer Sache haben Nuhrs Kritiker aber unrecht: Es ist wichtig, dass der Mann in der ARD weiter sprechen kann. Unbedingt soll er bloßstellen dürfen, wen immer er bloßstellen möchte – zuallererst sich selbst und sein trauriges Publikum. Erst so versteht man, woran gesellschaftlicher Wandel scheitert. **5**

FILM

Superverpeilt

Das Schlimmste an James Gunns »Superman«-Film war, dass er auf den Hund gekommen war. Nach dem Motto »Tiere gehen immer« hatte der »Guardians of the Galaxy«-Regisseur seinem Superhelden zum Kinocomeback 2025 einen quirligen Superkötter namens Krypto an die Seite gestellt. Der richtete niedliches Chaos an, nervte aber grundsätzlich. Und jetzt? Fängt **Supergirl** wieder mit diesem Mistvieh an!

Im zweiten Film des rund erneuerten Kinouniversums von DC Comics tapst man in Hundeperspektive durch ein unaufgeräumtes Raumschiff und pinkelt dann auf eine Zeitung, deren Schlagzeile Superman als strahlenden Helden annouciert. Diesmal geht es also nicht um aufrechte Heroen in farbenfrohen Kostümen, hier wird es abgründiger – und dadurch interessanter. Gewissheit darüber hat man spätestens, wenn die Titelfigur sich gar nicht super, sondern schwer verkatert aus ihrem Lotterbett schält. Den von ihrem Heimatplaneten geretteten Hund lobt sie dafür, dass er diesmal wenigstens nicht den ganzen Boden vollgepisst hat. Dann wird die Nervtöle zum Glück durch einen Drehbuchkniff erst mal aus dem Weg geräumt.

Milly Alcock, bekannt aus dem »Game of Thrones«-Ableger »House of the Dragon«, verkörperte ihr verknittertes Supergirl bereits in einer der letzten Szenen von »Superman«. Daher weiß der interessierte Zuschauer auch schon, dass sie sich bevorzugt auf Planeten aufhält, die von einer roten Sonne illuminiert werden. Denn eine gelbe Sonne, wie sie auf die Erde scheint, verleiht Kara Zor-El und ihrem Cousin Kal-El alias Superman übermenschliche Kräfte. Unter roter Sonne fühlt sich Kara jedoch wie ein ganz normaler Mensch. Und sogar Alkohol wirkt! Angenehm beduselt begehrt Supergirl also ihren 23. Ge-

burtstag in einer schäbigen Pinte irgendwo im All, als die junge Ruthye (Eve Ridley) hineinplatzt und unter dem anwesenden Söldner- und Säuferpersonal nach Verstärkung für ihre Suche nach dem intergalaktischen Schurken Krem (Matthias Schoenaerts) begehrt. Der Bandit hat ihre Familie ermordet, nun will die Teenagerin mit dem Schwert ihres Vaters Rache nehmen. Und erhält mit Supergirl eine Heldengefährtin, die selbst erst einmal lernen muss, wie

man sich als Heldin seinen Traumata stellt.

Regisseur Craig Gillespie hat bereits mit seinen Filmen »I, Tonya« und »Cruella« bewiesen, dass er ein Händchen für leicht verpeilte Frauenfiguren hat. Mit der aus der Comic-Miniserie »Supergirl: Woman of Tomorrow« entliehenen Geschichte über zwei junge Protagonistinnen, die mit den Männergewalten um sie herum, aber auch miteinander und sich selbst im Clinch liegen, bekam er jetzt

eine klar strukturierte Story von Drehbuch-Newcomerin Ana Nogueira an die Hand. Sie erlaubt es ihm, auch visuelle Stärken auszuspielen. »Supergirl« ist ein Roadmovie, dessen Look an »Star Wars«, »Das fünfte Element« und immer wieder an »Mad Max«-Filme erinnert. Die Heldenreise der beiden Frauen nimmt wiederum Motive aus Westernklassikern mit John Wayne auf und wendet sie ins Feministische: Männer spielen hier eklige Sexsklavinnen-Händler oder moralisch fragwürdige Nebenfiguren wie den Kopfgeldjäger Lobo (Jason Momoa), der zwar hilft, aber für Kara und Ruthye nicht zum verlässlichen Partner taugt.

Kara, die über weite Teile einen hinreißend zerzausten Grunge-Stil aus Zottelmähne, Blondie-T-Shirt und schlaberigem Trenchcoat pflegt, zieht erst zum Schluss ihr buntes Supergirl-Kostüm an – und übernimmt damit ihre Rolle als selbstlose Heldin. Alcock ist eine Entdeckung als physisch kompetente Antiheldin und Alien-Göre, die Emotionen wirkungsvoll dosieren kann. In zum Teil überraschend brutalen Action- und Plotsequenzen versteht sie, was ihre Mutter ihr einst auf dem Sterbebett mitgab: dass man nicht immer zu allen nett sein muss, um eine gute Person zu sein. Diese vor allem an junge Frauen gerichtete Brat-Girl-Botschaft trägt »Supergirl« mit wenig Pathos, dafür aber mit viel Coolness vor.

Den Kassenerfolg von »Superman« wird diese weitaus gelungener DC-Fortsetzung wohl nicht wiederholen, dafür sind weibliche Hauptfiguren bei den überwiegend männlichen Fans immer noch zu unbeliebt. Aber vielleicht erobert die furchtlose Alcock ja ein ganz neues Publikum für das Genre. Das wäre selbst für eine Superheldin ziemlich erstaunlich.

Andreas Borcholte

Junge Frauen kämpfen gegen eklige Kerle und eigene Traumata: In »Supergirl« mit Milly Alcock und Matthias Schoenaerts wird eine Alien-Göre zur Heldin.



Parisa Taghizadeh / Warner Bros. Entertainment

Warner Bros. Entertainment

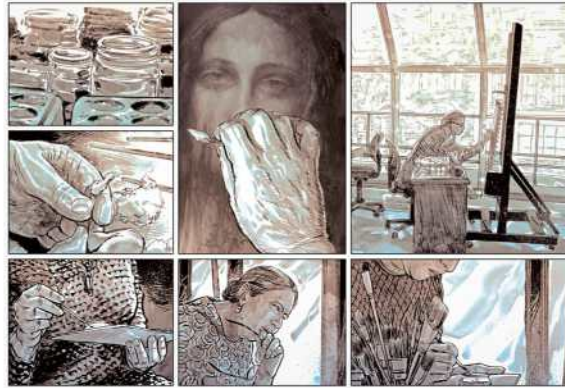
SERIE

Ein letztes
Mahl

An **The Bear** lassen sich die Hochs und Tiefs eines Serienlebens deutlich ablesen. 2022 startete die Geschichte eines chaotischen Sandwichladens in Chicago, der zu einem Tempel der Haute Cuisine mutieren soll, als Überraschungshit. Die Serie machte ihren Hauptdarsteller Jeremy Allen White zum Star, die halbe Welt schien sich um das weiße T-Shirt eines deutschen Herstellers zu reißen, mit dem er am Herd stand und fluchte. Aber spätestens mit der dritten Staffel erkaltete die Liebe. Was auch daran lag, dass der Serie der positive Vibe abhandenkam. Das Dialoggewitter, mit dem die Figuren einander und die Zuschauer traktierten, wurde mit so viel Bitterkeit und Selbstmitleid gewürzt, dass es ungenießbar war. Der abschließenden fünften Staffel blickte man deshalb mit Skepsis entgegen – umso größer ist die Überraschung, wie viel Freude diese letzten acht Folgen bereiten. Obwohl erneut nicht viel Neues passiert: Nun muss die Küchencrew einen letzten großen Abend stemmen, bevor **The Bear** vielleicht für immer die Pforten schließt. Christopher Storer, der Hauptregisseur und Erfinder der Serie, gibt dem Finale wieder das hektische, intensive Indie-film-Feeling des Beginns. Und er sucht Harmonie für sein Figurenpersonal. Das befremdet, rührt aber auch. Vielleicht weil man jetzt erst begreift, wie sehr sich das Gerangel in der Küche als Allegorie auf den Versuch der Menschen in den USA lesen lässt, bei allem Zwist doch auf einen Nenner zu kommen. Am Ende der Schicht raucht man gemeinsam eine Zigarette. Und dann gehen die Lichter aus. KAE



»The Bear«,
Staffel fünf.
Acht Folgen
bei Disney+.



»Salvator Mundi«. Knesebeck; 96 Seiten; 28 Euro.

GRAPHIC NOVEL

Kunst als Krimi

Ausgerechnet das teuerste Gemälde der Welt bleibt für die Allgemeinheit unsichtbar, nachdem es für 450 Millionen Dollar ersteigert wurde. Das ist schade, denn ein paar Pinselstriche stammen womöglich von Leonardo da Vinci persönlich. Die neue Graphic Novel **Salvator Mundi** hält die Erinnerung an das Werk und seine sensationelle Preisentwicklung wach. Am Anfang der Bilder-geschichte steht ein Ausflug in die alte Toskana, man sieht einen Pferdewagen, ein Gemälde von Christus als Weltenretter auf Pappelholz liegt zwischen anderem Transportgut herum. Man muss nicht lange blättern, und schon steht man in einem New Yorker Auktionssaal des Jahres 2017. Ein Bietergefecht, ein Weltrekord, Eilmeldungen – und international wird diskutiert, wer so viel Geld für ein Gemälde ausgibt, das in großen Teilen kein Original mehr ist, sondern aus Übermalungen besteht. Diese unglaubliche Geschichte liest sich stellenweise wie ein Krimi. Neben dem Illustrator **Éric Liberge**, der mysteriöse Grautöne bevorzugt, sind zwei französische Journalisten beteiligt, die bereits einen Dokumentarfilm über die Angelegenheit herausgebracht haben. Die absurdesten Wendungen klingen unglaublich, sind aber verbürgt. Die Vermarktungskünstler von Christie's bekommen ihren Auftritt, das Königshaus von Saudi-Arabien und Emmanuel Macron. Bleibt nur zu hoffen, dass der Weltenretter selbst einmal wieder ins Licht der Welt tritt. UK

POP

Aus Lärm
geboren

Die größte Herausforderung in einer Welt andauernder Zwietracht ist Harmonie. Wenn Brutalismus 3000 ihr zweites Album also **Harmony** betiteln, ist das erst mal ein guter Witz, denn die Musik des Berliner Technoduos ist krass, schroff und überfordernd, aber eines ganz sicher nicht: harmonisch. Zuerst sei »Harmony« auch nur ein ironischer Arbeitstitel gewesen, sagt Theo Zeitner, der für die aus Gabber, EDM und Industrial fusionierte Highspeedmusik zuständig ist. Seine Freundin Victoria Vassiliki Daldas deklamiert dazu Parolen wie Projektile mit einer verzerrten Stimme. Letztlich, sagt Zeitner, hätten die beiden ihre eigene Harmonie im Albumtitel gefunden. Man muss diese wohl als kollektiven Einklang der Widerständigkeit verstehen. Obwohl ihre im Berliner Untergrund begonnene Karriere sie zu einer großen Plattenfirma und internationalem Ruhm getragen hat, begreifen sich Brutalismus 3000 offenbar als subversives Mobilisierungskommando. Fans werden im provokant inszenierten Videoclip zu »I Bring My Gun to the Function« dazu animiert, sich bereits im Kindesalter für den kommenden Aufstand zu bewaffnen. Später, im Clip zu »Gore Louvre«, sollen sie in leer stehende Luxusvillen einbrechen. Ihre aus Lärm geborene Katharsis setzen Zeitler und Daldas nun professionalisiert und mit Stargästen wie Schauspielerinnen Anya Taylor-Joy fort. Im Club entfesselt, mag das zum Fiebertraum taugen, zu Hause wirkt es eher gleichförmig – und löst Sehnsucht nach mehr konzeptioneller Dissonanz aus. BOR



Brutalismus
3000:
»Harmony«.

SPORT

Der Auserwählte



Karrieren Seit seinem Beinbruch sucht Deutschlands WM-Hoffnungsträger Jamal Musiala nach dem Gefühl, das ihn seit der Kindheit durchs Leben getragen hat: Leichtigkeit. Helfen soll ihm seine engste Vertraute – seine Mutter Carolin.

An jenem Abend im Juli, an dem für sie die Zeit gerann, habe sie es sich vor dem Fernseher gemütlich gemacht, so wird Carolin Musiala es später erzählen.

Sie habe sich gefreut, weil ihr Junge endlich wieder spielte. Er war fast drei Monate lang verletzt gewesen, aber er habe nicht aufgegeben, so wie sie es ihm beigebracht habe. Sie sagt, er sei ein frohes und lebenslustiges Kind gewesen, nur eines habe man nicht machen dürfen: ihm seinen Ball wegnehmen. Er saß dann da wie erloschen.

Jetzt, an diesem Abend im Juli, sieht sie ihn endlich wieder dort, wo er glücklich ist, auf dem Platz, es ist das Viertelfinale der Klub-Weltmeisterschaft, Bayern gegen Paris, die vielleicht besten Mannschaften der Welt.

Sie sieht, wie im Stadion das Licht ausgeht, sie hört, wie Musik anfängt zu wummern, als begänne etwas, das größer ist als Fußball. Leuchtraketen steigen in den Himmel von Atlanta, Georgia. Sie sieht die Spieler einzeln durch den Nebel gehen, Lichtstrahlen zucken wie Blitze. Der Kommentator sagt: »Einlauf der Gladiatoren«.

Sie sieht ihren Sohn, er kommt als einer der Letzten. Er lächelt. Die beiden haben einen langen Weg hinter sich. Sie lächelt auch. Es ist der 5. Juli 2025.

Das Spiel ist schnell und schön, wie das Meer wogt es hin und her, aber die Torhüter halten stand. Sie sieht Gianluigi Donnarumma, den Torwart von Paris, Europameister und Welttorhüter, der schon als Kind riesig war, einen Koloss mit langen Armen und sagenhaften Reflexen, eine Hydra, aber mit 1000 Händen.

Sie sieht auch ihren Sohn, Jamal, der ihre Maultaschen so liebt und als Kind schmal und dünn war, den Jungen, den sie immer beschützen wird. Tief in der Nachspielzeit der ersten Hälfte sieht sie, wie er einen Pass erahnt, bevor er ihn sehen kann, er kommt von Michael Olise, Jamals Freund aus Jugendtagen. Sie sieht, wie Jamal losläuft. Sie sieht, wie auch Donnarumma losläuft, der Torwart.

Beide fliegen auf den Ball zu, aber Musiala ist schneller, und Donnarumma, fast 100 Kilogramm schwer, trifft Musialas linkes Bein. Musiala geht zu Boden. Bleibt liegen.

Harry Kane ist einer der Ersten, die bei Musiala sind. Als er sieht, dass das Fußgelenk seltsam absteht, legt er die Hände an den Kopf und wendet sich ab. Joshua Kimmich und Kingsley Coman raufen sich die Haare. Donnarumma, Sohn eines Zimmermanns aus der Gegend um Neapel, weint. Ruhelos schleicht er über den Rasen, als

gäbe es für ihn keinen Platz mehr auf dieser Welt.

Jamal Musiala wird auf eine Trage gehoben. Er verbirgt sein Gesicht. Auch er weint. Bayern verliert 0:2, es ist Thomas Müllers letztes Spiel für München, aber das interessiert fast niemanden. Am nächsten Tag schreibt die »Bild«-Zeitung vom »Musiala-Horror«. Max Eberl, Sportvorstand bei Bayern, sagt: »Wenn ich mit 100 Kilo und einem Sprint auf den Unterschenkel springe, ist die Gefahr groß, dass etwas passiert.«

Vincent Kompany, der Trainer, sagt, sein Blut koche nicht wegen der Niederlage, sondern weil es einen getroffen habe, »der das Spiel so liebt«.

Jamal Musiala postet noch ein Video, in dem er Donnarumma vergibt, dann zieht er sich zurück. Sechs Monate lang wird es still um ihn – 196 Tage ohne Spiel. Ein Superstar unter Wasser.

Später wird Musiala der Zeitschrift »Esquire« sagen, er habe sich in dieser Zeit alte Spiele von sich angesehen, »um ja nicht zu vergessen, wer ich mal gewesen bin«.

Als der SPIEGEL ihn fast ein Jahr nach der Verletzung fragt, was die Menschen sich in 100 Jahren über ihn erzählen sollen, sagt Musiala: »Super Spieler, viel erreicht.« Dann schweigt er kurz und sagt dann: »Und ein guter Mensch. Sagt man das? A good guy.«

Er gilt als das große Versprechen des deutschen Fußballs. Ein kommender Weltfußballer, sagen viele. Einer wie Messi, sagt Lothar Matthäus, bis heute der einzige deutsche Weltfußballer.

Mit 23 ist Musiala schon sechsmal deutscher Meister, 44-maliger Nationalspieler, EM-Torschützenkönig. Aber es geht bei ihm nicht um Zahlen, es geht um das Gefühl. Um Eleganz. Schönheit. In der Geschichte des deutschen Fußballs gibt es nicht viele wie ihn, eigentlich nur Beckenbauer und vielleicht Özil.

Musiala, der wie Quecksilber durch Abwehrreihen fließt, den Mitspieler und Gegner »Zauberer« oder »Magier« nennen, weil er Dinge, die schwer sind, leicht aussehen lässt. Der den Ball in einer einzigen fließenden

»Wir haben gemerkt, dass ihm die Nähe zur Mutter guttut und für seine Entwicklung wichtig ist.«

Hasan Salihamidžić, Ex-Bayern-Sportvorstand

den Bewegung annehmen und in die entgegengesetzte Richtung mitnehmen kann und damit die halbe gegnerische Mannschaft stehen lässt.

Fußball heute: Das ist verdichteter Raum; Musiala entflieht ihm, schafft Raum, wo vorher keiner war. Ein Entfesselungskünstler wie Houdini.

Kinder auf der ganzen Welt tragen Trikots mit seinem Namen. Er ist der wertvollste deutsche Spieler. Eine Branche, die Menschen nach Marktwert sortiert, taxierte ihn vor seiner Verletzung auf 140 Millionen Euro – er war der siebtwertvollste Spieler der Welt. Eine globale Marke: Nike, Prada, Maggi werben mit ihm. Liebling eines ganzen Landes, Hoffnungsträger. Sein Weg nach oben schien über Jahre unaufhaltsam und vorherbestimmt, als wäre er auserwählt.

Bis zu jenem Abend in Atlanta. Seitdem strauchelt Musiala. Seine Bewegungen fließen nicht mehr, sie wirken eckiger. Oliver Kahn hat kürzlich gesagt: »Er sollte auf eine Teilnahme bei der WM verzichten.«

Manchmal scheint es, als suchte Musiala verzweifelt nach dem Gefühl, das ihn seit seiner Kindheit durchs Leben getragen hat: Leichtigkeit.

Der SPIEGEL hat Musiala und seine Mutter in den vergangenen Jahren beobachtet und einige Male getroffen: während seines Aufstiegs bei Bayern, in der Zeit seiner Verletzung, kurz vor der WM. Musiala muss die Erwartungen eines ganzen Landes tragen, aber wie findet man etwas, das so flüchtig ist wie Leichtigkeit? Das sich auflöst, je verbissener man danach sucht?

Carolin Musiala schaut aus dem Zugfenster. Der ICE 1004 gleitet mit 200 Kilometern pro Stunde durch eine sanfte Hügellandschaft. Es ist Ende Mai 2026, ein Freitagnachmittag. Die Sonne steht schräg im Abteil, im Licht bewegen sich Staubpartikel wie in Zeitlupe. Musiala, rote Locken, blaue Augen, ist eine kleine, zähe Frau: eine Schwäbin mit polnischen Wurzeln, ein Herz aus Gold, ein Mundwerk wie ein Maschinen-gewehr.

Als Jamal im Jahr 2020 mit 17 Jahren bei den Profis des FC Bayern anfing und die anderen Spieler nach dem Training an der Säbener Straße in röhrenden Sportwagen vom Parkplatz rollten, wartete sie in ihrem alten VW Polo auf Jamal.

Fünf Jahre später, als Jamal Musiala seinen Vertrag beim FC Bayern verlängerte – 25 Millionen Euro Gehalt im Jahr, heißt es, bis 2030 –, wurde er im Fernsehen gefragt, warum er so lange gezögert habe mit der Unterschrift. Er lächelte und sagte: »Ich

musste warten, bis Mama aus dem Urlaub zurückkommt.«

Carolin Musiala fährt nach Berlin, am nächsten Tag findet das Pokalfinale statt. Bayern gegen Stuttgart. Abendlicht im Olympiastadion. Das Spiel ist für ihren Sohn eine Chance, dem Land zu zeigen, dass er »wieder der Alte« ist, was immer das heißen mag. Dass er zu Recht mitfährt zur WM. Dass Deutschland ihn braucht.

Da sei es doch gut, sagt sie sich, dass Jamal ein wenig Unterstützung bekommt. Ihr Junge spielt, sie fährt hin. So war das immer. Früher auf Fußballplätzen ohne Toilette, morgen vor 74.000 Menschen im Olympiastadion, das Hitler bauen ließ, um 1936 die Welt zu blenden.

Draußen zieht Deutschland vorbei, Dörfer, Wiesen, Rapsfelder. Ein Land, so scheint es, dem die Liebe zu seiner Nationalmannschaft abhandengekommen ist, irgendwo zwischen den Weltmeisterschaften 2018 und 2022, als jeweils nach der Vorrunde Schluss war. Ein Land, das sich 2026 mal wieder ein Sommermärchen wünscht. Pause vom Weltgeschehen. Pause von sich selbst.

Aber Carolin Musiala will nicht über Fußball reden. Sie wolle, dass Jamal als Mensch im Vordergrund steht. »Man denkt ja immer, die fallen so vom Himmel«, sagt sie.

Bäume und Häuser brechen das Sonnenlicht. Auf Carolin Musialas Gesicht wechseln sich Licht und Schatten ab, immer schneller. Fast hört man es rattern, wie bei einem alten Filmprojektor entstehen jetzt Bilder.

Sie erzählt aus dem Leben ihres Sohnes, das auch ihres ist. Es ist eine Geschichte von ziemlich weit unten nach ziemlich weit oben. Wie sie mit drei Kindern in England saß, am Ende des Monats mit kaum noch Geld. Wie Jamal entdeckt wurde. Wie er zu einem der Besten wurde. Wie sie ihm dabei half, das zu bekommen, was er immer wollte. Und wie er es beinahe wieder verlor.

Wichtig sei, sagt sie, das Leben als eine Reise zu begreifen.

Der Name Musiala ist polnisch (eigentlich Musiała, gesprochen: Muschaua), ihr Vater, ein Jazzmusiker, war Pole mit russisch-ukrainischen Wurzeln. Jamals Vater ist Nigerianer, mit britischem Pass. Sie war jung, als Jamal kam, 22, und auf der Suche nach etwas, von dem sie selbst nicht genau wusste, was es war.

Sie sagt, mit ihm habe sie sich komplett gefühlt. Bei der Geburt hatte er die Nabelschnur um den Hals, sie zog sich zu wie eine Schlinge. Es musste schnell gehen; es ging gut. Seine Mutter sagt, er sei vom ersten Atemzug an aktiv gewesen: »Ich habe immer gesagt: Der ist froh, am Leben zu sein.«

Sie nannte ihren ersten Sohn Jamal, ein Name mit arabischen und afrikanischen Wurzeln, der »Schönheit« bedeutet, »Anmut«. Der Junge, der der Schlinge entkam.



Bayern-Profi Musiala mit Geschwistern und Mutter im Mai 2025: »Das sind meine engsten Leute«

Sich befreien, auch wo eigentlich kein Ausweg ist: Die Eigenschaft ist ihm geblieben.

Carolin Musialas Traum: raus in die Welt. Von Stuttgart, wo auch die Eltern leben, zieht sie mit Jamal nach Fulda, bloß 250 Kilometer entfernt und doch die Weite. In der Nacht vor dem Umzug weint sie, weil sie Jamal aus seinem Umfeld reißt. Ihre Tante sagt zu ihr: Solange die Mutter-Kind-Beziehung stabil ist, kannst du überallhin. Das wird ihr Fundament.

Auf der Straße spürt sie die Blicke der Menschen: eine junge Frau, oft allein, mit einem schwarzen Kind.

Ein Bild, das sie aus dieser Zeit behalten hat: ihre ausgestreckte Hand, daran Jamal mit Schaufel und seinem Ball. Das Leben ist ein Abenteuer – so nimmt sie ihm die Angst. Wichtig ist, dass wir zusammen sind.

Geld hat sie so gut wie keines, das Bafög muss reichen, manchmal geht sie mit zehn Euro einkaufen und bereitet dann ein großes »Festessen«. Dass es das letzte Geld war, muss man den Kindern ja nicht sagen. Maultaschen in Tomatensoße, das ist heute noch sein Lieblingsessen.

Das Drumherum ist wichtig, die Atmosphäre. Dass man zusammen lacht. Auf die Nintendo zu Weihnachten spart sie das ganze Jahr. Andere Geschenke kauft sie im Angebot, zwei für eins.

Jamal, sagt sie, habe fast nie geweint. Zwischen ihm und seinem Ball habe eine Art natürliche Freundschaft bestanden. Das war auch sein erstes Wort: »Ball.«

Stundenlang übt er Tricks auf der Straße. Oft mit seinem Vater, der in Nigeria Fußballer war und den Sohn alles lehrt. Mit vier

Jahren melden sie ihn beim TSV Lehnerz an, einem Verein in der Nachbarschaft. Sein erster Trainer erinnert sich: »Seine Gegenspieler waren wie Fahnenstangen für ihn.«

In seiner ersten Saison schießt Jamal mehr als 100 Tore. Sein Trainer lässt ihm einen silber-goldenen Schuh anfertigen, den Jamal Musiala heute noch zu Hause hat. Der Junge hat Talent, aber es gibt ein Problem: Er jubelt bei jedem Tor, auch den gegnerischen.

Ihre Tochter wird geboren. Als sie ein Auslandssemester machen kann, fragt sie den Menschen um Rat, der ihr am nächsten ist: Jamal, sieben Jahre alt, sagt Ja. Seine Bedingung: Es muss ein Land sein, in dem Fußball gespielt wird. Es wird Southampton in Südengland. Sie wollen vier Monate bleiben. Es werden neun Jahre.

Jamal findet Freunde, der Fußball hilft ihm. Ein Scout kann nicht fassen, was er sieht: »The special one«, der Einzigartige, schießt nicht nur in zehn Minuten sechs Tore, sondern er will auch allen Mitspielern ein Tor auflegen.

2011 der Wechsel zum FC Chelsea. Jamal ist acht. Er begegnet Spielern wie Didier Drogba und Frank Lampard. Bei der englischen Junioren-Nationalmannschaft lernt er einen schlaksigen Jungen namens Jude kennen, sie werden Freunde. Jude Bellingham spielt heute bei Real Madrid.

Bei Chelsea spielt Jamal mit Michael Olise zusammen. Geht ein Jahr zu Ende, wird aussortiert: Wer schwach ist, muss gehen. Eine Jugend wie bei den Hunger-Games.

Carolin Musiala und die Kinder ziehen oft um, neuer Job, neue Leute. Geht eine Tür zu,

geht anderswo eine neue auf. Sie sagt, es sei oft hart gewesen, aber sie habe ihr Leben geliebt. Man fließt wie in Wasser, und irgendwann, wenn man nicht mehr strampelt, fühlt man sich leicht.

Jamal bekommt ein Stipendium an der elitären Whitgift School, ein Lehrer sagt über ihn: bescheiden, höflich, immer gut gekleidet. Jamal lernt Schach und Klavier. Er trainiert die koreanische Kampfkunst Hapkido. Mit einem Gedicht über seine Nervosität am ersten Tag bei Chelsea gewinnt er einen Schulwettbewerb. Die Angst geht weg, wenn er spielen kann. Fußball als Therapie.

Jamal wächst, Jahre vergehen, er wird besser, härter. Im legendären Wembley-Stadion fragt er seinen Trainer, welche Spieler hier schon einen Hattrick erzielt hätten, dann schießt er vier Tore.

Der Zug nach Berlin schwankt jetzt wie ein Schiff. Carolin Musiala hat ihre anderen beiden Kinder dabei, Jamals Geschwister. Ihre Tochter, bald volljährig, schläft, ihr Sohn, elf, klebt Panini-Sticker ein.

Im Zug sind noch Freunde von ihr und einer von Jamals Leuten, ein jovialer Bayer, Anfang dreißig, der sagt, sein Kapital sei, gut reden zu können. Sein Handy klingelt, er hält es sich vors Gesicht. »Hi Jamal«, sagt er. Jamal Musialas Gesicht erscheint. Er sagt, dass sie mit dem Mannschaftsbus im Stau gestanden hätten. Ob sie ihr Training dann auf der Straße gemacht hätten, will der PR-Mann wissen und grinst. Musiala lächelt müde.

Seine Mutter sagt, Jamal verstehe oft nicht, was die Leute so interessant an ihm fänden. Beim FC Bayern gab ihm Leroy Sané den Spitznamen »Bambi«, weil er so jung war und so dünn. Mitspieler sagen, Musiala sei lieb, aber wenn es ums Toreschießen gehe, sei er ein Killer. Ein ehemaliger Berater von Musiala sagte einmal, »der Junge ist aus kosmischem Stoff«, so einer werde nur alle 50 Jahre geboren. Journalisten lieben solche Sätze, das wissen Berater. So was hebt den Marktwert ihrer Spieler.

Es erhöht aber auch den Druck.

»Hallo?« Es knackt in der Leitung. »Salihamidžić mein Name.« Hasan Salihamidžić sitzt im Auto. Er war mal Sportdirektor und Sportvorstand der Bayern. Er und Chefscout Marco Neppe haben Jamal Musiala 2019 geholt. Oder, wie Salihamidžić sagt, den sie »Brazzo« nennen, Bürschen: »Wir haben uns festgebissen und nicht mehr losgelassen, wenn man das so sagen darf.«

Halb Europa sei hinter Jamal her gewesen. Er und Jude Bellingham seien auf ihren Positionen die größten Talente gewesen, die sie bis dahin gesehen hätten. Immer wieder flogen sie nach England, um sich mit Jamal und seiner Mutter zu treffen. Mit im Gepäck: FC-Bayern-Mützen, Schlüsselanhänger, kleine Geschenke.

»Beim Jamal hab ich das Gefühl gehabt: Der kann wirklich wahnsinnig viel bedeuten für die Nationalmannschaft.«

Joachim Löw, Ex-Bundestrainer

»Wir haben uns intensiver gekümmert als die anderen. Wir wollten Jamal, unbedingt. Uns war klar, dass es einen schnellen Abschluss geben musste, weil sonst die anderen mit weitaus mehr Geld gekommen wären.«

Bayern bezahlte für den 16 Jahre alten Musiala 200.000 Euro an Chelsea.

Als Jamal beim FC Bayern ankommt, wundert sich Salihamidžić. »Jamal kam nicht in bester Verfassung zu uns. Er war damals immer noch zierlich und klein und hatte mit den Folgen eines Kieferbruchs zu kämpfen.« Dann sieht er ihn spielen. »Mit einer Eleganz, mit einer Finesse, einer Orientierung auf engstem Raum, die kaum einer hat.«

Mit »der Caro«, Jamals Mutter, versteht er sich sehr gut. Alle paar Wochen treffen sie sich bei ihm im Büro, trinken Espresso, reden über Jamals Entwicklung oder »ratschen«, bairisch für »plaudern«. Salihamidžić rollt das »R« dermaßen, dass man Angst kriegt, dass gleich die Leitung weg ist.

Er wuchs in Bosnien und Herzegowina auf, als der Krieg kam, gab sein Vater ihm eine Kalaschnikow, um Mutter und Schwester zu verteidigen. Mit den Bayern gewann Salihamidžić sechs Meisterschaften und die Champions League. Er sagt: »Der Verein wurde meine Heimat.«

Seine Erfahrungen helfen jungen Spielern wie Jamal und Alphonso Davies, Jamals ältestem Freund bei den Bayern, der in einem Refugee-Camp in Ghana geboren wurde. Salihamidžić sagt: »Jamal und seine Mutter

Verletzter Musiala bei Klub-WM 2025:

Real Madrid hat einen Brief geschickt



Latin Sport Images / IMAGO

waren bodenständig. Wir haben gemerkt, dass ihm die Nähe zur Mutter guttut und für seine Entwicklung wichtig ist.«

Da Jamal so jung ist, soll er zuerst in der zweiten Mannschaft spielen. Salihamidžić sagt, dort habe er bald zwei Tore in einem Spiel geschossen. Groß gefreut habe er sich nicht. »Wir hatten eher den Eindruck, dass er sich schämt.«

Weil beim FC Bayern das Gefühl stimmt und der Brexit kommt, gehen Carolin Musiala und die Kinder zurück nach Deutschland, das sie vor fast zehn Jahren verlassen haben. Sie findet eine günstige Wohnung in einem Vorort von München, vier Zimmer. Zum Training fährt sie Jamal in ihrem alten VW Polo.

Mit 19 zieht Musiala von zu Hause aus, aber seine Mutter und er schreiben sich jeden Tag oder telefonieren. Er wohnt jetzt in München-Bogenhausen. Mit 21 ist er Stammspieler, mehrfacher deutscher Meister, Torschützenkönig der EM 2024.

Mieter einer eigenen Wohnung.

Das folgende Jahr wird sein stärkstes beim FC Bayern. Aber wegen eines Muskelbündelrisses verpasst er die wichtigsten Spiele. Aber er kämpft sich zurück. Bei der Klub-WM kann er endlich wieder spielen.

Das Besondere an Musiala ist, dass man sich als Zuschauer wünscht, dass er an den Ball kommt. Weil man hofft, etwas Außergewöhnliches mitzerleben. Wie früher bei Zinedine Zidane, bei Ronaldinho. Wie in der 31. Minute in Atlanta, als er zwei Gegenspieler austanzt. Es läuft gut, aber dann kämpft er mit Donnarumma um den Ball, und die Zeit gerinnt.

Musiala wird nach Deutschland geflogen und kommt in eine Spezialklinik. Sein Wadenbein ist gebrochen, sein Sprunggelenk war ausgerenkt, mehrere Bänder sind gerissen. Uli Hoeneß spricht von einer »der schwersten Verletzungen, die man haben kann«.

Verletzungen gehören zum Profisport. Sie können Spieler brechen oder besser werden lassen, als sie zuvor waren. Erst später zeigt sich, ob aus Narben Trophäen werden.

Joachim »Jogi« Löw erinnert sich noch gut. Der deutsche Fußball steckte 2021 in der Krise. Also fuhr Löw mit Oliver Bierhoff in die Allianz-Arena nach München, um »den Jamal«, 17 Jahre alt, zu überzeugen, für Deutschland zu spielen.

Löw sagt am Telefon, Jamal sei noch duschen gewesen und später dazugekommen. Dafür sei eine Frau mit roten Locken da gewesen, die sich als seine Mutter vorgestellt habe. Löw sagt, sie habe ihm »sehr, sehr imponiert«.

Er habe in seiner langen Karriere als Trainer mit vielen jungen Spielern gesprochen – und immer saßen deren Vater dabei oder die Berater. Und manchmal, sagt Löw, habe

er in deren Augen sehen können, dass es ihnen ums Geld ging.

Diese Frau sei anders gewesen. Sie habe gleich erzählt von Jamals langem Weg, vom Leben in England. Sie sei fürsorglich gewesen, aber auch klar: Wo seht ihr Jamal? Wo kann er sich noch verbessern? Löw habe gespürt: Ihr geht es um das Wohl des Jungen.

»Dann habe ich mich auch zu einem Versprechen hinreißen lassen, was ich sonst niemals gemacht habe. Aber beim Jamal hab ich das Gefühl gehabt: Der kann wirklich wahnsinnig viel bedeuten für die Nationalmannschaft. Also habe ich ihm versprochen: Wenn du dich für uns entscheidest, dann bist du bei der EM im Sommer dabei.«

Bei der EM 2021 leitet Musiala das entscheidende 2:2 gegen Ungarn ein und sichert Deutschland das Achtelfinale. Gegen England, seine zweite Heimat, wird Musiala erst spät eingewechselt. Deutschland verliert 0:2.

Nach dem Spiel sitzt Löw mit seinem Co-Trainer Marcus Sorg zusammen. Sie überlegen, was sie besser hätten machen können. »Dann hat Marcus Sorg mir gesagt, der Jamal wäre zu ihm gekommen im Spiel und hat gesagt: Marcus, geh zum Trainer, der soll mich einwechseln. Ich mach die alle nass.« Löw kichert am Telefon. »Hat er gesagt! Der Jamal! Mit 18! In so einem Spiel! Ich mach die alle nass.«

Als er sah, wie Musiala sich in Atlanta verletzte, habe es ihm »in der Seele wehgetan«. Dann habe er sich geärgert, zu viele Spiele, zu viele Turniere. »Ein junger Spieler, der muss auch andere Dinge verarbeiten im Kopf und in der Seele: wird Nationalspieler, wird gehypt, plötzlich sind die Erwartungen so immens.«

Löw hatte sich mit 20 selbst mal das Schien- und das Wadenbein gebrochen. Er habe anderthalb Jahre gebraucht, bis er wieder frei war im Kopf: »Weil in jedem Zweikampf habe ich gedacht: Eigentlich will ich die Schmerzen nicht mehr. Das ist wie ein Trauma.«

Am Ende des Gesprächs sagt Löw, im Nachhinein hätte er Jamal gern eher eingewechselt gegen England. Früher sei er risikofreudig gewesen, aber die schlechte WM 2018 habe ihn vorsichtig werden lassen. »Ich hätte Jamal zur Halbzeit bringen sollen. Andere Spieler haben das in der Situation nicht mehr geschafft, das Spiel zu drehen. Das hätte in dem Spiel wahrscheinlich nur der Jamal geschafft.«

Ein sonniger Nachmittag Anfang Mai. Ein Garten im Münchner Süden, die Vögel singen. Carolin Musiala sitzt auf einer riesigen weißen Couch. Sie lächelt. Der alte VW Polo, mit dem sie Jamal früher zum Training fuhr, steht noch in der Einfahrt, aber sie nimmt jetzt oft das schwarze SUV.

Jamal war nach der Verletzung wieder bei ihr eingezogen, seit Kurzem erst lebt er in seinem eigenen Haus, gleich in der Nähe. Er hat einen Basketballplatz, ein Gym und

einen Garten, sie sei froh, sagt sie, so kann er sich wenigstens in die Sonne setzen oder Körbe werfen, abgeschirmt von den Blicken im Ort, wo ihn jeder kennt.

Sie sagt, Jamal trainiere hart, versuche, jeden Bereich seines Lebens zu optimieren. Zuletzt habe er sich mit der richtigen Raumtemperatur beim Schlafen beschäftigt. »19 Grad«, sagt sie.

Jamal arbeite auch mit einem Neuroathletik-Coach an seinen Reaktionen und an seiner Orientierung im Raum. »Du musst so viel machen, um dranbleiben zu können. Die anderen werden ja auch besser.«

Oliver Kahns Aussage, Jamal solle auf die WM verzichten, ist ein paar Wochen her. Fast täglich kritisiert ihn jetzt jemand. Sie sagt: »Warum muss man jemanden, der so eine schlimme Verletzung hatte, der sich zurückkämpft, der alles tut – warum muss man das so negativ kommentieren? Warum?«

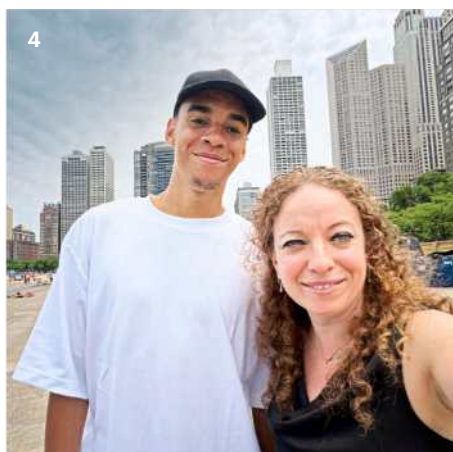
Sie schaut in den Garten. »Mich als Mutter hat's getroffen. Wir haben von der Fußballwelt so viel Unterstützung und Liebe, Verständnis, Anteilnahme, Geduld erfahren.« Der FC Bayern habe sich um sie gekümmert, vom Trainer über den Ernährungskoach bis zu Uli Hoeneß: Alle hätten Jamal unterstützt. »Da war nie das Gefühl, die glauben nicht an ihn oder die lassen ihn fallen oder wollen ihn ersetzen.«

Kylian Mbappé meldete sich, Vinícius Junior, Jude Bellingham, sein alter Freund: »Get well soon brother.« Bruder, werd bald gesund. Neymar, Thomas Müller, David Alaba. Real Madrid hat einen Brief geschickt. Carolin Musiala sagt, der Weltfußball wirke vielleicht manchmal kalt, aber in diesem Moment habe er sehr menschlich gewirkt.

Als es passierte, saß sie vor dem Fernseher. Als sie Jamal, der am Boden lag, nicht mehr zeigten, da habe sie gedacht, es sei lebensbedrohlich. Eine Verletzung am Kopf. »Weil du siehst ja nur, er liegt da, es ist Jamal, und die zeigen die Bilder nicht.«

Als sie Jamal vom Feld trugen, sah sie, dass er sich bewegte. Noch von der Trage aus rief er als Erstes seine Mutter an. Sie sagt, in dem Videocall habe es wie im Krieg ausgesehen. »Jeder rennt rum, jeder ist laut, im Hintergrund rennen die Leute hin und her mit Panik, und er in Schmerzen. In dem Moment war ich so hilflos.« Sie muss schlucken. Ihre Hände zittern. »Dann hat er mich gefragt, womit er das verdient hat.« Sie weint jetzt, ganz leise. »Man will beschützen und kann nicht.«

Sie sagt, sie habe die Hilflosigkeit kaum ausgehalten. Habe sich gefragt: Was kommt



Privat; Reproduktion: Julian Baumann / DER SPIEGEL

Privat; Reproduktion: Julian Baumann / DER SPIEGEL

Julian Baumann / DER SPIEGEL

Privat

1 Säugling Jamal 2003 **2** Jugendliche Musiala, Bellingham 2017 **3** Trophäen im Haus der Mutter **4** Sohn und Mutter Musiala am 7. Juni in Chicago

jetzt? »Und dann liest man überall: Er wird nie wieder spielen, Karriereende. Irgendwann bleibt so was im Kopf«, sagt sie.

Sie entschieden: Jamal zieht wieder bei ihr ein. Sie richtete ihm sein altes Zimmer her, sein kleiner Bruder machte es für ihn frei. Als Jamal nach der OP aufwachte, war sie da. Als sie ihm Tee holen wollte, sah sie die Titelseiten der Zeitungen. Sie sagt, sie habe alldem entgegen wollen, aber es sei nicht gegangen.

Dann habe sie versucht, ihm eine Antwort zu geben. Sie sagte: »Du hast das nicht verdient. Ich weiß den Grund nicht.« Sie stockt. »Ich konnte nichts sagen. Außer dass wir gucken, dass wir die beste Lösung finden, um ihm zu helfen.« Sie wischt sich übers Gesicht. »Und das haben wir, glaube ich.«

Nach einer Woche kam er heim. Lag auf dem Sofa. Traurig und voll mit Schmerzmitteln. Sie und die Kinder versuchten, ihn abzulenken: reden, fernsehen, im Garten sitzen. Sie sagt, ein paarmal habe sie ihn weinen sehen. Sie kochte ihm Maultaschen, wie früher.

Zwei, drei Wochen sei es schlimm gewesen. Kein Fortschritt, keine Besserung. Nur die Hoffnung, dass es besser wird.

Sie sagt, sie habe nur noch funktioniert. Habe sich gesagt, dass alles aus einem Grund passiere. »Dass er die Verletzung vielleicht braucht, um da hinzukommen, wo er hinkommen will.« Vielleicht sei es Wunschdenken gewesen, sagt sie, aber dieses Bild habe ihr Kraft gegeben in dieser dunklen Phase.

Niemand wisse, warum wir manche Dinge erleben müssten, sagt sie, niemand kenne den großen Plan. »Die Situation ist die, die sie ist. Und wir gehen Schritt für Schritt. So, wie wir immer gegangen sind.«

Sie sucht nach ihrem Handy, sie will Fotos zeigen, weil das einfacher ist. Jamal im Garten. Sein kleiner Bruder, wie er Körbe wirft. Jamal, wie er im Sitzen wirft. Sie hätten Normalität simuliert, sagt sie. Noch ein Foto. »Hier«, sagt sie, »Phonzie war da.« Alphonso Davies an Jamals Krankenbett, sein Freund vom FC Bayern.

Dann ein Video vom 11. Juli – sechs Tage nach dem Unfall. Jamal mit Gips und Krücken, eine Pflegerin stützt ihn. Er macht den ersten Schritt. »Er musste wirklich lernen, wie man Treppen geht«, sagt Carolin Musiala. 14 Stufen, morgens runter, abends wieder hoch. »Das mein ich: Und dann kommt einer und sagt: Er soll nicht zur WM.«

Carolin Musiala wischt sich die Tränen weg. Richtet sich auf. Die Kinder sind zurück. Eine Freundin kommt vorbei. Sie setzen sich vor den Fernseher. Bayern spielt gegen Wolfsburg. Jamal spielt von Anfang an. Gibt es einen Zweikampf, sagt Carolin Musiala leise: »Verletz dich nicht, verletz dich nicht.«

Er wird in der 76. Minute ausgewechselt. Durch ein Tor von Michael Olise, Jamals

»Ich hatte immer den Anspruch, dass ich an einen Punkt komme, an dem ich meiner Familie helfe.«

Jamal Musiala

Freund, gewinnen die Bayern 1:0. Die Traumtore schießen gerade andere.

Leroy Sané, sein Freund und Mitspieler, der ihn »Bambi« taufte, sagte einmal: »Beim FC Bayern zu spielen, bedeutet Druck. Und das ist auch ein Kick.« Vielleicht ist das schon die Geschichte. Das ganze Problem. Und der Zauber. Es gibt Spieler, die dem nicht standhalten. Sebastian Deisler, auch ein deutsches »Jahrhunderttalent«, wurde depressiv und beendete seine Karriere mit 27.

Für viele ist Fußball nur ein Spiel. Für ein paar ist es das Leben selbst. Ihr Ausweg aus der Armut. Eine Art Therapie. Das Spiel an sich ist einfach und pur. Das, was daraus gemacht wird, ist es nicht.

Für Jamal Musiala war Fußball ein Ausweg aus der Drucksituation. So beschreibt er es in dem Gedicht, das er als Neunjähriger verfasste. Am ersten Tag bei Chelsea saß er im Auto, es war Winter, er war nervös. Aber dann ging die Tür auf, und plötzlich war er nicht mehr nervös, sondern glücklich. Fußball als Weg aus der Angst. Als Befreiung.

Ein kahler, kühler Raum, künstliches Licht.

Nur ganz oben, unter dem Dach, ein kleines Fenster, durch das man ein Stück Himmel sieht. Die Nationalmannschaft hat sich in

Nationalspieler Musiala:

»Es ist immer auch Spaß für mich«



Herzogenaurach versammelt. Sie schwören sich ein auf die WM, die in zwei Wochen beginnt.

Jamal Musiala kommt in Schlappen zum Interview. Er schnieft. Sind aber nur die Pollen. Er setzt sich auf eine Couch und lehnt sich zurück. Seine Wangen sind kantiger geworden, die Beine muskulöser. Er sieht erholt aus. Er lächelt.

Ob er die Verletzung noch spüre?

»Nein.«

Musiala ist nicht allein. Er hat einen PR-Mann dabei, die Sprecherin der Nationalmannschaft und den jungen Kameramann, der sein Leben filmt. Musiala sagt, er genieße es, endlich wieder auf dem Platz zu sein. »Ich habe die gute Energie sofort gespürt.«

Er sagt, es sei immer Druck dabei, wenn man für Deutschland spiele, »da die Erwartungen aufgrund der Historie riesig sind. Es ist eine Ehre. Aber hier sind alle gut drauf, also ist es immer auch Spaß für mich.« Man kann sehen: Hier geht es ihm gut.

Welche Zeit am Tag nur ihm gehöre? Die nach dem Abendessen, sagt er. Wann er zuletzt tanzen war? Nie, sagt er, er könne nicht tanzen. Betrunken? Nach dem Pokalfinale hätten sie als Team gefeiert. Trotzdem komme man nicht an einen Punkt, »an dem irgendetwas außer Kontrolle gerät.«

Musiala hat mal gesagt, er sei als kleiner Junge »irre hart« zu sich gewesen: War ich gut genug auf dem Platz? Habe ich zu wenige Tore geschossen? Der Druck habe ihn zu dem gemacht, der er sei. Dem Jungen von damals hätte er gern etwas gesagt: »Sei lieb zu dir.«

Ob er Druck gespürt habe, als ältester Sohn, dass er es schaffen muss?

»Ich hatte immer den Anspruch, dass ich an einen Punkt komme, an dem ich meiner Familie helfe. Wenn, dann habe ich mir den Druck selbst gemacht. Aber den Druck, dass wir nicht gut durchs Leben kommen können, wenn ich nicht Fußballer werde, hatte ich nie im Kopf. Ich glaube, wir haben schon viel erlebt zusammen, als Familie. Und ich weiß, egal welche Situation kommt, egal was passiert: Wir werden zusammen durch diese Zeit kommen. So war mein Mindset.«

Warum er bei der Meisterfeier des FC Bayern seine Mutter und seine Geschwister auf den Rasen geholt habe, vor 75.000 Zuschauern?

»Das sind meine engsten Leute, das ist meine Familie. Und das war ein Moment, den ich gern zusammen mit ihnen erleben wollte.«

Was er seiner Mutter alles zu verdanken habe?

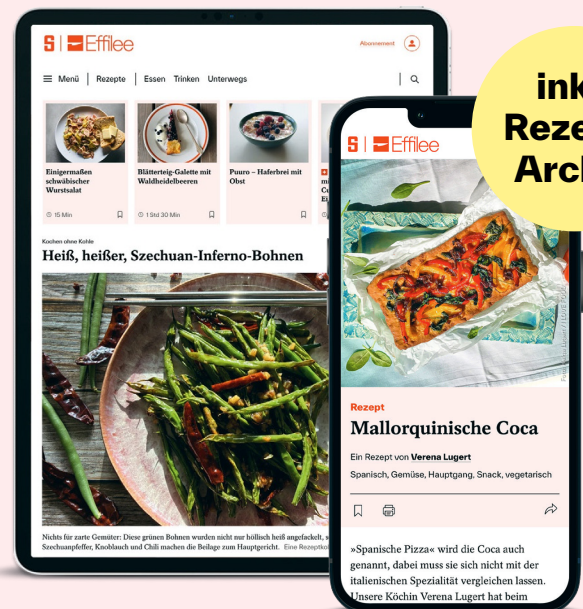
Musiala überlegt. Dann schüttelt er lächelnd den Kopf und sagt:

»Das sind zu viele Dinge. Wir haben nur noch zehn Minuten.«

Tobias Scharnagl

Zwei Arten zu genießen

Das kulinarische Kulturmagazin
vom SPIEGEL jetzt im Wunschabo



Print

- zwei hochwertige Printausgaben direkt zu Ihnen nach Hause geliefert
- inspirierende Geschichten, genussvolle Rezepte und praktisches Wissen rund um Essen und Trinken

Nur 36 € im Jahr

Digital

- sofort unbegrenzter Zugang zum gesamten Effilee-Digitalangebot
- rund 1.700 laufend ergänzte Rezepte
- mit intuitiver Suche, Küchentipps und kulinarischen Reportagen

Nur 26 € im Jahr

Jetzt Abo wählen:
abo.spiegel.de/effilee-ja





◀ Randsportart

Beim Wingsuit Flying stürzen sich Athletinnen und Athleten von Bergen und Klippen. Spezielle Anzüge mit Tragflächen ermöglichen gezieltes Fliegen bei Geschwindigkeiten von mehr als 200 Kilometern pro Stunde. Immer wieder gibt es Todesfälle, aber mittlerweile auch die World Wingsuit League mit Wettkämpfen im chinesischen Tianmenshan-Nationalpark. Dabei muss man einen Parcours durchfliegen und eine Zielscheibe treffen. Damit sie nach ihren Kunstflügen sicher landen, haben die Profis einen Fallschirm auf dem Rücken. MRK

HALTUNGSNOTE

Der Kapitän, der seinen Moment teilt

München, Spiel fünf der deutschen Basketball-Meisterschaft, der FC Bayern empfängt Alba Berlin. In dieser einzelnen Partie spitzt sich eine ganze Saison zu. Wer gewinnt, ist Meister.

Zur Halbzeit führen die favorisierten Münchner 47:27. Eigentlich ist das Spiel entschieden. Aber die ganz großen Geschichten im Sport leben vom Unwahrscheinlichen. Alba gelingt das Comeback, gewinnt 84:81. Die Aufholjagd zeigt, dass Teamplay manchmal Klasse schlägt. Und wie wichtig ein guter Anführer sein kann.

Vor der Saison schien München unangreifbar. Der Club gab gut 18 Millionen Euro für den Kader aus, Alba keine 5 Millionen. Allein Nationalspieler Andreas Obst soll mehr verdienen als alle Berliner Starter zusammen. In der Hauptrunde verloren die Münchner nur fünfmal, in den Play-offs blieben sie bis zum Finale ungeschlagen. Trotzdem feiert Alba die



Alba Berlin wurde nach einer denkwürdigen Aufholjagd deutscher Basketballmeister. Jonas Matisseck (vorn r.) zeigte dabei wahre Größe.

erste Meisterschaft seit 2022. Auch dank Jonas Matisseck.

Der gebürtige Berliner kam 2016 in die Alba-Jugend. Vor dieser Saison wurde er Kapitän. Mit 18 Punkten und leidenschaftlicher Defensivarbeit führte er die Aufholjagd im fünften Finalspiel an. Es war Matisseck in Reinform. Er riss die Fans mit und sein Team. Auf dem Platz ist er die Mitte der Mannschaft, abseits des Spielfelds macht er sich klein. Seine Größe zeigte sich bei der Pokalübergabe. Ein Moment im Scheinwerferlicht, alle Augen auf ihn. Aber Matisseck teilt seinen großen Augenblick und stemmt die Trophäe gemeinsam mit Martin Hermannsson, seinem Vorgänger als Kapitän.

»Mir ist es nie gelungen, aus diesen Spielern ein Team zu bilden«, sagt Bayern-Trainer Svetislav Pešić nach dem Finale. Berlin hat gezeigt, wie das aussieht: ein Team. AST

SPIEGEL-VERLAG

Rudolf Augstein GmbH & Co. KG
Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

HERAUSGEBER

Rudolf Augstein (1923 – 2022)
CHEFREDAKTION Dirk Kurbjuweit (V.i.S.d.P.),
Thorsten Dörting, Cordula Meyer

LEITENDE REDAKTIONS-EDITORIAL DESK Judith
Horchert, Barbara Hardinghaus, Alexander
Neubacher, Hendrik Ternieden, Oliver Trenkamp,
Stefan Weigel. **Managing Editor:** Birger Menke, Bente
Kirschstein (Geschäftsführende Redakteurin). **Leiterin
Derivate:** Dr. Susanne Weingarten. **Redaktionelle
Entwicklung:** Matthias Streitz

CHEFS VON DIENST LEITUNG: Patricia Dreyer, Malte
Müller-Michaelis, Jörn Sucher, Anselm Waldemann
(stellv.). **CvD Digital:** Melanie Ahlemerle, Lisa
Erdtmann, Kevin Hagen, Björn Hengst, Olaf Kanter,
Sabrina Knoll, Nicolai Kwasienski, Florian Merck,
Charlene Opentein, Dr. Dominik Peters, Dr. Jens
Radü, Daniel Raacke, Martin Wolf

AUTOREN/REPORTER DER CHEFREDAKTION
Susanne Beyer (SPIEGEL-Solutions), Anna Claub,
Ulrich Fichtner, Lothar Gorriss, Marc Hujer, Stefan
Kuzmany, Thomas Schulz, Dr. Markus Verbeet

NEWS LEITUNG: Jano Tietz, Benjamin Schulz
(stellv.); Henrik Bahlmann, Anna Ederbracht, Malte
Göbel, Miriam Khan, Charlotte Luder, Jonas Mielke,
Jan Petter, Florian Pütz, Sven Scharf, Elisa Schwarze,
Kim Staudt, Sebastian Stoll, Anastasia Trenkler,
Nadine Wolter

HAUPTSTÄDTBÜRO LEITUNG: Christoph Hickmann,
Roland Nelles, Maria Fiedler (stellv.), Marina Kormbaki
(stellv.). **Redaktion:** Sophie Garbe, Florian Gathmann,
Milena Hassenkamp, Fabian Hillebrand, Paul Anton
Krüger, Ann-Katrin Müller, Andreas Niesmann, Anna
Reimann, Jonas Schaible, Christoph Schult, Christian
Teves, Severin Weiland. **Autoren, Reporter:** Deike
Diening, Markus Feldenkirchen, Sebastian Fischer,
Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein,
Philipp Wirtrock

Politik Hamburg: Felix Keßler, Marc Röhligh
DEUTSCHLAND LEITUNG: Anke Dürr, Sophia
Schirmer, Guido Mingels (stellv.), Ansgar Siemens
(stellv.). **Redaktion:** Birte Bredow, Lisa Duhm, Fiona
Ehlers, Silke Fokken, Kathrin Fromm, Hubert Gude,
Krisin Haug, Armin Himmelfrath, Levin Kubeth,
Annette Langer, Katrin Langhans, Gunther Latsch,
Christoph Plitz, Swantje Unterberg, Jens Witte,
Jean-Pierre Ziegler.

Investigativ/Innere Sicherheit: Wolf Wiedmann-
Schmidt, Astrid Geisler; Susanne Amann, Maik
Baumgärtner, Sven Becker, Lukas Eberle, Roman
Höfner, Philipp Kollenbroich, Ulrich Kraetzer, Sven
Röbel, Fidelius Schmid, Sara Wess.

Autoren, Reporter: Jürgen Dahlkamp, Julia Jüttner,
Dr. Klaus Wiegrefe.
Heraus: Frauke Böger, Florian Kistler, Juliane Löffler,
Hannes Schrader

WIRTSCHAFT/NETZWELT LEITUNG: Markus
Brauck, Yasmin El-Sharif, Stefan Kaiser, Cornelia
Schmegal, Simon Hage (stellv.). **Redaktion:** Vicky
Bargel, Dr. Philip Bethge, Benjamin Bödler, Michael
Brächer, Florian Diekmann, Kristina Griske, Max
Hoppenstedt-Heinrichs (Teamleitung Netzwelt),
Henning Jaumann, Dr. Matthias Kaufmann, Katharina
Koerth, Matthias Kremp, Martin U. Müller, Nicola
Naber, Alexander Preker, Stefan Schultz, Kim Staudt,
Udo Tricht.

Autoren, Reporter: Markus Becker, David Böcking,
Angela Gruber, Alexander Kühn, Christian Reiermann,
Marcel Rosenbach.
Berlin: Markus Dettmer, Michael Kröger, Thilo
Neumann, Gerald Traufetter (Chefkorrespondent)

AUSLAND LEITUNG: Mathieu von Rohr, Ozlem Topcu,
Maximilian Popp (stellv.), Julia Proisinger (stellv.), Kurt
Stukenberg (stellv.). **Redaktion:** Mohannad Alkhalil
Alnajjar, Ann-Dorit Boy, Alexander Chernyshev,
Francesco Collini, Georg Fahrion, Katharina Graça
Peters, Jan Puhl, Serafin Reiber, Anna-Sophie
Schneider. **Autoren, Reporter:** Alexandra Berlin,
Christiane Esch, Susanne Koelbl, Katrin Kuntz, Steffen
Lüdke, Juliane von Mittelstaedt, Nadia Pantel,
Christoph Reuter, Britta Sandberg, Alexander Sarovic,
Fritz Schaap, Bernhard Zand

WISSEN LEITUNG: Julia Merlot, Katja Thimm, Patrick
Beuth (stellv.). **Redaktion:** Marco Evers, Anika Freier,
Johann Große, Arvid Hattich, Arvid Hasse, Lukas
Kissel, Guido Kleinhubert, Julia Koch, Julia Köppe,
Martin Schlack, Nils-Viktor Sorge (Teamleitung
Mobilität). **Autoren, Reporter:** Jörg Blech, Maik
Großekathöfer, Christoph Seidler, Olaf Stampf, Antje
Windmann.

Berlin: Susanne Götz, Kerstin Kullmann, Alina
Schadwinkler
KULTUR LEITUNG: Philipp Oehmke, Eva Thöne, Elisa
von Hof (stellv.), Anton Rainer (stellv.). **Redaktion:**
Felix Bayer, Tobias Becker, Christian Buß, Oliver
Kaefer, Ulrike Knöfel, Carola Padtberg, Katharina
Stegelmann. **Autoren, Reporter:** Laura Backes,
Andreas Borcholte, Xaver von Cranach, Sebastian
Hammehle, Michail Hengstenberg, Wolfgang Höbel,
Enrico Ippolito.

Berlin: Lars-Olav Berge, Matern von Boeselager,
Tobias Rapp, Jurek Skrobala
REPORTER LEITUNG: Ozlem Gezer, Christoph
Scheuermann, Felix Dachsel (stellv.). **Redaktion:** Nora
Gantenbrink, Julia Kopatzki, Jonah Lemm, Timofey
Neshtov, Djalila Neufeld, Max Polonyi, Cathrin
Schmiegel, Jonathan Stock. **Autoren, Reporter:**
Frauke Hügel, Alexander Osang

SPORT LEITUNG: Hauke Goos, Lukas Rilke, Jörn Meyn
(stellv.). **Redaktion:** Peter Ahrens, Matthias Fiedler,
Marco Fuchs, Jan Göbel, Nina Golombek, Benjamin
Knaack, Marcus Krämer, Jonas Kraus, Marvin Rishi
Krischan, Jochen Leffers, Daniel Montazeri, Gerhard
Pfeil, Jörg Römer, Tobias Scharnagl, Annika Schultz,
Cedric Voigt

REDAKTIONELLE ENTWICKLUNG Friederike
Freiburg, Lena Greiner, Maximilian Rau, Anne
Seith. **Tests:** Markus Lindert

MEINUNG & DEBATTE LEITUNG: Ralf Neukirch,
Katrin Elger (stellv.). **Redaktion:** Tom Franke, Swantje
Kath, Martina Kix (Teamleitung), Charlotte Krich,
Hannah Pilarczyk

LEBEN LEITUNG: Ayla Kiran, Frauke Lüpke-
Narberhaus, Helene Endres (stellv.), Nike Laurenz
(stellv.). **Redaktion:** Julian Ae, Irene Berres, Antje
Blinda, Christopher Bornen, Franziska Bulban,
Markus Deggerich, Tanya Falencyk (Teamleitung
Start), Helene Flachsberg, Florian Gontek,
Sylvie Göhrmann, Dr. Veronika Hackenbroch, Lukas
Hildebrand, Katharina Hölter, Maren Hoffmann,
Maren Keller, Heike Klovert, Eva Lehnen, Dr. Heike
Le Ker, Philipp Löwe, Benjamin Maack, Franca
Quecke, Claudio Rizzello, Marthe Ruddat, Sandra
Schulz, Julia Stanek, Markus Suter, Vera Topper,
Nina Weber. **Autoren:** Jule Lutertother, Marianne
Wellershoff

GESCHICHTE LEITUNG: Dr. Eva-Maria Schnurr,
Dr. Felix Bohr (stellv.). **Redaktion:** Solveig Grothe,
Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Frank Patalong,
Frederik Seeler, Frank Thadeusz. **Autoren:** Rafaela
von Bredow

CROSSMEDIA LEITUNG: Carolin Katschak, Anne
Martin, Johanna Röhr, Aleksandra Janowska (stellv.),
Leonie Voss (stellv.). **Redaktion:** Ilyass Alaoui, Elena
Bock, Benjamin Braden (CvD), Sven Christian, Dennis
Deurmeier (Teamleitung), Philipp Dreyer, Benjamin
Eckert, Philipp Fackler, Simon Garschhammer, Birgit
Großekathöfer, Janita Hämmäläinen, Lucia
Heisterkamp, Maria Herbst, Olaf Heuser, Kim Höbel,
Florian Hofmann, Martin Jäschke (Leitender
Redakteur), Amrei Jöns-Anders (CvD), Lenne Kaffka,
Marco Kasang, Andreas Landberg, Fabius Leibrock,
Sebastian Maas, Petra Maier, Marius Mestermann
(Teamleitung), Annina Metz, Jonathan Miske, Julia
Parker, Luana Partino, Fabian Pieper, Rachelle
Pouplier, Jerrit Schmidtke, Alexander Schmitt, Mathis
Schneider, Dirk Schulz (CvD), Maximilian Sepp,
Sandra Sperber, Marie Steffens, Regina Steffens,
Martin Süming (CvD), Christian Weber, Sebastian
Wilke, Katharina Zingerle

DATEN & VISUALISIERUNGEN LEITUNG:
Dr. Matthias Stahl, Kläus Neumann (stellv.), Patrick
Stutz (stellv.); Anna Behrend, Helen Bielawa, Guido
Bridel, Max Heber, Ferdinand Holsten, Frank
Kalinowski, Anna-Lena Kornfeld, Nina Krug, Chris
Kurt, Niklas Marienhagen, Dawood Ohad, Marcel
Pauyl, Bernhard Riedmann, Anna-Lena Schou, Achim
Tack, Alexander Templer, Lina Wilkin, Christoph
Winterbach, Mascha Zuder

DEIN SPIEGEL LEITUNG: Bettina Stiebel, Alexandra
Klaußner (stellv.). **Redaktion:** Antonia Bauer,
Claudia Beckscheibe, Pelle Kohrs, Marco Wedig

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht,
Gartred Alfeis, Esther Bloch, Gesine Block, Regine
Brandt, Ursula Junger, Birte Kaiser (Teamleitung),
Dörte Karsten, Sylke Kruse, Gesche Sager,
Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck, Sandra Waage

PRODUKTION LEITUNG: Angela Ölscher, Petra
Thormann; Kathrin Beyer, Christoph Brüggemeier,
Linda Grimmecke, Julia Kemp, Gesche Sager,
Stefan Schütt, Martina Treumann, Holger Uhlig,
Valérie Wagner, Katrin Zabel

BILDREDAKTION LEITUNG: Maxim Sergienko,
Nicole Neumann (stellv.); Claudia Ael, José Blanco,
Tinka Dietz, Sabine Dötting, Torsten Feldstein,
Philipp Gubardt, Niklas Haussner, Signe Heide,
Daniel Hofmann (Teamleitung), Rosa Kaiser, Jan
Kappelmann, Carolin Klemm, Theresa Lettner,
Parvin Nazemi, Daniel Nide, Inka Recke (Teamleitung),
Jens Rassing, Oliver Schmitt, Ireneus Schubal, Erik
Seemann, Henriette Simons (Teamleitung), Anke
Wellnitz, Lennart Wöock
Mail: foto@spiegel.de
SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

DESIGN LEITUNG: Jens Kuppi (Art Director), Ann-
Kristin Kühn (stellv.); Lisa Detbacher, Sarah Dillon,
Ulrich Dohrmann, Bettina Fuhrmann, Linna Grage,
Fabian Greve, Lennart Hespeneide, Elsa
Hundertmark, Louise Jessen, Annika Loebel, Dagmar
Nohthjurg, Franziska Palma, Kamila Ramezani, Lea
Rossa, Marco Stede

TITELBILD Teamleitung: Johannes Unselt; Suze
Barrett, Torben Bockholt, Pia Marx

KORREKTORAT LEITUNG: Sebastian Höfer;
Dr. Sebastian Bartsch, Bastian Bredtmann, Thomas
Fuchs, Claudia Garcia, Matthias Reiner, Barbara
Schulz-Kamm, Catrin Zander

SEO Teamleitung: Insa Winter; Alexandra Knape,
Bastian Midasch, Veronika Silberg, Heiko Stammel,
Hanna Zobel

IMPRESSUM

TELEFON +49 (0) 40 3007-0
FAX -2246 (Verlag) | -2247 (Redaktion)
MAIL spiegel@spiegel.de

REDAKTIONSVERTEUTUNGEN DEUTSCHLAND

Berlin Katharina-Paulus-Straße 2, 10557 Berlin,
Tel. 030 886688-100

Dresden Carlotta Böttcher, Steffen Winter,
Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0

Düsseldorf Markus Böhm, Alexander Demling,
Tobias Großekemper, Torsten Künzler, Miriam Olbrisch,
Jägerhofstraße 19–20, 40479 Düsseldorf, Tel.
0211 86679-01

Frankfurt am Main Matthias Bartsch, Tim Bartz,
Fellnerstraße 7–9, 60322 Frankfurt am Main,
Tel. 069 9712680

Karlsruhe Dietmar Hipp, Stephaniestraße 30,
76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737

Leipzig Peter Maxwell, Postfach 310315,
04162 Leipzig

München Jan Friedmann, Martin Hesse, Maria
Marquart, Katherine Rydlink, Timo Schobor, Kathrin
Werner, Rosental 10, 80331 München,
Tel. 089 45459510

Baden-Württemberg Christine Keck

REDAKTIONSVERTEUTUNGEN/
KORRESPONDENTENBÜROS AUSLAND

Bangalore Laura Höflinger

Boston Dr. Claus Hecking

Brüssel Timo Lehmann, Benedikt Müller-Arnold,
Rue Le Tilsien 28, 1000 Brüssel,
Tel. +32 2 2306108, tv.brussel@spiegel.de

Kairo Dunja Ramadan

London Christoph Giesen

Los Angeles Jonas Leppin

Mexiko-Stadt Jens Glüsing (frei)

Moskau Christina Hebel, Glasowskij Pereulok
Haus 7, Office 6, 119002 Moskau,
Tel. +7 495 3637623

Nairobi Muriel Kalisch

New York Nicola Abé, Marc Pitzke

Paris Leo Klimm, René Pfister

Peking Maria Stroh

Rom Frank Hornig

Sydney Anna-Lena Abbott, Johannes Korge

Taihi Holger Dambek

Taipeh Cornelius Dieckmann

Tel Aviv Thore Schröder

Washington Julia Amalia Heyer, Britta Kollenbroich,
1202 National Press Building, Washington, D. C.
20045, Tel. +1 202 3475222

Wien Jörg Schindler

STÄNDIGE FREIE AUTOREN

Dr. Andreas Bernard,
Manuel Blasberg, Christa Buschek, Amn Frank,
Christo Grozev, Oliver Das Gupta, Jochen-Martin
Gusch, Florian Haupt, Katharina Kot, Jasmin
Löchner, Juan Moreno, Wiebke Ramm, Anja Rützel,
Ron Ulrich

DOКУМЕНТАTION LEITUNG: Cordelia Freiwald,
Kurt Jansson, Dr. Julia Lange (stellv.), Dr. Gerret von
Nordheim (stellv.); Zahra Akhgjar, Nikolai Antoniadis,
Dr. Susmita Arp, Dennis Barg, Lars Böhm, Eva Bräth,
Dr. Heiko Buschke, Almut Cieschinger, Johannes
Eltzschig, Catrin Fandja, Dr. Matthias Fett, Jannis
Fisch, Leonie Charlotte Geiger, Janine Große, Imko
Haan, Chris Häuser, Asia Haidar, Thorsten Hagke,
Dr. Dorothee Heinicke, Susanne Heitker, Carsten
Hellberg, Stephanie Hoffmann, Jonas Huggins, Bertolt
Hunger, Stefanie Jockers, Tobias Kaiser, Renate
Kemper-Gussek, Roman Kierst, Anna Köster, Ines
Köster, Mara Küpper, Rainer Lübbert, Sonja Maaß,
Nadine Markwaldt, Anna Sophia Martin, Dr. Andreas
Mayhoff, Marvin Milatz, Cornelia Moormann, Claudia
Niesen, Sandra Ötner, Ulrike Preuß, Axel Rentsch,
Thomas Riedel, Sara Maria Rieger, Friederike Röhreke,
Dr. Eva Saß, Andrea Sauerbier, Mirjam Schlossarek,
Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Ulla
Siegenhaller, Meike Stafz, Tülko Steinhoff, Dr. Marc
Therding, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Louisa Uzuner,
Peter Wahle, Dr. Charlotte Weichert, Peter Welter, Karl-
Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa,
Los Angeles Times/Washington Post, New York Times,
Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN
GMBH & CO. KG**

ANZEIGEN Britta Ermrich
Anzeigenpreisliste 2026
Mediaunterfänger: www.spiegel.media,
www.igmedia.de

VERTRIEB Torben Sieb

HERSTELLUNG Silke Kassuba

DRUCK Mohnd Media Gütersloh

**MIX
Papier**

FSC® FSC® C011124

GESCHÄFTSFÜHRUNG Thomas Haass

WEBSITE spiegel.de
INSTAGRAM instagram.com/spiegelmagazin
FACEBOOK facebook.com/derspiegel

SERVICE

LESERBRIEFE
SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg,
www.spiegel.de/leserbrieft, Fax: 040 3007-2966,
Mail: leserbrieft@spiegel.de

Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch
gern per Mail entgegen: hohlspiegel@spiegel.de

HINWEISE FÜR INFORMANTEN

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen
zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur
Verfügung: Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1,
20457 Hamburg; Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«;
Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ.

An der dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre
Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung
geschützt an uns richten können. Der dazugehörige Fingerprint
lautet: 6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

OMBUDSSTELLE Der SPIEGEL hat für Hinweise zu möglichen
Unregelmäßigkeiten in der Berichterstattung eine Anlaufstelle
eingerrichtet: ombudsstelle@spiegel.de.

Sollten Sie als Hinweisgeber dem SPIEGEL gegenüber anonym
bleiben wollen, schreiben Sie bitte an den Rechtsanwalt Tilmann
Krusse unter: hinweisgeber-spiegel@bzmz-recht.de

REDAKTIONELLER LESERSERVICE Telefon: 040 3007-3540
Fax: 040 3007-2966 Mail: leserservice@spiegel.de

NACHDRUCKE IN MEDIEN ALLER ART Lizenzen für Texte, Fotos,
Grafiken oder Videos Kontakt, Beratung: www.gruppe.spiegel.de/
syndication und Bestellung: syndication@spiegel.de,
Tel.: 040 3007-3540 für Deutschland, Österreich, Schweiz.

Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing,
Simone Daley, Mail: simonedaley@nytimes.com,
Telefon: +44 20 7061 3507, ISSN 0038-7452

NACHBESTELLUNGEN SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre
sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und
SPIEGEL WISSEN sind unter shop.spiegel.de innerhalb
Deutschlands nachbestellbar.

HISTORISCHE AUSGABEN Historische Magazine Bonn,
www.spiegel-antiquariat.de, Telefon: 0228 9296984

ABONNEMENT FÜR BLINDE Audioversion: Deutsche
Blindenstudienanstalt e. V., Telefon: 06421 606265; elektronische
Version: Frankfurter Stiftung für Blinde, Telefon: 069 9551240

ABONNEMENTSPREISE Inland: 52 Ausgaben € 358,80,
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 218,40, Auslandspreise auf
Anfrage, Mengenpreise unter abo.spiegel.de/mengenpreise

ABONNEMENTSERVICE Persönlich erreichbar
Mo.–Fr. 8.00–19.00 Uhr, Sa. 10.00–18.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070
Mail: aboservice@spiegel.de

ABONNEMENTSBESTELLUNG

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg –
oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

- für € 6,90 pro gedruckte Ausgabe
- für € 0,70 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur gedruckten
Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,69)

Der Bezug ist monatlich kündbar. Alle Preise inkl. MwSt.
und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu AGB,
Datenschutz und Widerrufrecht finde ich unter
www.spiegel.de/abg

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP-IMPR, SD-IMPR (Upgrade)



Alan Greenspan



* 6. 3. 1926 † 22. 6. 2026

Er war das Orakel der Wall Street, bis die Finanzkrise von 2008 die Welt ins Verderben riss. Als Chef der US-Notenbank war Alan Greenspan für den Boom der Achtziger- und Neunzigerjahre mitverantwortlich gewesen – aber auch dafür, dass Amerika anschließend in die schwerste Rezession seit Generationen taumelte. Greenspans laxe Geldpolitik und sein verhängnisvolles Faible für Deregulierung schufen den Nährboden für den Crash. Als das Wall-Street-Kartenthaus aus Ramschkrediten und windigen Spekulationsprodukten kollabierte, wurde der Herrscher des Dollar über Nacht zum Buhmann für eine Katastrophe, die viele Urheber hatte. Die amerikanische Bankenkrise fraß sich wie ein Lauffeuer um den Globus, prägte einen US-Präsidentenwahlkampf und war eine frühe Bürde für Barack Obama. Dabei hatte sich Greenspan den Nimbus der allwissenden »Sphinx« mühsam aufgebaut. Nachdem er einen ersten Karrieretrauma als Jazzmusiker begraben hatte, studierte er Volkswirtschaft, später wurde er Wahlkampfberater für Richard Nixon. Ronald Reagan holte ihn 1987 an die Notenbank, drei weitere Präsidenten hielten ihn im Amt. Greenspan machte die Federal Reserve zum politischen Akteur und griff per Zinsschraube tief ins Geschehen ein, was bis heute nachhallt. Der Sohn jüdischer Einwanderer aus Osteuropa, der mit der NBC-Journalistin Andrea Mitchell verheiratet war, verteidigte sich bis zuletzt, doch verbrachte er seinen Lebensabend nicht als »Maestro«, wie er mal gefeiert wurde, sondern als Paria und Protagonist eines kaputten Systems. Alan Greenspan starb im Alter von 100 Jahren in Washington, D. C. PIT

Slavenka Drakulić



* 4. 7. 1949 † 20. 6. 2026

»Ohne die Wahrheit kann es keine Versöhnung und kein normales Leben geben«, hat die kroatische Schriftstellerin, Journalistin und Feministin mal in einem Interview gesagt. Mit den dunklen und erschütternden Seiten der Wahrheit hat sich Slavenka Drakulić ihr Leben lang beschäftigt, vor allem mit den Verbrechen im Bosnienkrieg. Sie arbeitete zunächst als Lehrerin, dann als Journalistin – für ein eher regierungskritisches Nachrichtenmagazin. Zeitweise lebte die als »Vaterlandsverräterin« diffamierte Drakulić in Schweden. Über ihr Land hinaus bekannt wurde sie mit ihrem Roman »Als gäbe es mich nicht« (1999), in dem sie aus der Perspektive der fiktiven Figur S. deren entsetzliches Leiden in einem Frauen-Konzentrationslager im Bosnienkrieg beschreibt. Für ihr dokumentarisches Buch »Keiner war dabei. Kriegsverbrechen auf dem Balkan vor Gericht« erhielt sie 2005 den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung. Außerdem schrieb sie Romane über berühmte Frauen wie Frida Kahlo oder Albert Einsteins Ehefrau Mileva. Auch die Wahrheit über ihr eigenes Leiden machte sie zu einem Buch: ihre Nierenerkrankung und ihre Transplantationen. Slavenka Drakulić starb am 20. Juni. MAW

Clive Davis



* 4. 4. 1932 † 22. 6. 2026

Er war einer der größten »Hitmen« der Musikindustrie, die Liste der von ihm geförderten Künstlerinnen und Künstler ist so lang wie die Gästeliste der legendären Party, die er jedes Jahr nach der Verleihung der Grammys veranstaltete: Clive Davis entdeckte unter anderem Pink Floyd, Whitney Houston, Patti Smith, Alicia Keys, Janis Joplin und Aerosmith. Half Aretha Franklin, Dionne Warwick, Carlos Santana und Rod Stewart, ihre Karrieren wieder auf Kurs zu bringen. Machte Billy Joel, Bruce Springsteen, Barry Manilow und Neil Diamond groß. In den Siebzigerjahren ebnete er dem Soul des Produzententeams Kenneth Gamble und Leon Huff den Weg und in den Neunzigern dem kommerziellen Hip-Hop von Sean »Puffy« Combs. Und das sind nur die größten Namen, die mit ihm verbunden sind. Alle würden sagen, die Musik stehe für sie an erster Stelle, sagte der Produzent Jimmy Iovine einmal, Davis habe das aber als einer der wenigen auch wirklich umgesetzt. Aufgewachsen in Brooklyn, studierte Davis zunächst Jura und fing an, in der Rechtsabteilung des Labels Columbia Records zu arbeiten, einer eher konservativen Plattenfirma. Davis öffnete sie Ende der Sechzigerjahre für die neue Ära der Rockmusik. Später gründete er das Label Arista und 1999, als er dort in die Rente gezwungen werden sollte, noch einmal J Records, eine Firma, mit der er seine Erfolge fortsetzte. Er war besessen von den Produktionsdetails, die aus einem guten Song einen echten Hit machen können. Die Produktion von Whitney Houstons Debütalbum, einer von Davis' größten Erfolgen, brauchte etwa zwei Jahre. Clive Davis starb am 22. Juni in New York. RAP

PERSONALIEN

»Ich bin nicht mehr neidisch auf jüngere Frauen«



Nazan Eckes, 50, ist Moderatorin.

SPIEGEL: Frau Eckes, zu Ihrem 50. Geburtstag schrieben Sie, Sie wüssten jetzt, was Sie wollen und was nicht. Was ist das?

Eckes: Ich habe festgestellt, dass ich fremdbestimmt durchs Leben gegangen bin. Früher war das in Ordnung, ich hatte 25 Jahre einen intensiven, schönen Job bei RTL. Aber irgendwann fragte ich mich: Bin ich das noch? Dann habe ich gekündigt. Und stellte fest, dass ich die Öffentlichkeit nicht brauche, um glücklich zu sein.

SPIEGEL: Heute leben Sie auf Mallorca, arbeiten wieder.

Eckes: Meine Kinder sind elf und neun. Ich kann mir die Jobs so einteilen, wie es in den Familienkalender passt. Und muss nicht mehr jeden Tag vor der Kamera stehen, um ein Gefühl von Wertigkeit zu haben.

SPIEGEL: Kommt nach der Pflicht die Kür?

Eckes: Vielleicht. Mit 30 hatte ich das Gefühl, ich müsse To-dos abarbeiten: Job, Familie, Haus. Mit 40 kamen die Zweifel.

SPIEGEL: Und mit 50?

Eckes: Klopfen mir auf die Schulter. Ich will nicht mehr 20 sein, bin nicht mehr neidisch auf jüngere Frauen. Im Gegenteil: Ich freue mich, dass sie tolle Karrieren vor sich haben. ATZ



Lesen Sie das gesamte Interview auf SPIEGEL+



Tagebücher statt Instagram

Sie hat die Popwelt und sich selbst mehrfach neu erfunden, aber vor Social Media kapituliert sie. Im US-Magazin »Interview« sprach **Madonna**, 67, jetzt über Disziplin, Doomscrolling und die Kunst, analog zu bleiben. »Wenn ich länger als zehn Minuten auf Instagram bin, werde ich depressiv«, sagte sie. Was sie mit ihrer Zeit stattdessen anfangt? Sie schreibt drei Tagebücher die Woche voll. »Die Verbindung zwischen Geist und Hand ist Teil der Seele. Das kann eine SMS nie leisten«, sagte sie. Es fällt ein wenig schwer, ihr das völlige Desinteresse an Digitalem zu glauben. Denn trotz ihrer angeblichen Skepsis ist Madonna immer am Puls der Zeit geblieben: Sie ging bereits mit angesagten Content-Creatoren live, wurde von Instagram geblockt, weil sie zu oft gegen die Regeln der Plattform verstößt hatte, und lud auf TikTok Videos von ihren Dance-Challenges hoch. Zur Veröffentlichung von »Confessions II« bewirbt sie das kommende Album sogar auf der Dating-App Grindr. Im Herzen ist Madonna vielleicht analog, aber digital mehr als präsent. IPP



Mit Rechten schunkeln

Er ist ein Schlagerstar, bekannt für Hits wie »Ein bißchen Spaß muß sein« und »Samba si! Arbeit no!«. Und **Roberto Blanco**, 89, kündigt auf seiner Website für die kommenden Monate auch zahlreiche Auftritte an eher unpolitischen Orten des Frohsinns an, etwa in der Schlossgaststätte Leutstetten oder beim »Schlagergarten« in München. Vor Kurzem aber hat er bei einer politischen Festivität gesungen – vor dem Wiener Stephansdom. Die rechtspopulistische FPÖ feierte mit dem Spektakel ihr 70-jähriges Gründungsjubiläum. Zum Programm gehörte auch ein Festakt in der Wiener Hofburg, Gäste waren unter anderem AfD-Chefin Alice Weidel, Ungarns Ex-Ministerpräsident Viktor Orbán und der niederländische Rechtspopulist Geert Wilders. Für Blanco war es nicht der erste Ausflug in die Politik – in den vergangenen Jahrzehnten war er öfter bei Parteiveranstaltungen der CSU und CDU aufgetreten, auch der Spruch »Wir Schwarzen müssen zusammenhalten« kam dabei zum Einsatz –, aber wohl der erste nach weit rechts. Über seine Haltung zur politischen Einstellung anderer sagte Blanco 2020 dem SPIEGEL: »Ob einer jetzt SPD wählt oder FKK, was interessiert mich das? Wenn er gut zu mir ist, bin ich gut zu ihm, dann kann er wählen, was er will.« Auf eine Anfrage zum Auftritt bei der FPÖ-Veranstaltung reagierte sein Management nicht. Auf der Website des Künstlers ist derzeit ein Gesprächsformat angekündigt. »Coming soon: Der Roberto Blanco Podcast. Neu. Außergewöhnlich. Die noch offenen Fragen. Mit Gästen, die beeindrucken.« HÖB

UND DAVON KANN MAN LEBEN?

Gruß aus der Küche



Der Großvater war Smutje bei der Marine, und seine Geschichten sollten den Enkel nachhaltig beeinflussen. »Ich wusste schon mit sechs Jahren, dass ich Koch werden will«, sagt **Christian Bloss**, 36, aus Aschaffenburg. Nach der Lehre arbeitete er 15 Jahre in der Küche: »Und dann kam Social Media!« Dort bekocht und begeistert der Podcaster (»Proseccolaune«) unter dem Künstlernamen Chris Nanoo sein Publikum mit Humor, Tiefsinn und kulinarischer Expertise. Auf Instagram folgen ihm mehr als 80.000 Menschen, darunter Gastrogrößen wie Tim Mälzer oder Max Strohe. Mal preist er die Frankfurter Grüne Soße (»Grie Soß!«), mal haut er Starbucks in die Pfanne, mal besucht er einfach nur Kuriositäten im Umland. Und vielleicht, wer weiß, fährt er eines Tages doch noch zur See. FRA

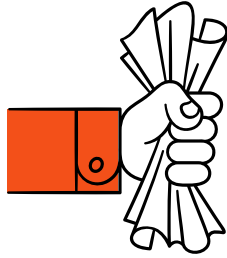


Doktor Adams

Von wegen Schauspielerei bildet nicht: Die sechsfach für den Oscar nominierte **Amy Adams**, 51, hat dank ihrer Fernsehkarriere einem Fremden in Santa Monica das Leben gerettet. So erzählte sie es kürzlich im Podcast »SmartLess«. Adams war demnach mit ihrem Vater, ihrem Ehemann Darren Le Gallo und ihrer Tochter nach einem Restaurantbesuch unterwegs, als plötzlich ein Mann taumelnd an ihnen vorbeigestolpert sei. »Er stirbt!«, hätten Umstehende gerufen. Adams sagt, sie habe das Blut gesehen und sofort gehandelt. Ihre Tochter habe sie mit ihrem Ehemann zur Seite geschickt; gemeinsam mit ihrem Vater sei sie zu dem Mann gelaufen, der offenbar niedergestochen worden war. Was folgte, war Erste-Hilfe-Handwerk: Adams und ihr Vater hätten Strandtücher auf die Wunde gepresst und Druck ausgeübt. »Du musst deinen Puls beruhigen. Atme tief ein«, habe sie zu dem Verletzten gesagt und ihn so am Leben gehalten. Die Ruhe, so erklärt sie sich selbst, komme aus einer eher unerwarteten Quelle: der kurzlebigen Arztserie »Dr. Vegas« aus dem Jahr 2004, in der sie eine Krankenpflegerin spielte und die für Adams offenbar prägend war. Das erstaunlichste Kapitel habe sich aber erst später abgespielt. Adams sagt, sie sei dem Mann zufällig in einem anderen Restaurant in Los Angeles begegnet. Er sei auf sie zugekommen, hatte seinen Sohn dabei, Tränen in den Augen: »Es war total verrückt«, sagte die Schauspielerin im Podcast. Für Adams, die derzeit in der Apple-TV-Serie »Cape Fear« als Anwältin zu sehen ist, dürfte das vielleicht mehr wert sein als jeder Academy Award. IPP

POSTEINGANG

UNSER KRITIKER



»Das halte ich für falsch«

Der Leser Rudolf Winkel aus Müllheim im Markgräflerland hat den Leitartikel »Tyrannie der Alten« aus Heft 25/2026 kritisiert. Autor Christian Reiermann hat ihn angerufen.

SPIEGEL: Herr Winkel, was hat Sie an meiner Argumentation gestört?

Winkel: Mehr Staatsausgaben für Rentner sind wirklich nicht angebracht, wenn gleichzeitig bei Bafög, Kitas und Bildung gespart wird. Doch die ungerechte Verteilung von Einkommen und Vermögen besteht weiter. Insbesondere finde ich Ihren Vorschlag, mit einer höheren Mehrwertsteuer Entlastungen bei der Einkommensteuer zu ermöglichen, damit junge Leute mehr finanziellen Spielraum bekommen, untauglich.

SPIEGEL: Ich hatte argumentiert, dass die höhere Mehrwertsteuer vor allem gut situierte Senioren treffen würde, die ihre Ersparnisse im Alter ausgeben.

Winkel: Das halte ich für falsch. Darunter würden doch alle Menschen leiden, die wenig Geld haben und große Teile ihres Einkommens ausgeben müssen. Das richtige Instrument für eine Umverteilung von Alt zu Jung wäre eine höhere Erbschaftsteuer.



BRIEFE

Putin darf sich freuen

Nr. 26/2026 Titel: Unser Krieg gegen Russland

»Unser Krieg gegen Russland« – sind Sie noch bei Trost? NS-Deutschland überfiel 1941 die Sowjetunion, nicht (nur) Russland. Zu den Opfern gehörten unter anderem die baltischen Staaten. Die höchsten Verluste in Relation zur Bevölkerungszahl erlitten Weißrussland (heute Belarus) und – die Ukraine. Was soll die Gleichsetzung von Sowjetunion und Russland? Werden hier nicht unselige Narrative von Putin und seinen »Verstehern« bedient, dass allein das heldenhafte Russland den »Großen Vaterländischen Krieg« gewonnen, unter den deutschen Kriegsverbrechen gelitten und dafür heute die Solidarität der Bundesrepublik verdient habe? Oder gar, dass wir mit unserer finanziellen und militärischen Unterstützung der Ukraine (erneut) einen »Krieg gegen Russland« führen? Wie konnte dieser irreführende Titel durchgehen?
Dr. Ines Mayer, Bisingen (Bad.-Württ.)

Wer 2026, in einer Zeit äußerster Spannung in Europa, den deutschen Vernichtungskrieg im Osten sprachlich so rahmt, dass Vergangenheit und Gegenwart in gefährliche Nähe geraten, betreibt ein semantisches Spiel mit

Streichhölzern im Pulverraum der Geschichte. Die Erinnerung an 1941 verlangt Demut und Gedenken. Sie eignet sich nicht als Kulisse für Gegenwartpsychologie und auch nicht als publizistisches Tremolo. Gerade der SPIEGEL sollte wissen, dass sich journalistische Urteilskraft nicht allein in zugespitzter Wortwahl erweist, sondern ebenso in der Fähigkeit, die Wirkung der eigenen Sprache zu bedenken.

Michael Schumann, Berlin

Was haben Sie sich bei dieser Titelzeile gedacht? Ich bin fassungslos, zumal die Titelseite und das nachfolgende Interview mit Frau Scherbakowa inhaltlich richtigstellen, was das Titelblatt suggeriert. Herr Putin darf sich freuen.

Friedhelm Horn, Rotenburg/Wümme (Nieders.)

Ja, wir Deutschen haben Russland heimtückisch überfallen, vereinbarte Pakte gebrochen, gemordet, geschändet, gedemütigt. Im Gebiet der Ukraine besonders. Da ist es Verpflichtung, ja Staatsräson, Wiedergutmachung, Unterstützung zu gewähren, dieses vom Kriegsverbrecher Putin geschundene Land in ein geeintes Europa einzubinden. Imperialistischen Gelüsten Putins zum Trotz.

Harald Dupont, Ettringen (Bayern)

Ich finde den Titel »Unser Krieg gegen Russland« hoch problematisch. Die Sowjetunion mit Russland gleichzusetzen, ist nicht nur historisch und politisch komplett falsch. Es ist auch in der aktuellen Zeit besonders gefährlich und verquer, solche Botschaften zu streuen, da Russland pikanterweise unter Verwendung des

KORREKTUR

Zu »Die Aufsteigerin« in Heft 26/2026, Seite 32: Wolfgang Kubicki ist 74, nicht 76 Jahre alt.

gleichen Narrativs («Ukraine war schon immer russisch») seine Nachbarstaaten überfällt und da die nicht russischen Sowjetrepubliken besetzt wurden und den Großteil der nazistischen Besatzung ertragen mussten (Belarus, baltische Länder, Ukraine). Das ist wirklich weder journalistisch noch publizistisch zu rechtfertigen, politisch brisant und schlicht peinlich.

Martin Schön, Berlin

Das ist mitnichten Luxus

Nr. 25/2026 Leitartikel: Der wahre Verteilungskampf findet nicht zwischen Arm und Reich statt

Ich bin entsetzt, dass ich in Ihrem Magazin einen derartig unreflektierten Artikel über die Generation der Babyboomer lese. Sorry, aber die können nichts für ihre Masse, ihr jetziger Eintritt in die Rente war schon sehr lange bekannt. Es ist armselig, Menschen zu diffamieren, die jahrzehntelang das Umlageverfahren am Laufen hielten und in den Achtziger- und Neunzigerjahren Millionen Menschen zu einer echten Frührente mit 60 verholfen haben. Ich sehe ein, dass alle beitragen müssen, wenn Reformen gelingen sollen, aber bitte hören Sie mit solch einseitigen, ja bösartigen Artikeln auf. Von 1400 Euro Rente nach den benannten Arbeitsjahren leben zu müssen, das ist mitnichten Luxus.

Imke Saidykhan, Lübeck

Eine abschlagsfreie Rente mit 63 können nur diejenigen Versicherten erhalten, die 45 Beitragsjahre vorweisen. Alle übrigen müssen dauerhafte finanzielle Abschläge hinnehmen, wenn sie früher als vorgesehen in den Ruhestand gehen. Das vergisst Herr Reiermann leider zu erwähnen. Typisch für seine vom Neoliberalismus geprägte Sichtweise, die er in immer neuen Anläufen erkennen lässt.

Harald Feiber, Hergenrath (Belgien)

Sie betreiben Schuldzuweisung allein gegen »die Alten«, wie Sie diese so freundlich nennen. Na-

türlich stimmen die Vorwürfe gegen die Mütterrente und andere versicherungsfremde Leistungen, die von der Politik in das Rentensystem übertragen wurden. Aber schon bei der Rente mit 63, immerhin nur mit 45 Beitragsjahren möglich, halte ich Ihren Angriff auf »die Alten« für nicht gerechtfertigt! Sie fordern meine Generation auf, auf die »hohen Bezüge« zu verzichten zugunsten ihrer Kinder und Enkel. Wie können Sie übersehen, dass genau diese Unterstützung bei den Rentnern, denen es möglich ist, auch erfolgt? Aber: Es gibt eben eine erkleckliche Schar an Rentnern mit so niedrigen Bezügen, dass ihnen das gar nicht möglich ist. Ihr unausgegorener Vorwurf der Tyrannei der Alten ist eine regelrechte Frechheit. Nicht jeder macht Kreuzfahrten oder lebt in Saus und Braus, wie Sie das mit dem Foto in Ihrem Bericht signalisieren!

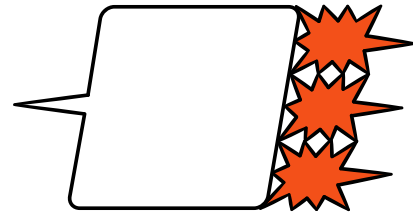
Rita Lepski, Hochdorf (Bad.-Württ.)

Die Meinung von Herrn Reiermann teile ich nicht. Den Artikel las ich, nachdem einen Tag zuvor die Welt erfuhr, dass es den ersten Billionär gibt. Zusätzlich kam die Information, dass 10 Prozent der Weltbevölkerung über 80 Prozent des Vermögens verfügen und die unteren 50 Prozent lediglich 1 bis 2 Prozent haben. Für Deutschland liegen die Werte bei 10 und 60. Die pauschale Behauptung, dass es kein Problem »Arm gegen Reich« gäbe, sondern dass das wahre Problem »Alt gegen Jung« sei, wird damit ad absurdum geführt.

Wilfried Merg, Leverkusen

Vorhin an der Kasse beim Netto lasse ich eine Seniorin vor. Sie hat nur drei Gegenstände, die sie an diesem Samstag kaufen möchte: eine Packung Schwarzbrot, eine Dose Heringsfilets in Sahne sowie eine Dose Fleischsalat. Die neonorange Sticker verraten: »Um 30 Prozent reduziert«. Diese alte Dame um die 80 hat wahrlich kein rauschendes Wochenende vor sich und muss mit einer kleinen Rente auskommen, da bin ich mir sicher. Was Ihr Leitartikel in besser neoliberaler Manier zu sug-

DEBATTE



Finden Sie die Vorschläge der Rentenkommission sinnvoll?

87% Ja

Nein 13%

Stimmabgaben: 13.228

Täglich können Sie im Debatten-Ressort auf SPIEGEL.de über aktuelle Fragen diskutieren. Hier sind ausgewählte und gekürzte Antworten:

Ja

»Diese Vorschläge der Rentenkommission erscheinen mir gangbar und fair. Allerdings muss sich das in der Praxis zeigen und gegebenenfalls modifiziert werden.«

Silvia Wisbar

Nein

»Und wieder traut man sich nicht an die Beamten heran. Logisch ist das nicht erklärbar.«

Peter Kämmerer

Sagen Sie auch digital
Ihre Meinung –
auf SPIEGEL Debatte:



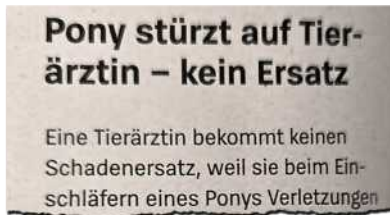
DRAHT IN DIE REDAKTION

Welchem Thema sollte der SPIEGEL mehr Aufmerksamkeit schenken? Worüber soll dringend berichtet werden?

Schreiben Sie an: draht@spiegel.de oder per Post an:
DER SPIEGEL / Draht, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

HOHLSPIEGEL

Aus der Zeitschrift »Finanztest«:



Aus dem »Trierischen Volksfreund«:

»Jeder Tote ist ein Toter zu viel, der ins Schwimmbad gegangen ist. Unabhängig davon, ob das ein Elfjähriger oder ein 99-Jähriger ist.«

Aus dem Onlinebuchungsformular eines Kinos in Rosenheim:



Das Magazin des Umweltverbands Nabu, »Naturschutz heute«, über Betrug mit Insektenhotels und Vogelhäuschen:

»Der Blick ins Impressum verrät die tatsächliche Herkunft: Statt deutschem Handwerk ist es überbeuerte chinesische Massenware. Wer reklamiert, bleibt in der Regel auf seinem Geld sitzen.«

Das »Freisinger Tagblatt« über eine neue Bahnverbindung der Flixbus-Tochter Flixtrain nach München:

»Dabei werden Züge eingesetzt, die von Lokomotiven der Firma Siemens Mobility gebaut werden.«

Kleinanzeige in den »Fränkischen Nachrichten«:



Eingesandt von Leserinnen und Lesern. Bitte schicken Sie Ihre Vorschläge an: hohlspiegel@spiegel.de

gerieren versucht, ist einfach bodenlos realitätsvergessen: Die vermeintlich saturierten Senioren lebten auf Kosten der nachfolgenden Generation(en). Vorher wird vom Autor mal eben die himmelschreiende soziale Ungerechtigkeit in Deutschland als irrelevant abgeräumt, und als »Lösung« des mutmaßlichen Generationenkonflikts soll die Einkommensteuer auch für Reiche deutlich gesenkt und die Mehrwertsteuer deutlich erhöht werden. Damit sich die alte Dame demnächst dann nur noch den Fleischsalat leisten kann?

Michael Wiederholz, Dötlingen (Nieders.)

Mit Befremden habe ich den Beitrag gelesen, in dem ältere Menschen nahezu pauschal für die Probleme unseres Landes verantwortlich gemacht werden. Der Ton des Artikels wirkt nicht nur polemisch, sondern stellenweise aggressiv und verächtlich. Eine solche Zuspitzung mag Aufmerksamkeit erzeugen, sie trägt aber wenig zu einer ernsthaften gesellschaftlichen Debatte bei. Besonders irritierend ist, dass hier Jung und Alt gegeneinander ausgespielt werden. Natürlich gibt es berechtigte Fragen der Generationengerechtigkeit: bei Renten, Wohnraum, Klima, Pflege, Bildung und Staatsfinanzen. Aber diese Fragen lassen sich nicht lösen, indem man eine ganze Altersgruppe zum Sündenbock erklärt.

Meike Fahimi, Essen

Zu viel Geduld

Nr. 25/2026 Teure Imageberatung für Wirtschaftsministerin
Katherina Reiche

Interessant: Katherina Reiches Ansehen in der Bevölkerung ist schlecht. Deshalb soll die Bevölkerung jetzt mit Steuergeldern dafür zahlen, dass ihre Meinung manipuliert wird. Wenn Reiche das Geld aus eigener Tasche für die Kommunikationsberatung zahlen würde, wäre ja alles okay. Aber dafür werden Steuergelder verwendet. Unglaublich dreist.

Dr. Anja Westram, Berlin

Danke für diese Berichterstattung. Diese Regierung kann nicht abstreiten, dass sie uns mit dieser Ministerin zu viel Geduld abverlangt. Ließ sich in der CDU niemand finden, der keine Nachhilfestunden in Wirtschaft und Empathie braucht? Und die Gesamtheit der Bürger soll die Millionen dafür bezahlen? Wenn man ein hoch dotiertes Ministeramt anstrebt und nicht alle Voraussetzungen dafür mitbringt, sollte man seine Nachschulkosten bitte schön in voller Höhe selbst tragen oder den Platz freigeben für jemanden, der oder die es kann. Es hat ein Geschmäcke, dass der Berater einer Firma angehört, die ihr Kapital bei Produzenten fossiler Energie investiert, und Ministerin Reiche genau diesen Bereich wieder stärken will.

Anne Chavez-Siebenborn,
Frankfurt am Main

Stolz auf die eigene Spezies

Nr. 25/2026 Bilanz der Walretter nach der gescheiterten Freisetzung

Bei diesem Artikel – und auch solchen über Mond- oder Marsmissionen – frage ich mich: Gibt es keine wichtigeren Sozial- oder Umweltthemen, bei denen man mit den Geldern mehr Wirkung erzielen könnte?

Thomas Rieger, München

Mich hat beeindruckt, dass Menschen so viel Geld investieren und Aufwand betreiben, um ein Tier zu retten – in einer Welt, in der Tiere einen geringen Wert haben und generell eher ausgebeutet werden. Auch wenn die Bemühungen nicht zum gewünschten Erfolg geführt haben, drückt sich in dieser Aktion eine Haltung aus – Herr Gunz nennt es »die Liebe zum Helfen« –, die mich zur Abwechslung einmal mit Stolz und Bewunderung für die eigene Spezies erfüllt.

Iris Immenkamp, Hamburg

Leserbriefe bitte an:
leserbriefe@spiegel.de

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter SPIEGEL.de zu archivieren.

FAMILIENALBUM



Privat

»Nach einer Stunde war die Rikscha fertig, fehlte nur noch ein Fahrgast«

Wie SPIEGEL-Leser Heinz Merz, 74, aus Heinersreuth mit einem Anti-Atom-Protest 1986 die Bayreuther Wagner-Festspiele aufmischte

»Dieses Foto wurde am Freitag, dem 25. Juli 1986, aufgenommen, in Bayreuth. In wenigen Minuten würde sich im Festspielhaus auf dem Grünen Hügel der Vorhang für die Premiere der diesjährigen Richard-Wagner-Festspiele öffnen. Ein prominenter Gast, Bayerns Ministerpräsident Franz Josef Strauß, war noch auf dem Weg zum Festspielhaus. Er ist der Adressat einer sehr spontanen Protestaktion.

Drei Monate zuvor war in Tschernobyl ein Atomkraftwerk explodiert. Zugleich lag nur 80 Kilometer Luftlinie von Bayreuth entfernt eine der umstrittensten Baustellen der Republik: die atomare Wiederaufarbeitungsanlage Wackersdorf, kurz WAA.

Da fiel mir die Fahrradrickscha ein, die noch von einer Hochzeit bei uns stand. Warum nicht mit ihr an der Festspielauffahrt teilnehmen? Plakate waren schnell geschrieben: ›Walküre ist besser als WAA-Willkür‹. Und: ›Wagner ja! WAAhnsinn nein!‹ Nach einer Stunde war die Rikscha fertig. Jetzt fehlte nur noch ein Fahrgast.

Nachmittags traf ich zufällig in der Stadt Kriemhild, zusammen mit ihrem Freund Christoph. Beide waren spontan bereit, bei

der Aktion am Grünen Hügel mitzumachen. Innerhalb von zehn Minuten gelang es Kriemhild, in festspielreife Garderobe zu schlüpfen. Sie hieß wirklich so. Christoph setzte sich einen Zylinder auf.

Kurz nach halb vier fuhren wir los, quer durch Bayreuth, hinein in den Feierabendverkehr, als veritables Verkehrshindernis. Am Grünen Hügel stand die Staatsmacht schon stramm. Die Karosse des Ministerpräsidenten war noch nicht durch. Mit der Rikscha war die Auffahrt kaum zu schaffen. Ein Polizist bat uns, auf den Gehweg auszuweichen. Genau in diesem Moment fuhren links die letzten Staatskarossen vorbei. In einer saß vermutlich er: Franz Josef Strauß.

Oben angekommen, waren die Türen schon geschlossen, die Prominenz saß im Festspielhaus. Dafür hatten die Pressefotografen draußen nichts mehr zu fotografieren und stürzten sich auf uns. Am nächsten Tag fanden wir unsere Rikscha in mehreren Zeitungen wieder.

So sind wir uns doch noch begegnet: Franz Josef Strauß und ich. Das Bauprojekt Wackersdorf wurde später eingestellt.«

Aufgezeichnet von Jonathan Stock

Sie haben auch ein Bild, zu dem Sie uns Ihre Geschichte erzählen möchten?
Schreiben Sie an: familienalbum@spiegel.de

WAS HATTEN UNSERE GROSSELTERN MIT DEN NAZIS ZU TUN?



240 Seiten, gebunden - 22,00 € (D) - Auch als E-Book erhältlich



© Christina Körbe

Susanne Beyer hat ihren Großvater nie kennengelernt. Er starb unter mysteriösen

Umständen in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs. Wer hat ihn erschossen? Und was war seine Aufgabe als Chemiker im Nationalsozialismus?

80 Jahre nach dem Tod ihres Großvaters versucht sie, die Wahrheit herauszufinden – dabei wird ihr immer klarer, welche Folgen die Vergangenheit für ihr eigenes Leben hat. Ein bewegendes Buch über eine Spurensuche mit vielen hilfreichen Hinweisen zu neuen Recherchemöglichkeiten. Für alle, die mehr über die eigenen Vorfahren und sich selbst in Erfahrung bringen möchten.

»So entsteht eine intellektuelle Verarmung«

Jürgen Dollase gilt als wichtigster deutscher Restaurantkritiker. Nun hört er auf – generot von Veganismus und Foodbloggern.

SPIEGEL: Herr Dollase, kürzlich haben Sie nach einem Vierteljahrhundert als Gastronomiekritiker in einem Facebook-Post Ihre Arbeit für die »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung« für beendet erklärt. Warum nehmen Sie Abschied?

Dollase: Es war ein Prozess, der am Ende etwas damit zu tun hat, dass die Qualifikation der Redakteure, sagen wir: abnimmt.

SPIEGEL: Das sagen Sie. Ist es möglicherweise nicht gerade einfach, mit Ihnen zu arbeiten?

Dollase: Nein, ich bin eigentlich ein Ausbund an Geduld mit viel Weitsicht.

SPIEGEL: Spielt bei Ihrem Rückzug eine Verdrossenheit über kulinarische Entwicklungen eine Rolle?

Dollase: Der Kritiker muss flüchtige Moden von echtem Fortschritt unterscheiden. Vegetarismus und Veganismus zum Beispiel sind etwas Weltanschauliches, nicht etwas genuin Kulinarisches. Gleiches gilt für irgendeinen Mist, den die Leute in sich hineinschaukeln, nur weil es unter »Bio« angeboten wird. Das ist eine andere Welt.

SPIEGEL: In der wir uns Ihrer Meinung nach auch von der Gastronomiekritik als feuilletonistischem Genre verabschieden müssen?

Dollase: Nein. Aber es muss ein Ruck durch die Feuilletons gehen! Man braucht sachkundige Kritik, die ihren Standpunkt fachlich begründen und ihren Gegenstand ästhetisch wie gesellschaftlich einordnen kann. Wir halten uns für besonders frei – und sind doch im Begriff, Qualität abzuschaffen. Sollen etwa große Zeitungen im Sport nur noch über die Kreisliga berichten, und das aus der Hand von absoluten Laien?



Philipp Schmidt / DER SPIEGEL

Autor Dollase:

»Bemerkenswerte Emotionalisierung«

SPIEGEL: Spielen Sie damit auf Foodblogger an?

Dollase: Die vergleiche ich gern mit Handwerkern, die ihr Handwerk nicht gelernt haben. Wer will so etwas schon in sein Haus lassen? Überall verfeinert sich unser Qualitätsbewusstsein. Nur fürs Essen gilt das nicht. Hier gilt ganz simpel: »Ich bin auch als Ungeübter eben ich, und das ist eben meine Meinung.« So entsteht eine intellektuelle Verarmung, die auch in anderen Bereichen der Gesellschaft und Kultur um sich greift.

SPIEGEL: Demokratisiert die Entwicklung nicht auch Kritik? Jeder kann sich einbringen – ist doch schön!

Dollase: Es ist eine absolute Gartenzwergperspektive, die man sich in keinem anderen Fach erlauben könnte. Kurioserweise

lässt man das vor allem TV-Köchen, Bloggern und Politikern durchgehen. Die begrenzt-einseitige Sicht eines Laien verfehlt zu leicht den Kern der Sache. Es geht darum, auf der Grundlage von Kenntnissen und reflektierten Erfahrungen Sensibilität zu entwickeln und zu einem Urteil zu kommen, das auch wirklich belastbar und überprüfbar ist. Ich mache das zum Beispiel bei meinen Geschmacksdokumentationen für das Deutsche Archiv der Kulinarik in Dresden. Es geht nie darum, irgendeinen Hokusfokus zu feiern, den kein Mensch mehr versteht.

SPIEGEL: Leidet bei einem erfahrenen Kritiker zwangsläufig die Begeisterungsfähigkeit?

Dollase: Nein, das nutzt sich nicht ab. Ich finde aber seltener einen Grund für Begeisterung.

Wenn ich vorgesetzt bekomme, was mir schon Dutzende andere Zweisterneköche vorgesetzt haben, kann sich eine gewisse Langeweile einstellen. Ein langjähriger Kritiker zieht sich irgendwann vom Modischen zurück. Ihn zieht es immer dahin, wo wirklich gut gearbeitet wird – ob in der Klassik oder der Avantgarde.

SPIEGEL: Wie definieren Sie »gut«?

Dollase: Handwerklich hervorragend, klar strukturiert, gut schmeckend – und seinen Preis wert, unabhängig davon, ob das Klassik, Regionalküche oder Avantgarde ist. Das kann mich begeistern. Meine Frau schätzt übrigens auch mein – inzwischen recht gut entwickeltes – Handwerk.

SPIEGEL: Wozu würden Sie einem Koch oder einer Köchin raten, die sich Gedanken darüber machen, wie sie einen Gast nach dem Essen am besten verabschieden können? Was wäre das ideale Outro?

Dollase: Ich würde mich am meisten über eine signierte Speisekarte freuen. Und: Ich war mal bei Nadia Santini, einer italienischen Dreisterneköchin in der Lombardei. Sie hatte es geschafft, uns ein umfangreiches Mittagessen zu servieren, das trotzdem nicht zu schwer war. Wir saßen schon bei einem entsprechend guten Dessert, da lief dann auf einmal eine Musik... Kennen Sie diese klassischen Hollywoodfilme? Die Musik, die da am Ende kommt?

SPIEGEL: Wer kennt die nicht?

Dollase: Das kam da, da lief es uns wirklich den Rücken herunter. Eine bemerkenswerte Emotionalisierung. Fand ich gut.

Interview: Arno Frank

5

Jetzt für nur 39€

Lesen Sie Ihren Wunschtitel zum exklusiven Vorteilspreis!



DER SPIEGEL

Deutschlands bedeutendstes Nachrichten-Magazin steht für einen unabhängigen und investigativen Journalismus. Inklusive Zugriff auf das digitale Magazin, alle S+-Inhalte auf SPIEGEL.de sowie in der App und vieles mehr.

10 Ausgaben für nur 39€ statt 71€.



DEIN SPIEGEL

Das Nachrichten-Magazin für Kinder im Alter von 8 bis 13 Jahren informiert in altersgerechter Sprache über Wissen, Politik, Gesellschaft, soziale Medien und Kultur. Auch Themen aus dem Alltag von Tweens wie Schulstress oder Mobbing kommen nicht zu kurz.

10 Ausgaben für nur 39€ statt 59€.



SPIEGEL GESCHICHTE

Hier wird die Vergangenheit emotional und packend erzählt. Jede Ausgabe widmet sich einem historischen Thema mit lebendigen Berichten, Bildstrecken und Reportagen. Inklusive ePaper als PDF zum Download und Zugang zum Digitalarchiv mit allen seit 2009 erschienenen Ausgaben.

5 Ausgaben für nur 39€ statt 57,50€.



Gleich Vorteilspreis sichern:
abo.spiegel.de/vorteil39

oder telefonisch unter 040 3007-2700
(Angebot gilt nur in Deutschland.)

Mercedes-Benz

Der Mercedes-Benz unter den Limousinen.

Die neue S-Klasse vereint zeitlose Eleganz, außergewöhnlichen Komfort und innovative Assistenzsysteme zu einem Fahrzeugerlebnis, das Maßstäbe setzt.

Welcome home.



140 YEARS OF
INNOVATION